



973 V328v

545918 ✓



SAN FRANCISCO PUBLIC LIBRARY

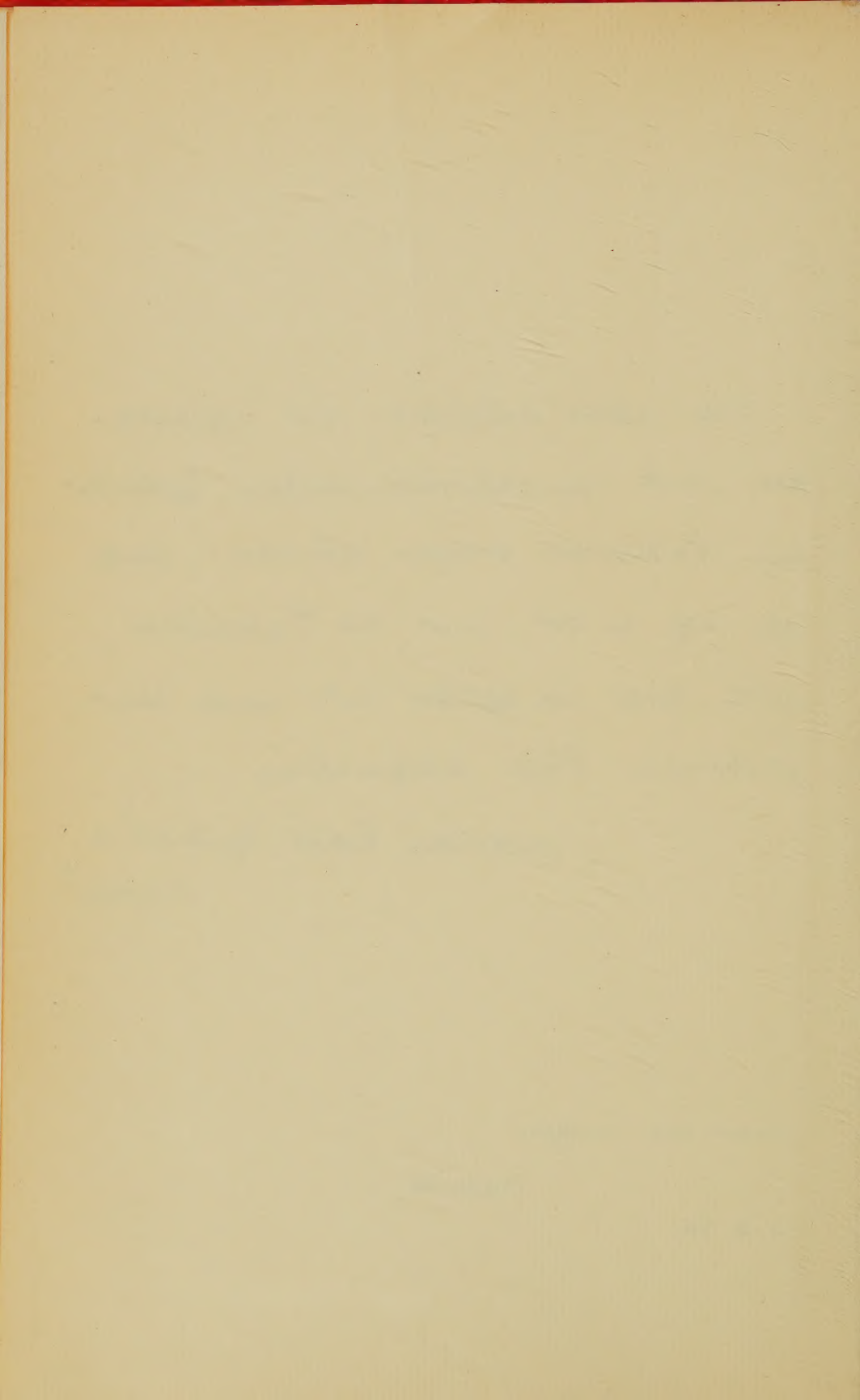
Ich hätte vielleicht mit sonderba-
ren und unwahrscheinlichen Geschie-
hen Staunen erregen können, doch
ich zog es vor, nur die Tatsachen,
und zwar in gerader Art und ein-
fachster Pile darzustellen . . .

(Jonathan Swift: Gulliver's
travels)

meinem Jungen!

Sabine.

11. 8. 24.



VON COLUMBUS BIS COOLIDGE

H E N D R I K V A N L O O N

VON COLUMBUS
BIS COOLIDGE

WERDEGANG EINES WELTTEILS

1929

RUDOLF MOSSE BUCHVERLAG BERLIN

Erste bis sechste Auflage 1929

Mit 93 Zeichnungen des Verfassers

973

V328v

545918

Deutsche Übertragung

von Gustav Schultze-Buchwald

3 1223 00702 1695

Wilhelm und Julie Roediger
in dankbarer Freundschaft



Amerikas Entdeckung und Erforschung durch Europa bis zum Jahre 1638



Amerikas Entdeckung und Erforschung durch Europa bis zum Jahre 1638

INHALTSVERZEICHNIS

I. K A P I T E L	
<i>Billiges Gewürz gefragt</i>	Seite 13
II. K A P I T E L	
<i>Eine ungeahnte Welt</i>	„ 20
III. K A P I T E L	
<i>Glaube, Gold und der Indianer</i>	„ 31
IV. K A P I T E L	
<i>Tierras de Ningun Provecho</i>	„ 37
V. K A P I T E L	
<i>Samuel de Champlain de Brouage lernt die edle Kunst, im Kanu zu fahren</i>	„ 41
VI. K A P I T E L	
<i>Dr. Calvin führt Regiment — hier und im Jenseits</i>	„ 45
VII. K A P I T E L	
<i>Der Ketzer wird zum Räuber</i>	„ 49
VIII. K A P I T E L	
<i>Herba Sancta Indorum</i>	„ 54
IX. K A P I T E L	
<i>Ein neues Zion im eisigen Westen</i>	„ 62
X. K A P I T E L	
<i>Verzweiflung am Mutterlande schafft eine neue glücklichere Heimat an den westlichen Gestaden des Atlantik</i>	„ 68
XI. K A P I T E L	
<i>Die holländische Westindische Gesellschaft legt ihre Gelder falsch an</i>	„ 72
XII. K A P I T E L	
<i>Die Schweden kommen zweihundert Jahre zu früh</i>	„ 81

XIII. K A P I T E L
Eine freie Kolonie für alle Völker Seite 85

XIV. K A P I T E L
Kolonien werden auf gut Glück gegründet „ 92

XV. K A P I T E L
*Auf Königliche Verordnung wird ein Reichsverwaltungsgebäude
errichtet* „ 93

XVI. K A P I T E L
Hoffnungsschimmer am Horizont „ 98

XVII. K A P I T E L
Kaiser und Könige spielen „Land ergaunern“ „ 101

XVIII. K A P I T E L
*Georg Grenville als Gutachter für wirtschaftliche Leistungs-
fähigkeit* „ 106

XIX. K A P I T E L
Holländischer Tee und französische Melasse „ 110

XX. K A P I T E L
Das Grenzland erteilt derbe Lehre „ 116

XXI. K A P I T E L
*Rechtsanwalt Adams aus Quincy, Massachusetts, und sein Vetter
Sam wenden sich der Politik zu* „ 119

XXII. K A P I T E L
*Der Befehlshaber der Kolonialstreitkräfte muß Seiner Majestät
schlechte Meldungen abstaten* „ 122

XXIII. K A P I T E L
*General Georg Washington aus Fairfax in Virginien zieht wieder
Uniform an* „ 127

XXIV. K A P I T E L
*Thomas Jefferson aus Albemarle in Virginien liefert den Beweis
für die Überlegenheit klassischer Bildung* „ 130

XXV. K A P I T E L
König Georg III. wird in seinem Lande ein Volksheld „ 136

XXVI. K A P I T E L
Lord North muß sogar nachts arbeiten „ 139

XXVII. K A P I T E L

Dr. Benjamin Franklin, der bekannte Buchdrucker aus Philadelphia in Pennsylvanien, spricht bei dem Nachkommen des heiligen

Ludwig vor Seite 142

XXVIII. K A P I T E L

Jean-Jacques Rousseau schreibt ein Buch, und Herr Marquis de la Fayette studiert im amerikanischen Urwalde die reizenden Kinder der Natur „ 151

XXIX. K A P I T E L

Was des Mutterlandes Uhl, ist des Grenzgebietes Nachtigall „ 155

XXX. K A P I T E L

Ein Vergleich rettet eine Nation und schafft ein Reich „ 159

XXXI. K A P I T E L

Herr Alexander Hamilton von der Insel Nevis, B. W. I., gibt dem Lande eine gesunde wirtschaftliche Grundlage, und Seine Hochwohlgeboren Herr Georg Washington kehrt, älter und noch ernster, nach Mount Vernon zurück „ 164

XXXII. K A P I T E L

Seine Exzellenz der Herr Präsident John Adams muß erfahren, daß Revolution und Revolution nicht immer dasselbe sind „ 172

XXXIII. K A P I T E L

Thomas Jefferson, Präsident der Vereinigten Staaten, schließt mit dem Kaiser Napoleon ein wichtiges Grundstücksgeschäft ab „ 179

XXXIV. K A P I T E L

Das Mutterland macht Abschiedsbesuch „ 184

XXXV. K A P I T E L

Präsident James Monroe begrüßt die Heilige Allianz, und Simon Bolivar zieht zur Gründung einer neuen Welt aus „ 191

XXXVI. K A P I T E L

Neuer Glaube „ 197

XXXVII. K A P I T E L

Diktatur „ 200

XXXVIII. K A P I T E L

Leichtsinnige Gaukler und unnütze Lautenspieler „ 205

XXXIX. K A P I T E L
*Präsident Santa Anna von Mexiko erfährt die Richtigkeit des
 Gesetzes vom Horror Vacui der Natur* Seite 211

XL. K A P I T E L
Sklaverei und Dampfmaschine „ 214

XLI. K A P I T E L
Ein lästiger Vertrag „ 222

XLII. K A P I T E L
*Ein unbekannter Rechtsanwalt aus Illinois ist bereit, den Prozeß
 zu übernehmen* „ 229

XLIII. K A P I T E L
Der Prozeß vor dem Gericht „ 234

XLIV. K A P I T E L
Der Prozeß wird in letzter Instanz entschieden „ 240

XLV. K A P I T E L
*Der letzte der Eroberer unternimmt seine letzte Fahrt — in
 einem Sarge* „ 255

XLVI. K A P I T E L
In Utah wird ein goldener Nagel eingeschlagen „ 260

XLVII. K A P I T E L
Niedergang und Verfall der amerikanischen Kultur „ 267

XLVIII. K A P I T E L
Ellis Island und Plymouth Rock „ 272

XLIX. K A P I T E L
Kraft und Stoff, die neuen Götter „ 277

L. K A P I T E L
Billigere Rohstoffe gefragt „ 285

LI. K A P I T E L
Amerika entdeckt Europa „ 290

LII. K A P I T E L
Neue Unabhängigkeitserklärung „ 293

LIII. K A P I T E L
*Amerika, das Land modernster Technik und mittelalterlicher
 Menschen* „ 299



Eindringlinge

KAPITEL I

Billiges Gewürz gefragt

Die Kaufmannsgilde war in schrecklicher Verlegenheit. Ihr Vorrat an Gewürzen war nahezu erschöpft. Die Nachfrage aber überstieg alles bisher Dagewesene. Die Kaufmannsgilde war in schrecklicher Verlegenheit. Und damit hat es eine besondere Bewandtnis.

Es ist ein von den Professoren der Nationalökonomie und unseren Strafrichtern beobachtetes Gesetz, daß diejenigen, die eine Zeitlang ihre Mahlzeiten in einem Weinrestaurant eingenommen haben, ungern zur Kost der Volksspeisehallen zurückkehren. Natürlich pflegen sie sich angesichts der Notwendigkeit mit dem mageren Speisezettel dieser einfachen Einrichtungen zu begnügen; ehe sie sich aber so offen besiegt und geschlagen bekennen, kämpfen sie mit allen Kräften, die gewohnte Lebenshaltung weiterzuführen.

Die Barbaren, die im Laufe des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung den größten Teil Westeuropas überrannten, waren Menschen einfachen Geschmackes, das bedeutet gewöhnlich: Menschen ohne Geschmack. Bei ihnen ging die Quantität der Qualität vor; und ein Gebiet, das seit der letzten großen Eiszeit unberührt dagelegen hatte, genügte ihrem Verlangen nach einer Holzbank, einem fetten Stück Rindfleisch und fürchterlich viel Bier.

Tausend Jahre brauchten sie, um alles in Ordnung zu bringen, was zu ordnen war. Dann zogen Ruhe und Frieden wieder auf der Erde ein, und während bei den Alten also Ruhe und Frieden herrschte, erwachte in der jüngeren Generation die Wanderlust.

Tausend Jahre zuvor hätte die Wanderlust eine neue Anarchie heraufbeschworen. Jetzt aber beugten sich die Völker des Westens wieder einem Herrn. Er beanspruchte keine weltliche Macht. Mit seinen geistlichen Waffen indessen konnte er ganze Bataillone Schweizergardien vernichten. Seine Pfeile aus Papier durchbohrten die Mauern der stärksten Burgen.

Sein Mißfallen zu erregen war schrecklicher als die Kriegsdrohung von Kaiser oder König.

Umgeben von den gescheiterten Diplomaten, den schlauesten Staatsmännern, vermochte er die steigende Flut der Unruhe in die Kanäle der Eroberung fremden Gebietes abzulenken und jene große Wanderung nach dem Osten zu veranlassen, die wir als die Kreuzzüge bezeichnen.

Im Jahre 622 n. Chr. hatte sich Asien unter dem Banner eines funkelnagelneuen Propheten wieder einmal zum ungleichen Kampfe gegen die „mittelalterliche Welt“ gerüstet. Diesmal war es ein Ringen in wahrhaft gigantischem Ausmaß. Der linke Flügel der mohammedanischen Heere nahm Spanien in Besitz; der rechte Flügel zog inzwischen durch Syrien und Kleinasien gegen Konstantinopel. In diesem Augenblick packte das Haupt der christlichen Kirche die Angst, und es erklärte einen heiligen Krieg.

Militärisch bedeutete der Krieg einen völligen Mißerfolg. Seine sozialen Auswirkungen aber waren von großer, dauernder Bedeutung. Zum ersten Male, seit dem Untergang des römischen Reiches, sahen sich die europäischen Völker einer Kultur gegenüber, die ihrer eigenen in fast jeder Beziehung überlegen war. Zum Kampfe gegen die Ungläubigen und zur Eroberung ihrer Besitzungen war man gen Osten gezogen. Mit einem neuen Begriff von Behaglichkeit und Luxus und mit tiefer Abneigung gegen die Kulturlosigkeit des eigenen öden Lebens kehrte man heim.

Der plötzliche Wechsel in den allgemeinen Anschauungen spiegelte sich bald in den Wohnungen der Menschen auf dem westlichen Festlande wider, in ihrer Tracht, ihren Lebensgewohnheiten, in Zeitvertreib und Speise und Trank.

Nach der Art aller älteren Generationen pries die ältere Generation die einfachen Tugenden der Vorfahren. Die Jüngeren zuckten bloß die Achseln und lächelten. Sie hatten die „große Stadt“ gesehen und wußten es besser. Ruhig warteten sie ihre Zeit ab; sobald die Alten tot waren, ließen sie schnell die Möbel im Wohnzimmer aufpolstern, ein paar fremde Köche kommen und schickten ihre Söhne in die nächstgelegene Stadt, wo sie das Bankfach erlernen oder Kaufleute werden und in der Kürze eines Lebens jenen Wohlstand erwerben

sollten, den der Boden nicht in tausend Jahren zermürender schwerer Arbeit gewähren würde.

Die Kirche murrte.

Dieses Ergebnis hatte sie nicht vorausgesehen.

Der Eifer, Kirchen zu bauen, erlahmte. Aber prächtige Privatbauten und reichgeschmückte öffentliche Gebäude entstanden allerorten.

Inzwischen war auch am anderen Ufer des Mittelmeeres die Woge jener eigenartigen religiösen Hingebung abgeebbt, die ihre Liebe zu Allah nach der Zahl der totesgeschlagenen Gefangenen maß. Kurzum, beide Parteien hatten remis gemacht und waren zu einem Kompromiß bereit, das ihren Kaufleuten den Beutel füllte.

Die alten abgenutzten Handelsstraßen wurden wieder instand gesetzt. Wiederum trugen geduldige Kamele ihre Lasten von Kaschgar nach Damaskus; wieder, wie in alten Zeiten, fuhren venezianische Karavellen und genuesische Galeeren regelmäßig von Alexandria nach Famagusta.

Da trat eines jener unbedeutsamen Ereignisse ein, die (nach der Art unbedeutsamer Vorfälle) für alle Zukunft den ganzen geschichtlichen Aspekt umzugestalten vermögen. Es war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die fürchterlichen Tataren hatten gerade den Kriegspfad beschritten, und in panischem Schrecken flohen die Menschen vom Amur bis zur Weichsel vor dieser Flut grinsender kleiner gelber Teufel. Unter den Flüchtlingen war eine kleine Schar Nomaden (zwei bis dreihundert Familien höchstens), die seit undenklichen Zeiten friedlich im Herzen Asiens gewohnt hatten. Sie zogen fast bis ans Mittelmeer. Dann hörten sie, die Gefahr sei vorüber, und beschlossen die Heimkehr. Sie mußten den Euphrat überschreiten. Aber ein Unglück trat ein. Ihr Führer fiel vom Pferde und ertrank. Die andern, die noch auf dem westlichen Ufer waren, packte das Entsetzen. Dieses plötzliche Unglück erschien ihnen als eine direkte Warnung des Himmels, und sie baten den König von Persien um die Erlaubnis, sich niederzulassen, wo sie sich befanden. Das übrige ist allgemein bekannt. In weniger als hundert Jahren machten sich die wandernden Hirten zu Herren des Reiches, das ihnen Gastfreundschaft gewährt hatte, und eine Generation später waren sie die anerkannten Herrscher der mohammedanischen Welt und begannen

einen Eroberungszug, auf dem sie ihr Pferdeschweifbanner bis an die Tore Wiens tragen und den Namen „Türke“ für alle Zeiten zur sprichwörtlichen Bezeichnung eines grausamen und tapferen Menschen machen sollten.



Der erste Weiße kommt

Wäre nun dies plötzliche Aufleben mosleminischer Wut nur politischer Natur gewesen, so hätte das nicht so viel geschadet. Aber eine gewaltige Welle geistlicher Raserei wälzte sich über die Ebenen und Hügel Westasiens. Im Laufe der sechs Jahrhunderte, die seit dem Tode des Propheten vergangen waren, hatte sich die ursprüngliche Glut seiner Anhänger beträchtlich abgekühlt. Der „Glaube der

Väter“ war etwas sehr Schönes, aber auch der Gewinn aus dem Handel mit Pfeffer, Zimt und Indigo. Unglücklicherweise zwang dieser Handel die wahrhaft Gläubigen, mit den ungläubigen Kunden jenseits des Mittelmeers in Freundschaft zu leben; aber Geschäft ist Geschäft, und man kann sich nicht vor den Christen verschanzen, wenn man mit ihnen Handel treibt.

Anders die Bewohner in den Dörfern und einsamen Tälern. Ihnen war es mit der Religion Ernst, und durch den militärischen und politischen Erfolg ihrer türkischen Führer ermutigt, nahmen sie sich vor, die irrenden Brüder in den großen Städten zum wahren Glauben zurückzuführen. Weit und breit durchzogen Derwische (die Mönche der mohammedanischen Welt) das Reich des Propheten. Die einen beteten, die andern tanzten, andere drehten sich wie ein Wirbelwind, wieder andere heulten. Alle aber predigten sie Rückkehr zu den strengen Lehren des ursprünglichen Glaubens.

Zuerst lachten die Kaufleute in Bagdad und Damaskus. Den „Puritanern“ aber war es heiliger Ernst. Bald verging den Kaufleuten das Lachen. Ein wenig später (gewarnt durch das Schicksal ihrer ermordeten Nachbarn) beschränkten sie die Handelsbeziehungen auf ihre Glaubensgenossen.

Und so wurde die Versorgung mit gewissen Gütern Asiens plötzlich unterbunden, gerade als die Europäer besonders auf sie angewiesen waren. Diese Erzeugnisse, die länger als zweihundert Jahre ununterbrochen in reicher Fülle nach Westen gekommen waren, verschwanden nun allmählich von den europäischen Märkten. Sofort hamsterten die Spekulanten. Die Preise stiegen. Der Kredit wurde entzogen und Zahlung in Gold verlangt. Das war ganz neu im Westen. Die mittelalterliche Welt hatte bei ihren alltäglichen Geschäften nie auf Bargeld bestanden. Das Schwein des einen war ebenso gut wie die Eier des andern. Ein Kloster konnte für seinen Honig bequem den Essig vom andern eintauschen.

Der auswärtige Handel hatte allerdings immer einen gewissen Betrag in Gold oder Silber erfordert. Die Gewürzhändler in Kalkutta hatten sich nicht mit Speckseiten und Tonnen Salz befriedigen lassen. Ehe sie ihre Vertreter in Aden zur Lieferung ermächtigten, hatten sie Hinterlegung venezianischen Goldgeldes gefordert.

Jetzt verlangte aber der europäische Markt Bargeld bei Lieferung. Das machte die Sache äußerst verwickelt.

Denn Gold war ein Artikel, der auch vom Auslande eingeführt werden mußte. In Europa gab es einige Silberminen; die geringe Menge Gold aber, das sich in den Gebirgen Österreichs, Sachsens und Spaniens fand, reichte keineswegs zur Finanzierung der immer wachsenden Geschäfte von Spekulanten und ehrlichen Gewürzhändlern aus.

Hier war man in einem *circulus vitiosus*, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hatte. Dem ganzen ökonomischen Gebäude Europas (was in letzter Linie das ganze geistliche, soziale, literarische, künstlerische und wissenschaftliche Gebäude bedeutet) drohte die Gefahr unmittelbaren Einsturzes.

Syrien und Ägypten allerdings (die beiden Länder, durch deren Gebiet die Haupthandelsstraßen von Osten nach Westen von allem Anfang an liefen) nahmen die Türken erst zwölf Jahre nach dem Tode des Columbus in Besitz.

Ein Kaufmann aber, der sein Geschäft versteht, wartet nicht bis zum wirklichen Eintritt des Unglücks. Er baut vor.

Wir hören sehr viel von dem Scharfsinn unserer modernen Industriekapitäne und reden uns ein, unser Zeitalter habe diese Art von unerschrockenen Männern geboren. Das ist eine jener Täuschungen unserer Zeit, die eine Vorliebe für Selbstbespiegelung hat, wie die Ente fürs Wasser.

Die Welt im Jahre des Heils 1929 ist tatsächlich der Welt im Jahre des Heils 1429 oder 429 sehr ähnlich. Sie enthält allerlei Menschen. Einige sind gescheit. Einige sind nicht ganz so gescheit. Andere sind ausgesprochen dumm.

Die letzten (immer bei weitem die Mehrheit) waren völlig teilnahmslos. Die zweite Kategorie empfand unbestimmt, daß etwas geschehen müsse, bekam Angst vor der eigenen Courage und unternahm nichts. Die erste aber (eine sehr kleine Minderheit) zog Rock und Weste aus, krämpelte die Ärmel auf und machte sich daran, die Entscheidung herbeizuführen. Der Landweg nach dem gewinnbringenden Osten wurde nach und nach gesperrt. Schön. Dann würde man sich eben eine neue Straße nach Süden oder Westen suchen. Das Unternehmen erforderte eine Fahrt über Meere, für die es noch keine Karten gab,

und erschien so hoffnungslos wie heutzutage eine Fahrt nach dem Mond. Die Hindernisse waren wirklich so ungeheuer, daß nur ein Träumer sie bewältigen konnte.



Gen Westen

KAPITEL II

Eine ungeahnte Welt

Seine Nachbarn in Genua kannten ihn einfach als Christl Tauber. Die Spanier, die Milliarden aus seiner Entdeckung gewannen und ihn um seinen Lohn betrogen, nannten ihn Don Christobal Colón, und später fügten sie in Erinnerung an das Goldland im Norden von Venezuela den hoch klingenden Titel Herzog von Veragua dazu. Im allgemeinen sprachen die Menschen von ihm als Christoph Columbus, und als solcher wird er auch in unserer kleinen Geschichte auftreten. Er wurde im Jahre 1446 oder 1447 oder 1448 oder 1449 oder 1450 geboren. Genau wissen wir es nicht, und das macht auch nicht viel aus. In Genua oder Cogoletto kam er zur Welt. Genau wissen wir es nicht, und das macht auch sehr wenig aus. Seine armen Gebeine aber wurden in weniger als vier Jahrhunderten siebenmal begraben, ausgegraben und wiederbegraben. Und das sagt alles. Ruhelos bis zum Tode, und als Lohn eiserne Handschellen und die sechs Bretter eines Holzsarges. Der Vater des Columbus war im Wollhandel tätig, halb Weber, halb Kaufmann, einigermaßen wohlhabend, und konnte seinen Sohn auf eine gute Schule schicken. Später sollte der Junge das Geschäft übernehmen und ein achtbarer Bürger werden.

Aber Achtbarkeit im gewöhnlichen Sinne bedeutete für Columbus wenig. Er war von dieser Welt und doch nicht ganz von dieser Welt. Er brauchte Geld — sehr viel Geld für seine Pläne, Studien und Bücher. Die Menschen sollten erkennen, daß Mut, Ausdauer und Überlegenheit des Geistes ihn, den Webersohn, zum würdigen Gefährten der Mächtigen dieser Erde machten.

In dem eigenartigen Geschäft, das wir Leben nennen, fand er sich kaum zurecht. Aber nach selbsterdachtem Verfahren eine Nußschale von Schiff über unbekanntes Meer zu steuern, vermochte er, und eine aufsässige Mannschaft von lauter Galgenvögeln und Straßenräubern so lange durch Schmeichelrede zum Parieren zu bringen, bis er wirklich fand, wonach er ausgesegelt war, und, wenn es sein mußte, mehr

Hunger, Durst und Skorbut zu ertragen und weniger zu schlafen als sonst ein Sterblicher — das vermochte Columbus.

Das Mittelalter hatte vor unserer Zeit einen gewaltigen Vorzug. Damals galt es noch als anständig, ja als wesentlich, daß man seinen Beruf erlernte und recht erlernte. Abgekürztes Verfahren gab es nicht. Und als der junge Christoph sich entschied, seines Vaters



Das Heim Prinz Heinrichs des Seefahrers

Wollgeschäft später nicht zu übernehmen, sondern den Seemannsberuf wählte, trat er sofort bei einem Kapitän in die Lehre und mußte seinen Beruf von Grund aus lernen und als Schiffs- und Küchenjunge anfangen.

Die nächsten vier Jahre finden wir ihn in jedem Hafen des östlichen Mittelmeeres, etwas später treffen wir Spuren von ihm in Portugal und England, und wir wissen, daß er auf seinen Fahrten bis zu den eben entdeckten Küsten Guineas gelangte. Dann heiratete er. Indessen ganz bezeichnend für seine einseitige Einstellung: er heiratete in den

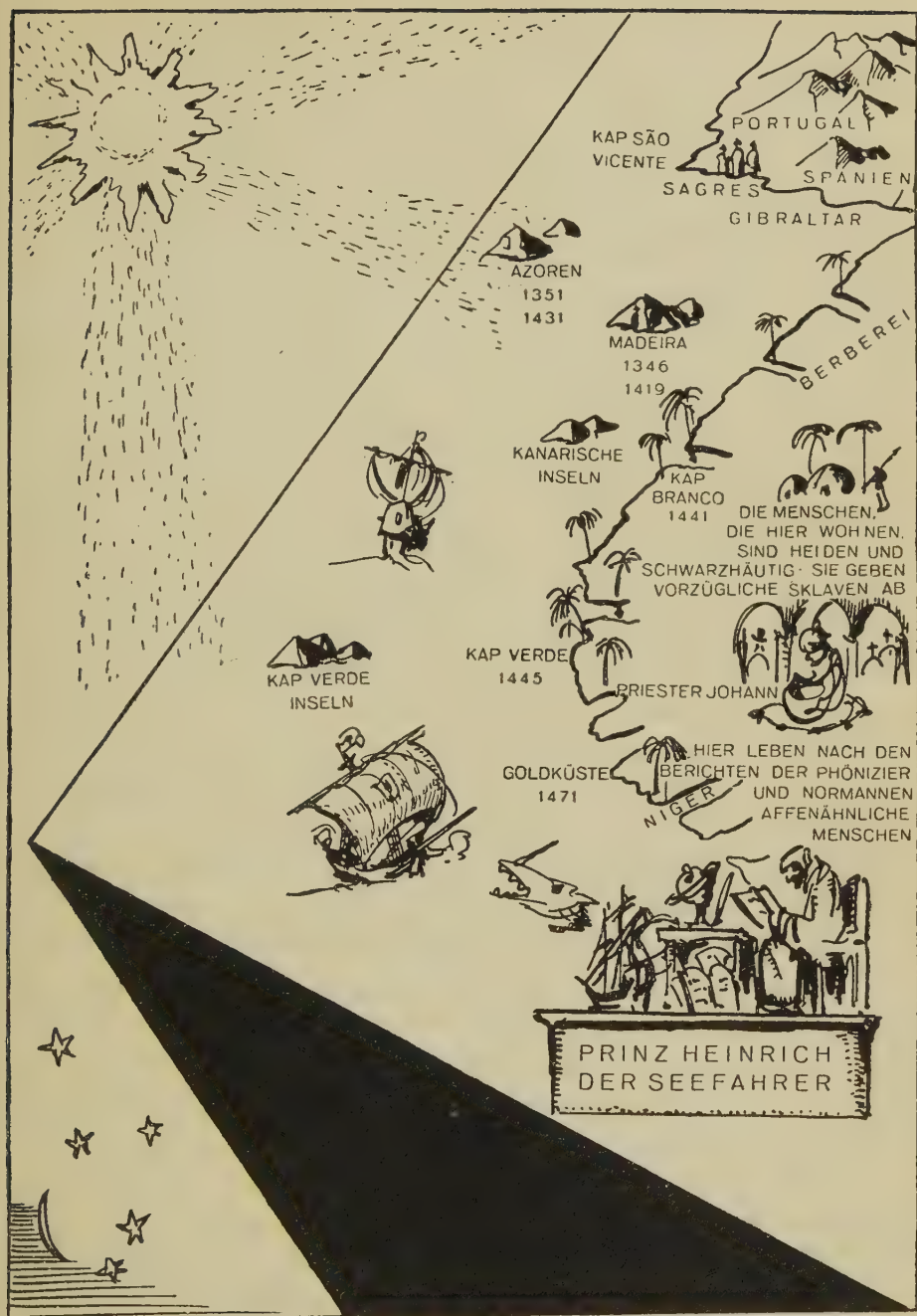
Beruf. Die Dame seiner Wahl war nicht reich, hatte aber die Logbücher ihres Vaters und alle seine Aufzeichnungen geerbt. Ihr Vater war kein anderer als Bartholomäus Perestrello, Kapitän in Diensten Heinrichs des Seefahrers und erster Generalstatthalter von Porto Santo, einer der jüngst wiederentdeckten Inseln der Madeiragruppe. Auf diese Weise kam Columbus in direkte Berührung mit dem Werke eines Mannes, der in jedem Sinne des Wortes der Prophet heißen kann, der einem größeren als er selbst den Weg bereitete, den Tag des endlichen Sieges aber nicht erlebte.

Heinrich der Seefahrer war der Sohn eines portugiesischen Vaters und einer englischen Mutter. In seiner Jugend ein großer Krieger, aber ernst, ja puritanerhaft, zog er sich, nachdem Portugal für alle Zeiten gegen heidnische Einfälle von Nordafrika her gesichert war, vom Hofe zurück und erbaute sich in der Nähe von Sagres auf den öden Höhen eines einsamen Vorgebirges in seiner Heimat eine klösterliche Burg, die die allererste Seemannsschule und die wichtigste mittelalterliche Sternwarte werden sollte.

Ungestört vom Lärm der Außenwelt sammelten, sichteten und ordneten dort königliche Geographen, Astronomen, Mathematiker und Kartographen jenes eigenartige bunte Material von Kenntnissen, das ein wesentlicher Bestandteil der Schiffahrtskunde seit jenen Tagen war, da der Karthager Hanno die westliche Welt mit seinen geheimnisvollen Geschichten von den Affen überraschte, die wie Menschen daherschritten und „Gorillas“ genannt wurden.

Es sei gleich hier gesagt, daß der edle Fürst nicht die geringsten geschäftlichen Interessen hatte. Der Enkel Johanns von Gent und Großmeister des unermesslich reichen Christusordens brauchte sich um Mark und Pfennige den Kopf nicht zu zerbrechen. Außerdem war er auch ein zu treuer Sohn der Kirche, als daß er sich um weltliche Schätze viel gekümmert hätte.

Nichts zeigt vielleicht die Schwierigkeit mittelalterlicher Forschungsarbeit so deutlich wie die langsamen Fortschritte im berühmten Institut zu Sagres, das in der Schiffahrtskunde das letzte Wort sprach und um die Kosten der Forschungen sich nie zu sorgen brauchte. Oft benötigten die Schiffe, die seine Flagge zeigten, Jahre, um eine Entfernung zurückzulegen, die ein moderner Dampfer in ein paar Tagen durchfährt.



Die Welt des Prinzen Heinrich

Unter dem Einfluß dieses Institutes hörte die Nautik auf, ein kunter, bunter Bericht von Seeungeheuern und schwimmenden Inseln zu sein, von versunkenen Festländern und jenen andern hundert Märchen, mit denen die ersten Missionare aus Irland ihre leichtgläubigen Pfarrkinder entzückt hatten. Kompaß und Sextant machten allmählich die Gewohnheit überflüssig, die Küste abzuklappern. Die aufregenden Erzählungen von Matrosen, die vom Kurse abgekommen waren und in ihrem Entsetzen mächtig Seltsames gesehen hatten, fanden keine leichtgläubige Aufnahme mehr.

Unter diesen Fabeln war eine, die dem Columbus wie allen seinen seefahrenden Kameraden genau bekannt gewesen sein muß: die Erzählung von den Fahrten nach einer gänzlich neuen Welt, die irgendwo nördlich vom nördlichen Polarkreis liegen sollte. Einigen Freunden deutete Columbus an, er sei bis zur Ultima Thule gekommen. Was er mit „Ultima Thule“ meinte, wissen wir nicht. Es kann Island, es können die Faroer gewesen sein. Man muß sich gegenwärtig halten, daß zu Columbus' Lebzeiten es noch Titularbischöfe von Grönland gab, daß direkter Verkehr mit dieser Insel noch während der vorangegangenen Generation bestanden hatte und daß die Isländer damals gerade ihre gewaltige Sammlung jener alten „Sagas“ veranstalteten, die die Heldentaten ihrer Vorfahren berichten und eingehend von geheimnisvollen Ländern im fernen Westen sprechen.

Bei ihren Forschungen nach urkundlichen Zeugnissen haben die Historiker manchmal solche Kleinigkeiten wie Meeresströmungen und Winde übersehen. Hält man sich eine Karte des Atlantischen Ozeans vor Augen, so legt man sich nicht mehr die Frage vor: Haben die Normannen die Küste Amerikas je erreicht? Man sagt vielmehr: warum brauchten sie so lange, um dorthin zu gelangen?

Trieb ein französischer oder englischer Seefahrer einmal vom Kurse ab, so sank er oder gelangte in seinen Heimathafen zurück. Ein Wikinger aber auf seiner Fahrt von Norwegen nach den arktischen Kolonien lief Gefahr, von der Grönlandströmung gepackt zu werden, und wenn es ihm besonders gut ging, pflegte er Gast der Labradorströmung zu werden, und dann gab es kein Entrinnen mehr. Er mußte irgendwo an der Westküste des nordamerikanischen Kontinentes landen.

Man darf nicht vergessen, daß mehr als vierhundert Jahre (983—1410) hindurch direkter, ununterbrochener Verkehr zwischen Grönland und Norwegen bestand; Hunderte von Männern und Frauen müssen in dieser Zeit die Reise nach den westlichen Inseln gemacht haben; sie segelten ohne Karte und Kompaß und waren den verschiedenen arktischen Strömungen so stark ausgesetzt, daß wir, die wir sogar den Golfstrom als *quantité négligeable* ansehen, es nicht zu fassen vermögen, und endlich waren sie ungemein phantasiebegabte Menschen, die uns eine treue, eingehende Aufzeichnung ihrer Entdeckungsfahrten hinterlassen haben.

Ich beziehe mich auf die Normannenepisode in der amerikanischen Geschichte nur, um zu zeigen, daß in Columbus' Tagen es eine allgemein anerkannte Tatsache war, daß „etwas“ jenseits des Ozeans lag und daß dieses „etwas“ jemand finden konnte, der Wagemut besaß und drei bis vier Wochen immer nur westwärts zu segeln bereit war. Die Überzeugung allein genügte unglücklicherweise aber nicht, daß diese Länder (wahrscheinlich eine Reihe Inseln in der Höhe von Indien und China) zu Schiff erreichbar waren. Jemand mußte die Schiffe stellen, und Schiffe kosteten damals genau wie heute Geld. Damit kommen wir zum zweiten Teile im Leben des Columbus, seiner Tätigkeit als Tatmensch.

Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts war Bargeld in nennenswertem Betrage nur in Italien aufzutreiben. Gesetzt nun den Fall, der Papst oder die Medici hätten sein Unternehmen finanziert, gesetzt den Fall, er hätte die Unterstützung durch die Regierung von Venedig oder Genua für sich gewinnen können, was hätte ihm das genützt?

Spanien kontrollierte die Zugänge zum Ozean. Und Spanien war ein mächtiges, höchst zentralisiertes Land; deshalb war Spanien der gegebene Anwärter auf die Ehre, die das Unternehmen des Columbus seinem zukünftigen Beschützer eintragen würde, und an Spanien wandte er sich, als er ernste Vorbereitungen für seine große Fahrt nach dem Westen traf.

Wir, die wir nichts dabei finden, Millionen von Mark für einen lächerlichen militärischen Erfolg in ein paar Stunden zu vergeuden, können die Schwerfälligkeit, ja die Hilflosigkeit des kapitalistischen Systems vor der Erfindung des Kredits schwer begreifen und richtig beurteilen. Spanien ließ sich fast die Möglichkeit entgehen, Herr der Neuen

Welt zu werden, weil König Ferdinand und Königin Isabella nicht fünfzigtausend Mark in bar aufreiben konnten.

Nach vielem Feilschen und Gerede brachte man zuletzt die Summe auf. Ohne die persönliche Unterstützung der Brüder Pinzon, ehrenwerter Kaufleute aus dem entlegenen Städtchen Palos, hätte Columbus wahrscheinlich den Rest seines Lebens in Paris und Lissabon und London verbracht und den königlichen Ausschüssen dargelegt, daß seine Pläne nicht Träume eines Verrückten waren und daß ein paar Mark, jetzt gewagt, unzähligen Reichtum in naher Zukunft bringen würden.

Am dritten August 1492 fuhr Columbus nach den Azoren mit drei Schiffen ab, deren größtes kleiner als ein ansehnlicher Flußdampfer und für den Küstenhandel mit Flandern gebaut war.

Noch zweimal sichtete er Land, die Kanarischen Inseln und Teneriffa. Dann fuhr er kühn hinaus in das weite Gebiet des Unbekannten. Die Fahrt dauerte wenig über zwei Monate. In der Nacht zwischen dem elften und zwölften Oktober 1492 erschien ein Licht. Es war ein Wachtfeuer der „Indianer“. Am nächsten Morgen standen sich zum erstenmal Weißer und Rothaut gegenüber. Es muß ein seltsames Schauspiel gewesen sein. Auf Columbus' Flaggschiff war ein jüdischer Matrose, der wegen seines Rufes als Sprachkenner geheuert worden war. Seine Dienste bei der denkwürdigen Gelegenheit müssen sehr einfach gewesen sein.

Der Admiral: Frag den alten Heiden, wo Indien liegt.

Luis de Torres (hält einen glänzenden Bronzegegenstand hoch und schwingt die Arme): Huh?

Der „alte Heide“ (zeigt mit einem sehr schmutzigen Finger nach Westen): Huh!

Und nun lichteten die wackeren Abenteurer wiederum die Anker und segelten weiter westwärts und fanden nur Inseln, niedrige kleine Inseln mit Palmen und nackten Wilden und heulenden Kindern, die aufkreischten, wenn die Kanone der „Santa Maria“ bum-bum sagte. Von Indien aber, von den turmbewehrten Mauern Kathays, von den weihrauchspendenden Bäumen Zipangus nicht eine Spur, nicht eine Spur. Columbus jedoch sträubte sich gegen den Gedanken einer Niederlage. Noch dreimal machte er die beschwerliche Fahrt über den Ozean.



Land in Sicht

Eines Tages würde er gewiß zwischen den erbärmlichen Riffen und Vorgebirgen die Kluft finden, durch die er direkt ans Ziel gelangen könnte. Er fand sie aber niemals.

Von Anstrengungen, Hunger, Durst und Tropenkrankheiten zermüht, wurde sein Körper an ihm zum Verräther, wie es so vielen seiner Helfer gegangen war.

Am 21. Mai 1506 starb Columbus.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bestand in dem französischen Städtchen St. Dié eine sehr bekannte gelehrte Akademie, die hauptsächlich das Studium der Geographie pflegte. Im Jahre 1507 war der Leiter dieses Instituts ein biederer Deutscher, namens Martin Waldseemüller (oder Hylacomylus, wie er sich lieber nannte). Er wollte ein Handbuch der Kosmographie herausgeben. Was sollte er aber mit den an Zahl immer wachsenden Fetzen Land anfangen, die viele Hundert Kilometer westlich der Azoren auf dem Erdball umherzutreiben schienen?

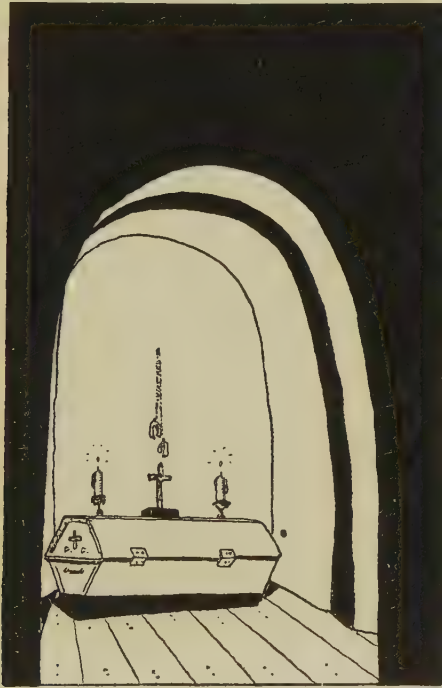
War es nicht an der Zeit, sie zu Gruppen zusammenzufassen und zu benennen? Ja. Aber wie sollten sie heißen? Jemand schlug vor: Nennt sie nach dem, der das meiste für ihre Entdeckung und Erforschung getan hat.

Ein glänzender Einfall! Wer war das aber?

Damit kommen wir zu einer der seltsamsten Ungereimtheiten in der Geschichte.

Die zweite Expedition des Columbus hatte ein aus Florenz stammender Kaufmann, der in Sevilla wohnte, mit Geldmitteln unterstützt. Als dieser ganz plötzlich starb, trat ein gewisser Amerigo Vespucci in seine Rechte und Pflichten ein, der auch Florentiner und Leiter der Geldgeschäfte der Medici im westlichen Spanien war. Dieser Amerigo (wenn wir seinen eigenen Erzählungen glauben dürfen) begleitete mehrere Züge nach der Neuen Welt und fand auch wirklich sehr viel neues Land im südlichen Teil der Hemisphäre. Er war ein gescheiter Schriftsteller und zuverlässiger Berichterstatter und pflegte seinem Auftraggeber, Lorenzo de' Medici, in seinen Briefen von allen seinen Erlebnissen Mitteilung zu machen. Diese Briefe wurden übersetzt und gedruckt und gleich nach ihrer Ankunft in Florenz nach allen Richtungen verbreitet.

Als der gelehrte Hylacomylus nach einem passenden Namen für die Inselgruppe suchte, die eine Schranke zwischen Europa und Indien bildete, dachte er sofort an den bekannten Florentiner, dessen Berichte jedem halbwegs gebildeten Europäer wohlvertraut waren. Zuweilen kam ihm in den Sinn, man könne diese Gebiete „Land des Amerigo“ oder „Terra America“ nennen, weil doch Americus mehr als sonst jemand darüber wußte. Kein Mensch sagte nein. Jedenfalls, was tat's? Ein Name war so gut wie der andere, und nun war die Sache wenigstens entschieden, und man brauchte sich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen.



Columbus



Beringstraße

Glaube, Gold und der Indianer

Im Jahre des Heils 1752 hatte General Jeffrey Amherst (der seinen Namen einem bekannten Dorfe und Bildungsinstitut im nordwestlichen Massachusetts gab) Anlaß, einem Untergebenen Anweisungen über die Behandlung einiger Eingeborenenstämme zu erteilen, die Seine Majestät den König von England als ihren Herrn und Herrscher anerkannten.

Ihr werdet gut tun, so schrieb Seine Exzellenz, die Indianer mit Laken, auf denen Pockenranke gelegen haben, zu infizieren oder auch durch jedes andere Verfahren, das zur Ausrottung der verwünschten Rasse dienen kann. Mir wäre es sehr lieb, wenn Euer Plan, sie mit Hunden jagen zu lassen, sich ausführbar erwiese.

Wenn ein ausgezeichnete und nicht unfreundliche englische General in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (als die Welt schon auf richtiges Interesse an dem Schicksal der weniger gebildeten Menschenrassen nahm) offen solche Ansichten äußern konnte, wie mag es da den armen Wilden dreihundert Jahre zuvor ergangen sein, als sie sich plötzlich in die Hand der Soldaten und geistlichen Brüder Seiner Allerkatholischsten Majestät des Königs von Spanien gegeben sahen? Je weniger man darüber spricht, um so besser.

Denn der Spanier, der als Kind Haß und Verachtung gegenüber den dunklen Mohren gelernt hatte (die fünfhundert Jahre Herrscher in seinem Vaterlande gewesen waren), sah in den kupferfarbigen Bewohnern seiner neuen Besitzungen Wesen, die nicht das allergeringste mit den übrigen Menschen gemein hatten.

In einer Hinsicht erwies sich das für die Indianer als ein großer Vorteil. Diese Anschauung stellte sie außerhalb der Gesetze und Bestimmungen der Inquisition, die nur für „vernünftige Wesen“ gelten sollten. Das Schicksal des Indianers war aber nicht glücklich, und das Schlimmste für ihn war die Überzeugung (in irgendeinem dunklen Winkel seines armen Heidenhirnes verborgen), daß er wirklich der rechtmäßige Eigentümer des Bodens, und der Fremde, der ihn und seine Nachbarn

zu Sklaven erniedrigt hatte, bloß ein Eindringling war und nur deshalb sich behauptete, weil er so zahlreiche Donnerbüchsen und Zehnpfünder besaß.

Die Frage nach der Herkunft der Indianer ist noch nicht entschieden. Ob die Rothäute Asiaten waren, die das amerikanische Festland durch die gefrorene Beringstraße oder über einen untergegangenen Landstreifen erreichten, oder ob sie von Primitiven abstammen, die von Europa über Island und Grönland nach Labrador zogen, kann niemand an Hand des verfügbaren Materials entscheiden. Dieses scheint gewiß: der amerikanische Kontinent wurde erst Tausende von Jahren nach dem Auftreten menschlicher Wesen in Asien, Afrika und Europa besiedelt, und nachdem die Vorfahren der Indianer einmal diese Gegenden erreicht hatten, wurden sie fünfzehn- bis zwanzigtausend Jahre lang vom Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten. Geistig waren die amerikanischen Ureinwohner den Rassen in anderen Teilen des Planeten keineswegs unterlegen. Sie blieben sich aber so absolut selbst überlassen, daß sie in den meisten Beziehungen weit hinter jenen Europäern zurück waren, die jetzt mit Haken- und Stutzenbüchsen auf sie losgingen.

Aber noch aus einem anderen Grund fielen die Indianer der fremden Eroberung so leicht zum Opfer. Sie waren an Zahl so gering. Das ganze Festland (Süd- und Nordamerika und der als Mittelamerika bekannte dichtbevölkerte Teil) enthielten wahrscheinlich nicht mehr als zehn Millionen Seelen, soviel wie heute in Neuyork und Chicago zusammen wohnen. Diese geringe Zahl war ein Ergebnis ihres Nomadenlebens und der Tatsache, daß die meisten unter ihnen den Ackerbau nicht kannten.

Ich weiß, daß ich mich in Allgemeinheiten bewege. Es gab Indianer aller Art, bei den kultivierten Mayas und Peruanern angefangen, bis zu den menschenfressenden Stämmen Südpatagoniens. Im ganzen genommen aber waren sie den hochentwickelten und gutbewaffneten europäischen Eindringlingen nicht gewachsen, und in einer unglaublich kurzen Zeit war ihr Gebiet überrannt und in Besitz genommen. Zu ihrem größten Unglück machte Columbus seine Entdeckung gerade in dem Augenblick, als die Spanier nach fast sechshundertjährigem, ununterbrochenem Ringen den letzten mohammedanischen

Kalifen aus dem Lande vertrieben hatten. Spanien war noch von dem seltsamen Kreuzzugsgeist erfüllt, in dessen Namen die Menschen bereitwillig die scheußlichsten Verbrechen begehen. Männer wie Cortez und Pizarro, die mit einer Handvoll Mörder Indianerreiche von der Größe Frankreichs, Spaniens und Englands zusammengenommen zerstörten, hätten das niemals zustande gebracht, wenn sie sich nicht als die direkten Nachkommen des Cid und jener anderen auserwählten Boten des Allerhöchsten gefühlt hätten.

Der Wunsch, Gott und den Heiden zu dienen, mag ein paar einfältige fromme Brüder über den gefürchteten Ozean geführt haben. Die Masse der Neuankömmlinge wollte reich werden, und zwar recht schnell. Was aus den Menschen wurde, deren Häuser sie plünderten, aus den Bauern, deren Bewässerungskanäle sie zerstörten, den Familien, denen sie die Töchter stahlen, all das kümmerte sie nicht im geringsten. Und die Menschen in der Heimat waren genau so raubgierig und gleichgültig. Wenn nur die jährliche „Silberflotte“ eine hinreichende Menge Gold und Silber brachte, um die endlosen Feldzüge der dumpfen Philippe, Karle und Alfonsos zu finanzieren, die nacheinander auf dem spanischen Throne saßen, so machte man sich keine Gedanken.

Die verheerende Wirkung dieses Systems auf das spanische Volk ist allgemein bekannt. Weniger als zwanzig Jahre nach der Entdeckung der ersten amerikanischen Insel war ein so großer Prozentsatz der eingeborenen Bevölkerung Mexikos vernichtet, daß Arbeiter von anderwärts geholt werden mußten. Zuerst fanden sie sich unter den Indianern in Florida und Venezuela. Die Indianer haben aber nie gut Sklaven abgegeben. In der Gefangenschaft starben sie wie Fliegen. Bartolomeo de las Casas (der Sohn eines Mannes, der Columbus auf seiner ersten Fahrt begleitet hatte) schlug vor, Eingeborene sollten nicht weiter in den Bergwerken und auf den Pflanzungen arbeiten, und die widerstandsfähigeren Schwarzen aus Afrika an ihre Stelle treten.

Las Casas gab diese Anregung in der allerbesten Absicht, sein Plan erwies sich aber nicht so gut, wie er gehofft hatte. Denn nun jagten bald alle Schufte in der Christenheit (und es gab ihrer in jenen Tagen gar viele, wie sie überhaupt nicht auf ein einziges Jahrhundert



Die drei Erdteile

beschränkt sind) Sklaven am Senegal und Kongo, und erst Jahrhunderte später ließ sich dieser schändliche Handel abschaffen.

Noch aus einem anderen besonders wichtigen Grunde waren die Kolonien in der Neuen Welt zum Mißerfolg verurteilt. Ich denke an die der spanischen Krone angeborene Neigung zur Zentralisation. In diesem unglückseligen Lande mußte sich alles nach Madrid richten. Nicht eine einzige Kolonie hat sich auch nur einer Spur von Selbstverwaltung erfreut. Die Beamten mußten alle aus dem Mutterlande stammen, und kein in Übersee Geborener konnte hoffen, je eine angesehene oder verantwortungsreiche Stelle einzunehmen.

Unter solchen Umständen zuckten die Kolonisten die Achseln, sagten: was kommt dabei heraus? (oder gleichbedeutendes), hielten sich von allen städtischen oder staatlichen Verwaltungsgeschäften fern und benutzten die Zeit dazu, um sich auf Kosten ihrer weißen Nachbarn zu bereichern oder ihre Herrschaft über die Sklaven auszuüben; eine Ausnahme bildeten jene, die in den Dienst der Kirche traten und ihre bevorzugte Stellung in der Gesellschaft so ausgezeichnet benutzten, daß in kurzem weit mehr als drei Viertel des gesamten Grund und Bodens in den Händen der Geistlichen und ihres Anhangs war.

Der wirtschaftspolitische Irrtum, der endgültig jeden Fortschritt erstickte, war das System der Monopole, das Spanien in die neue Welt als Teil seiner Kolonialpolitik einführte. Private Unternehmungen wurden unnachsichtlich unterdrückt. Wenn man einen ertappte, der auf eigene Faust Handel trieb, übergab man ihn sofort dem Henker, und jede Unze Gold und jedes Pfund Zimt aus Buenos Aires oder Havanna war in Cadiz anzumelden.

In einem solchen Paradiese trockener Schreiber- und Bürokraten-seelen war kein Platz für die Entwicklung einer Schicht selbständiger Kaufleute. Eine geringe Anzahl Juden (die durch ein sonderbares Zusammentreffen am selben Tage aus Spanien vertrieben wurden, an dem Columbus von Palos abfuhr) versuchte in Mexiko, Peru und Venezuela festen Fuß zu fassen. Sobald sie ein paar tausend Mark durch persönliche Tüchtigkeit und Willenskraft zusammengebracht hatten, beschuldigte die Inquisition sie unfehlbar der Abtrünnigkeit, verbrannte sie auf dem Scheiterhaufen und zog ihr Vermögen ein. Darauf gingen die übrigen nach London oder Amsterdam, stellten Verstand und

Kredit Spaniens Erzfeinden zur Verfügung und halfen in diesem Kreislauf bei der Vernichtung der Nation, die ihren Vorfahren ein so grausamer Fronvogt gewesen war.

Spanien entdeckte und eroberte einen neuen Erdteil; das Land beging aber einen Fehler, der alle seine weiteren Anstrengungen zum Mißlingen verurteilte — es suchte die neue Welt zu einem getreuen Abbild der alten zu machen.

Die Geduld der Götter, die des Menschen Schicksal bestimmen, ist groß. Aber auch sie hat ihre Grenzen.



Der Pionier

Tierras de Ningun Provecho

Die Schranke — jene dreimal verwünschte Schranke — jene endlose Schranke von Inseln, die den Weg von Europa nach Indien versperren — sollte schreckliche Wirklichkeit werden.

Anfangs waren die Mutigen, die auf die gefährliche Fahrt gingen, voller Hoffnung.

Columbus war es mißglückt. Vielleicht hatten andere Erfolg. Jede Bai und jede Bucht erforschten sie. Jeder Mündung und jedem Flusse folgten sie, bis der unwillkommene Anblick eines sandigen Ufers oder einer zackigen Bergkette ihnen verkündete, daß ihr Suchen wieder einmal vergeblich gewesen war. Selbst Bäche und schmale Rinnsale wurden erkundet. Man konnte ja nicht wissen! Irgendwo mußte eine Öffnung sein, ein schmaler Kanal zwischen zwei Inseln, aber doch eben ein direkter Zugang zu den ersehnten Zimt-, Pfeffer- und Gewürzinseln.

Oft schien der Wunsch sich zu erfüllen. Im Jahre 1500 fand Vincente Pinzon, ein Überlebender aus der berühmten Expedition von 1492, eine weite Wasserfläche, die sich anscheinend in westlicher Richtung erstreckte. Nach achtzig Kilometern mußte er vor einem Gewirr von Inseln und Untiefen umkehren. Vierzig Jahre später stellte sich heraus, daß der Amazonasstrom genau so ein einfacher, alltäglicher Fluß war wie die meisten andern Flüsse, vielleicht ein bißchen größer und breiter und gewaltiger und schlammiger, aber dennoch ein Fluß.

Im Jahre 1513 wiederum verbreitete sich über die europäischen Werften das Gerücht, die Aufgabe sei gelöst, der direkte Seeweg nach Indien gefunden. Ganz recht, aber die glitzernden Wogen, von denen Balboa im Namen des Königs von Spanien Besitz genommen hatte, waren vom Atlantischen Ozean durch mehrere hundert Kilometer unübersteigbarer Felsen und Vulkane getrennt. Und auf dem Schafott muß Balboa (er empfing die übliche spanische Belohnung für seine mutige Selbständigkeit) erkannt haben, daß er eine Lösung nicht gefunden und die Aufgabe noch verwickelter geworden war.



Stiller Ozean

Inzwischen hatte Vasco da Gama den direkten östlichen Weg nach Kalkutta entdeckt. Die lange gefährliche Fahrt von Cadiz am Palos nach San Domingo und Kuba mit der ungewissen Aussicht, „etwas zu finden“, schien demnach ein fades, überflüssiges Abenteuer. „Terra America“ verlor deshalb als geographisches Problem mit wirtschaftlicher Zukunft fast jedes Interesse.

Blieb die Frage: Was läßt sich gegenwärtig damit anfangen?

Die Antwort darauf war sehr einfach.

Wir können die Eingeborenen plündern und uns reich machen und das übrige den Wölfen und Hyänen überlassen.

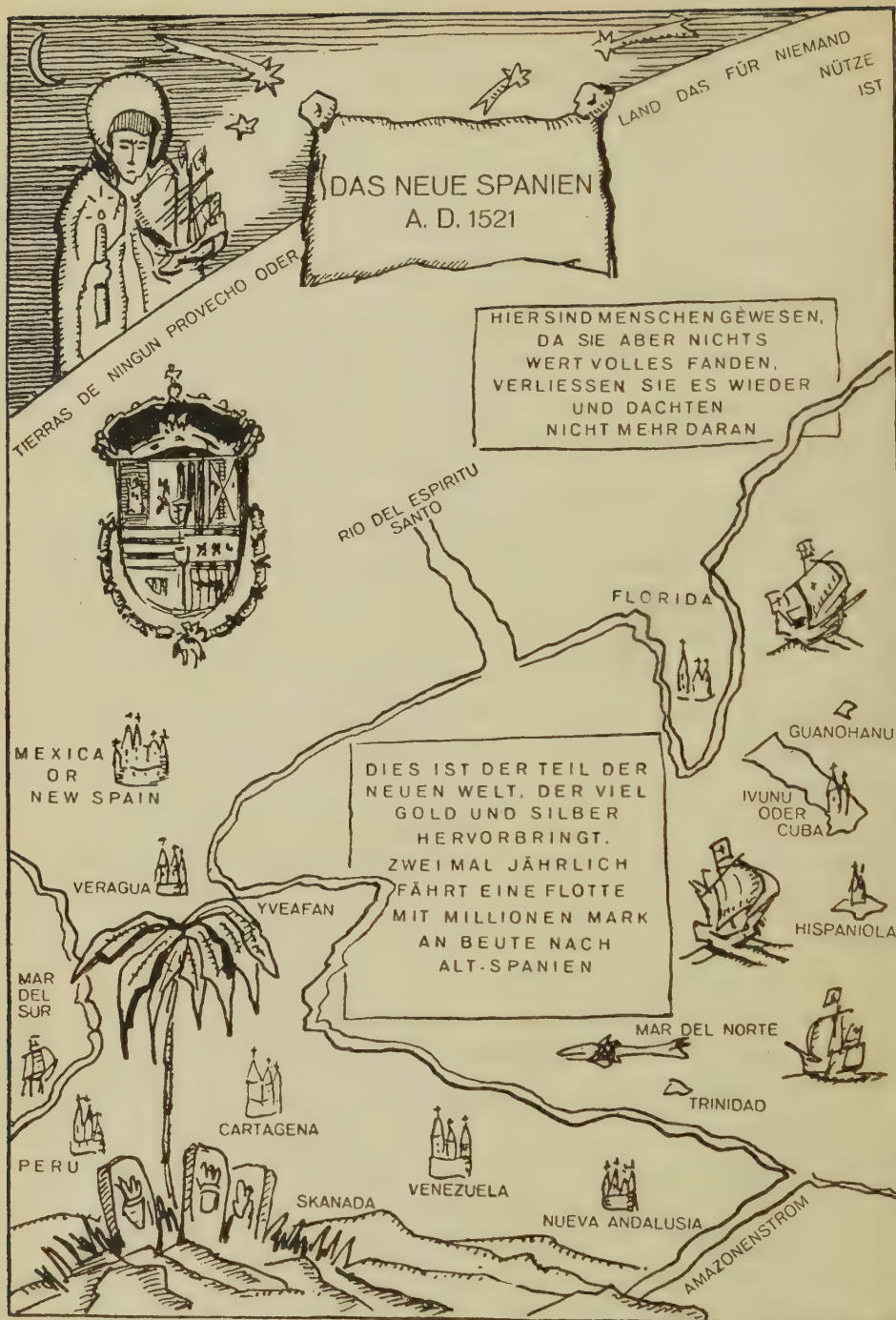
Darauf erhoben die Spekulant, Straßenräuber und all die andern Glücksritter der Iberischen Halbinsel einen gewaltigen Freudenschrei und jauchzten: Jetzt aber ran!

In unglaublich kurzer Zeit waren die Gebiete des neuen Festlandes, die irgend etwas Wertvolles enthielten, das sich durch Diebstahl erwerben ließ und nicht durch ehrliche Arbeit erzeugt zu werden brauchte, in den Händen der spanischen Eroberer.

Zuerst kam Mexiko an die Reihe; dann Peru; danach wurde Chile Spanien angegliedert.

Aber den Verlauf erzählen am besten die geographischen Handbücher jener Zeit.

Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert waren das goldene Zeitalter der berufsmäßigen Kartenzeichner. Sehr viele Kartographen jener Zeit waren erstklassige Künstler und nahmen als Gelehrte einen angesehenen Platz ein. Das Bild, das sie uns von Amerika hinterlassen haben, ist sehr eigenartig. Wenn sie Südamerika und Mittelamerika abzubilden versuchten, waren ihre Karten in den Einzelheiten der Küstenlinie und den Flußläufen fast vollkommen. Auch Mexiko und teilweise Südamerika konnten sie mit gewisser Genauigkeit beschreiben. Über dies hinaus ging ihr Interesse nicht. Und querüber die nördliche Wildnis druckten sie die einfache Aufschrift: Tierras de Ningun Provecho oder: Völlig wertlose Gebiete.



Das Neue Spanien

Samuel de Champlain de Brouage
lernt die edle Kunst, im Kanu zu fahren

Die Zahl der selbständig denkenden Menschen ist immer außerordentlich klein gewesen. Es ist zweifelhaft, ob heutzutage der Prozentsatz viel größer ist als in der Steinzeit. Wahrscheinlich ist er etwas geringer als während des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung in Griechenland und Kleinasien. Derartiges aber läßt sich nur schwer mit wissenschaftlicher Genauigkeit beweisen.

Das aber wissen wir: der Durchschnittsmensch lebt auch heute, genau wie in vergangenen Zeiten, gern von leichtverdaulichen Formeln, die mit einem Guß von Schmeichelei tüchtig versüßt sind, und eines der gewöhnlichsten Gerichte auf dem Tische der Menschen auf der nördlichen Halbkugel, ist der Glaube, die lateinische Rasse (und alle anderen Südländer) seien keine tüchtigen Seeleute, das wahre Geheimnis der Schiffahrtskunde und Seefahrerkunst sei im ausschließlichen Besitze der Angelsachsen, denen man bisweilen Holländer und Norweger zugesellt. Und doch hatte schon zu einer Zeit, da unsere Ahnen sich ihr Gesicht noch grün bemalten und rohe Bärensteaks verzehrten, ein phönizischer Kapitän mit einer semitischen Besatzung das Kap der Guten Hoffnung besucht.

Ein wenig später trieben die semitischen Karthager mit den Eingeborenen am Kongo Tauschhandel, Römer und Griechen hatten jeden Winkel und Zipfel des Mittelländischen Meeres erforscht, und kühne Seeleute aus Tyrus und Sidon statteten den Zinngruben in Cornwall regelmäßige Besuche ab.

Noch später zogen die Portugiesen über die ganze Erdoberfläche dahin, entdeckte ein Italiener die Neue Welt und wurde die spanische Sprache in jedem Hafen von Tierra del Fuego bis Florida gesprochen. Der Gedanke ist den Amerikanern vielleicht nicht angenehm, es ist aber dennoch wahr, daß ihre Vorfahren von den Spaniern und Franzosen ihr Geschäft lernten und daß sie auf der Bühne erst erschienen, als der größte Teil der Erdkarte schon mit Namen französischer und

spanischer Herkunft sorgfältig beschrieben war. Das lag nicht allein an der höherentwickelten Seefahrerkunst der lateinischen Matrosen, sondern auch an der verschiedenen Technik, mit der sie auf ihren Entdeckungsreisen verfahren.



Missionssiedlung

Frobisher und Drake machten wiederholt Versuche, die Durchfahrt zu entdecken, die sie vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean führen sollte. Sie waren aber Seeleute und klebten an den Schiffen. Stellte sich heraus, daß ihre Suche nach offenem Wasser sie wieder an die Quelle eines Flusses gebracht hatte oder an die schimmernde Küstenlinie einer Bai, um so schlimmer. Sie fluchten, wendeten, hißten die Segel

und versuchten ihr Glück anderwärts. Ans Land aber zu gehen, fiel ihnen gar nicht ein. Auf dem Lande umherzuspazieren, war ein angemessener Zeitvertreib für die Yorkshirebauern. Ein echter Sohn Devonshires jedoch gehörte auf die Holzplanken des Achterdecks und wollte von Rasen und Bäumen nichts wissen.

Ganz anders die Spanier und Franzosen. Sie waren tüchtig als Fußsoldaten, und in schwerer Rüstung marschierten sie in glühender Sonne unglaubliche Entfernungen. Aber der Franzose pflegte erst zu überlegen und dann zu schießen, während der Spanier unabänderlich sofort ein paar Salven abfeuerte und die Tätigkeit des Überlegens den geistlichen Brüdern überließ, die die Überlebenden schleunigst taufte.

Der erste und interessanteste der französischen Forschungsreisenden war Champlain oder Samuel de Champlain de Brouage, wie er sich auf dem Titelblatt des bemerkenswerten Buches stolz nannte, in dem er den Bau eines Panamakanals anregte. Als er den nördlichen Teil des Festlandes erreichte, war die Existenz eines großen Flusses im Inneren schon ein halbes Jahrhundert bekannt. Aber von dem Lande, jenseits der nebelumwogten Küsten der Lorenbucht, wußte man noch nichts Bestimmtes. Nur ein Mann mit festem Glauben an seine Sache konnte sich an die Aufgabe machen, den Weg nach Indien über die kanadische Einöde zu finden. Das nun unternahmen Champlain und einige seiner Nachfolger.

Es war eine wackere Schar. Sie belasteten sich nicht mit einem großen Gefolge Soldaten. In der Regel waren nur ein oder zwei weiße Männer in ihrer Begleitung, und sie vertrauten darauf, von den Eingeborenen, durch deren Gebiet sie zogen, die notwendige Zahl Träger und Ruderer zu erhalten. Bald wurde klar, daß der Weg nach Westen durch Strecken führte, in denen das Reisen zu Wasser weit leichter war als zu Lande.

Die Indianer lebten noch zum größten Teile als Jäger und Fischer und hatten ein kleines Boot erfunden, das so kräftig war, die Schnellen der großen Ströme zu bewältigen, aber auch leicht genug für den Transport über Land, wenn die Flüsse völlig unfahrbar wurden. Mit Hilfe dieser sogenannten Kanus stieß Champlain westwärts bis zum Huronsee vor, vermaß den unteren Lauf des Lorenzstroms, besuchte den Ontario- und Oneidasee und konnte auch die Ufer des nach ihm

benannten Sees erforschen. Und endlich gründete er in Port Royal, Quebec und Montreal Niederlassungen, die in späteren Zeiten der Grundstock von „Neu-Frankreich“ werden sollten, jenem Reiche, dessen Gebiet man von der Davisstraße bis zum Meerbusen von Mexiko zu erweitern hoffte.

Aber ach! selbst die Begeisterung von Leuten wie Champlain und seiner ebenso berühmten Nachfolger Marquette, Joliet, Hennepin und Lasalle vermochte die französische Monarchie nicht davon zu überzeugen, daß eine Kapitalsanlage in amerikanischem Grund und Boden nach und nach mehr einbringen würde als die wüsten Raubkriege, für die sie all ihr Geld und alle ihre Soldaten vergeudete.

Und deshalb blieb selbst nach den Heldentaten der großen französischen Bahnbrecher alles beim alten.

Ein paar Flecken und Linien deuteten auf der Erdkarte den Teil an, den vor tausend Jahren Leif der Wikinger zum ersten Male gesehen hatte. Der Rest: eine große weiße Stelle, verschönt durch die Aufschrift „terre inconnue“.



Samuel de Champlain

Dr. Calvin führt Regiment — hier und im Jenseits

Columbus vergrößerte die Besitzungen Spaniens um Hunderttausende von Quadratkilometern; ein einfacher deutscher Schulmeister schrieb ein Lehrbuch der Geographie und beraubte ihn der Ehre, der neuen Welt den Namen zu geben.

Später hat man verschiedentlich versucht, den Fehler gutzumachen, und in diesem Bestreben haben sich die Amerikaner besonders eifrig gezeigt. Ihre Karte ist ein gewaltiges Preislied zum Ruhme des genuesischen Seefahrers. Allerorten findet man den Namen des Columbus in Verbindung mit Ländern, Städten, Denkmälern, Straßen und Gebirgen.

Und doch, wenn die Nachwelt ihre Pflicht richtig erkannte, ließe jede Stadt und jeder Weiler in den Vereinigten Staaten ein oder gar ein Dutzend Denkmäler dem Doktor Johann Calvin errichten, der 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren wurde und 1564 zu Genf in der Schweiz starb.

Weil seine strenge Lehre fast ebenso in Vergessenheit geraten ist wie die einst durch Moses auf dem Berge Horeb verkündete, sind die Bücherschreiber des Jahres 1929 geneigt, über den veralteten französischen Reformator mit dem Ausdruck der Entrüstung hinwegzugehen, und recht häufig übersehen sie die gewaltigen Dienste, die der Gottesgelehrte dem menschlichen Fortschritte geleistet hat.

Sobald er das Genfer Gebiet vom päpstlichen Einfluß befreit hatte, strebte er danach, Genf zu einem zweiten Rom zu machen, zu einer Stadt, wo Mannszucht und Gehorsam in ihre alten Rechte eingesetzt und das Wort der „Ältesten“ als höchstes Gesetz des Landes angesehen und geachtet werden sollte.

Dieses hohe Ziel verfehlte er kläglich; aber sein unverhohlener Trotz gegen die päpstliche Autorität rief einen Krieg hervor, in dem Calvin alle noch so ungleichartigen Elemente unzufriedener Reformierter und Protestanten zu einem unbesieghchen Heere der Opposition zusammenschmolz.



Genf

Calvin wirkte in der bergumrahmten Stadt der Schweiz in Hörweite der katholischen Streitkräfte. Er befehligte die Vorhut des Protestantismus. Sein ganzes Leben verbrachte er in einem bewaffneten Lager, und Menschen in solcher Lage, ob sie Vorkämpfer für leibliche oder geistige Freiheit sind, entwickeln gern eine eigenartige Lebensphilosophie.

Hart werden oder untergehn war der Warnungsruf, der von den Scheiterhaufen in Dijon und Grenoble nach Genf hinüberhallte. Vom strengen Regiment im Kriegerheere zum strengen Regiment in Kirche und Staat war nur ein kleiner Schritt. Dieser Schritt führte aber die Gläubigen von der Güte des Neuen Testaments zurück zur unnachsichtlichen Strenge, die im Alten Testament eine so große Rolle spielt. Darüber zu klagen ist zwecklos.

Zu rechter Zeit werden auch die religiösen Ansichten, die die strengen Männer direkt aus den Propheten und dem Buch der Richter schöpften (deren Schreckenstaten so viele Seiten des alten jüdischen Geschichtsbuches entstellen), vom Planeten verschwinden.

Inzwischen besteht das gute Werk, das diese Leute schufen, weiter. Und ich bin überzeugt, sie hätten ihre Aufgabe niemals erfüllen können, wenn sie nicht der herbe Idealismus begeistert hätte, den ihnen der einsame Kämpfer an den Ufern des Genfer Sees einflöbte.



Der Ketzer als Seeräuber

Der Ketzer wird zum Räuber

Wenn ich feststelle, daß viele Helden der amerikanischen Geschichte (und amerikanische Geschichte heißt Geschichte von fast vierzig Ländern) Räuber waren, so enthülle ich kein überraschendes Geheimnis. Ich wiederhole nur, was ihre Zeitgenossen wußten und mehrere von diesen sauberen Herren sagten, wenn sie soviel Vermögen gesammelt hatten, daß sie sich von ihrem einträglichen, wenn auch gefährlichen Beruf zurückziehen konnten.

Andererseits wäre es höchst ungerecht, wenn wir im Jahre 1929 solche Ereignisse im Ringen zwischen Genf und Rom vom Standpunkte der Gegenwart betrachten wollten.

Uns ist es peinlich, wenn unser Nachbar auf wirtschaftlichem Gebiete ganz andere Ansichten hegt als wir. Bekennt er sich zum Sozialismus, so sollen unsere Kinder nicht weiter mit den seinen spielen (sie könnten ja verschrobene Ansichten annehmen). Ist er gar einer geheimen Vorliebe für sowjetistische Regierungsform verdächtig, so wenden wir uns an die Behörde mit der Bitte, den Fall zu untersuchen.

Wir wissen aber nicht und wollen es auch gar nicht wissen, ob er zur Messe oder zur Betstunde geht, und wenn er nicht ein gar zu gefährlicher Geschäftskonkurrent ist, mag er nach Herzenslust das Veröhnungsfest feiern und sich um Weihnachten nicht im geringsten kümmern.

Vor vierhundert Jahren war ein Katholik in den Augen aller guten Protestanten ein Götzendiener, der geistlich mindestens sich als Untertan eines fremden Herrn bekannte und mit jedem zu Gebote stehenden Mittel Nordeuropa einem Gewaltherrscher, der in Italien residierte, zurückerobern wollte. In den Augen der Katholiken waren alle Protestanten gefährliche Bolschewiken, tollkühne, böse Revolutionäre, die vorsätzlich die schöne Harmonie des weltumspannenden geistlichen Reiches zerstörten und vor allem deshalb, damit ihre abscheulichen Priester die Ehe eingehen und ihre habgierigen Fürsten sich auf Kosten harmloser Mönche und Nonnen bereichern könnten.

Das Ergebnis war: wenn sie auf hoher See einander begegneten, warfen sie ihre Gefangenen so erbarmungslos über Bord, wie wenn es wilde Tiere gewesen wären. Und trafen sie sich auf dem Lande, so hängten die einen die andern auf, was auf dasselbe hinauskam.

Unter solchen Umständen braucht es nicht wunderzunehmen, wenn das Ringen zwischen den beiden Parteien die Kämpfenden unvermeidlich über die Grenzen des alten Europa hinausführte.

Schon im Jahre 1555 hatte der französische Admiral de Coligny (der später in der Bartholomäusnacht ermordet wurde) eine protestantische Kolonie an der Mündung des Rio de Janeiro zu gründen versucht, die Portugiesen aber hatten sie zerstört. Neun Jahre danach wollte er eine Siedlung in Florida anlegen; dort wären seine Leute vor spanischer Einnistung sicher gewesen. Nach zwei Monaten griff eine spanische Flotte die kleine Hugenottenniederlassung doch an, und Männer, Weiber, Kinder, alles wurde erschlagen. „Nicht“, so erklärte der spanische Befehlshaber, „weil sie Franzosen, sondern weil sie Protestanten waren.“ Drei Jahre später wurde diese Schandtat gerächt. Mit Unterstützung eines Indianerhäuptlings griffen die Franzosen das Fort San Mateo in Florida an und richteten alle Spanier hin, „nicht als Spanier, sondern als Verräter, Räuber und Mörder.“

Bei seiner Rückkehr von einer Fahrt nach dem Westen berichtete Sir Walter Raleigh, das rechte Gebiet für eine ersprießliche Siedlung wäre halbwegs zwischen Florida und Kanada zu finden, ein irdisches Paradies, das er nach der jungfräulichen Königin Jungfrauenland (Virginia) genannt hatte.

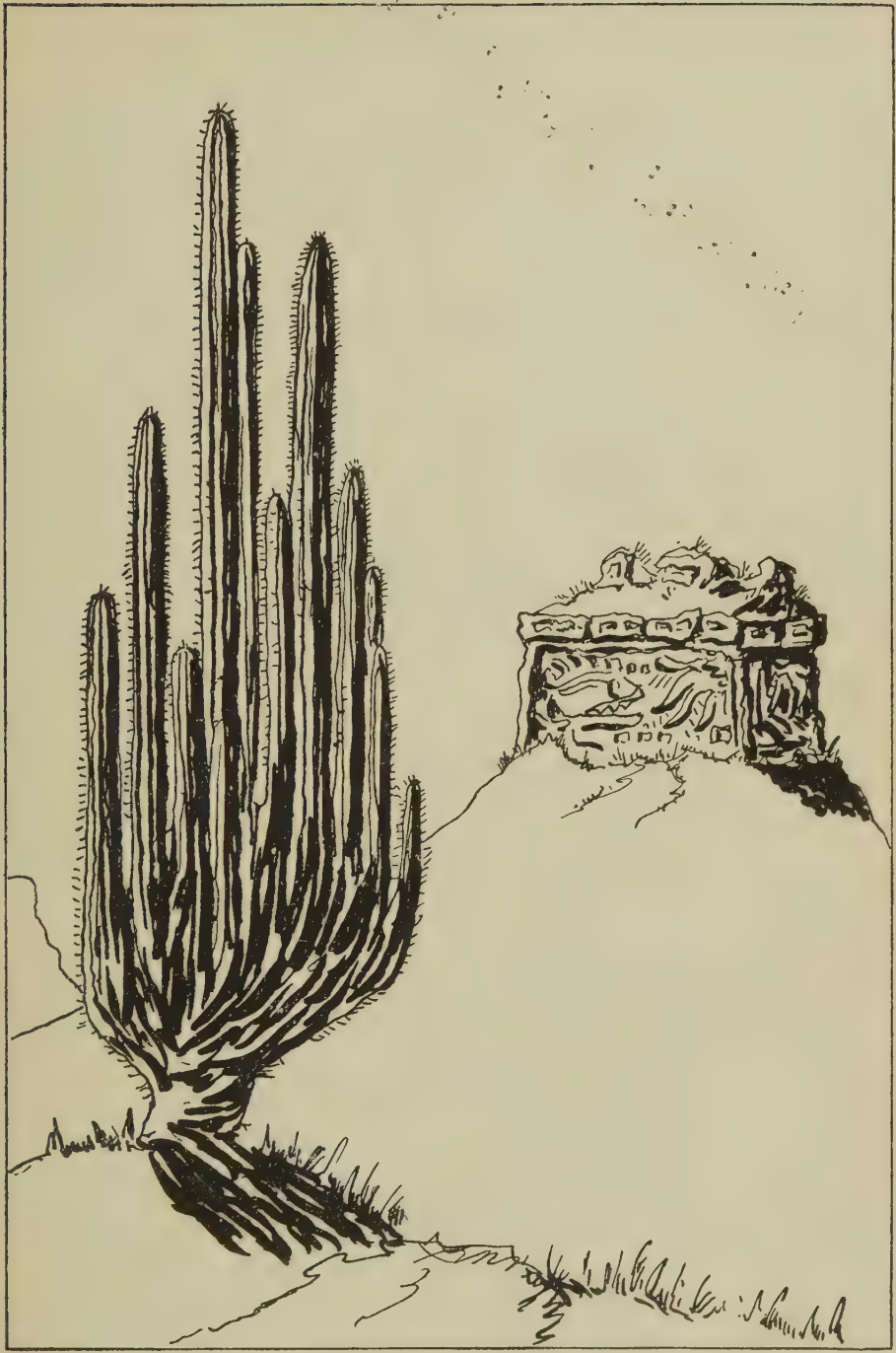
Ein paar wenig seefeste Kähne wurden mit Siedlern beladen, und unter dem Kommando von Sir Richard Grenville, Sir Walters Vetter, überquerte die Flotte wohlbehalten den Ozean und setzte ihre Ladung auf einer Insel an der Mündung der Roanoke River ab.

Diesmal schien der Erfolg gewiß.

Aber die Kolonie verschwand völlig, verschwand so geheimnisvoll wie ein auf dem Meere verschollenes Schiff.

Eine lange Zeit hiernach fanden keine Versuche mehr statt, in der nordamerikanischen Wildnis festen Fuß zu fassen.

Inzwischen wollte man aus Amerika möglichst viel Gewinn ziehen, und zur größeren Bequemlichkeit warf man sich aufs Räuberhandwerk.



Verlassener Altar

Die spanischen und portugiesischen Kolonisierungsmethoden kamen diesem Verfahren entgegen. Das sechzehnte Jahrhundert war noch ein Zeitalter der Monopole. Der Gedanke an Freihandel und Freihäfen wäre einem Kaufmann im Jahre 1525 genau so verstiegen vorgekommen, wie im Jahre 1929 das kommunistische Geschäftsverfahren dem amerikanischen Kaufmann. Um völlige Kontrolle über ihre Monopole ausüben zu können, ließen Spanier und Portugiesen so wenig wie möglich von ihren Entdeckungen bekannt werden und verfrachteten die Erzeugnisse aus ihren Kolonien nach dem Mutterlande in möglichst großen Abständen. Das heißt: sie warteten, bis sie eine gewaltige Ladung Gold und Silber beisammen hatten, und beförderten diese Schätze mit möglichster Geschwindigkeit über den Ozean. Vom gesetzlichen Standpunkt aus gehörten alle diese Reichtümer den Indianern, denen die Spanier sie gestohlen hatten. Wenn nun die englischen und holländischen Kaperschiffe solche Geschwader angriffen und ihnen Tonnen und aber Tonnen Goldbarren abnahmen, so raubten sie den Spaniern etwas, worauf diese gar keinen Anspruch hatten. Wären sie ganz logisch gewesen und hätten nach den christlichen Grundsätzen gehandelt, deren sie sich gern rühmten, hätten sie die Güter den ursprünglichen Eigentümern zurückgeben müssen; aber ich frage, wie hätte man je hoffen können, die Wohnung eines nackten Eingeborenen zu finden, der irgendwo in einem dunklen Tale des fernen Yucatan lebte und keine Urkunden besaß, die Berechtigung seiner Ansprüche nachzuweisen?

Auf diese Weise nahm sehr viel Barrenmetall seinen Weg in die Niederlande und nach England, und die Bewohner dieser betriebsamen Länder konnten ihre Schiffe nun besser bauen und ausstatten. Das gefährliche Geschäft des Kaperns lehrte die jungen Männer des Nordens die Technik der Schifffahrt und des Seekrieges, und binnen kurzem sollte das von großer Bedeutung werden.

Im Jahre 1588 entschloß sich Spanien, allen Ketzereien durch einen Kreuzzug ein Ende zu bereiten und für immer die Macht Englands und Hollands zu vernichten. Eine Flotte von hundertzweiundfünfzig Fahrzeugen versammelte sich im Hafen von Lissabon, und ein Heer von sechzigtausend Mann wurde in den Häfen Flanderns aufgestellt. Es war geplant, die Flotte nach Dünkirchen zu senden, sie

dort mit Lotsen und Kriegsmaterial auszustatten und dann einen Einfall in die Länder zu beiden Seiten der Nordsee zu unternehmen.

Die Erregung im Norden war ungeheuer. Kaperer, Seeräuber, Patrioten, man mag sie nennen, wie man will, alle ließen die Beute fahren, die sie gerade gefaßt hatten, und stießen zu der eiligst aufgestellten Flotte, die die Heimat vor dem Schlag des wilden Tieres schützen sollte. Sie waren zuerst auf dem Plan. Ein Teil ihrer Streitkräfte blockierte Dünkirchen und hinderte den spanischen Admiral, die Verbindung mit den Lotsen und Landungstruppen herzustellen. Die übrigen Schiffe der Protestanten folgten der Armada wie eine Koppel Jagdhunde angeschossenen Bären.

Dann kam die Natur den Ketzern zu Hilfe. Beispiellose Sturmwinde trieben die Armada vom Kurse ab und richteten unter den spanischen Galionen solche Verheerung an, daß weniger als die Hälfte die Ausgangshäfen erreichte. Aus dieser Niederlage der Armada lernten die Völker des Nordens, daß die Spanier nicht unbesieglich waren. Amerika stand endlich allen zur Verfügung, denen die Fahrt über den Ozean die Mühe zu lohnen schien.



Der Wilde und sein heiliges Kraut

KAPITEL VIII

Herba Sancta Indorum

Die armen Heiden in Amerika, die alles auf dem Rücken tragen mußten (oder noch lieber es von ihren Frauen auf dem Rücken tragen ließen) und niemals an den Bau eines Wagens dachten, hatten dafür Tugenden, die zeigen, daß sie keineswegs unsern Vorfahren an Klugheit nachstanden.

Um nur ein Beispiel zu geben: sie bauten mehr Pflanzen als sonst eine Menschenrasse. Und sie züchteten gewisse Pflanzen, ohne die eine dauernde Besiedelung des Weltteiles sich unendlich schwieriger gestaltet hätte, nämlich: Korn, Kartoffeln, Kaffee, Baumwolle, den Chinarindenbaum und Tabak. Gummi, Kaffee und Baumwolle kamen erst später zu ihrer Bedeutung. Die Kartoffel gelangte nach Europa und bewahrte ganze Generationen vor dem Verhungern. Der Tabak aber spielte sofort eine höchst bedeutsame Rolle. Er rettete den nördlichen Teil des amerikanischen Festlandes für die Sache des Protestantismus. Das bedeutet Ruhm genug für so ein Kraut.

Schon Columbus hatte von seiner ersten Reise den seltsamen Bericht über „rauchende Indianer“ mitgebracht. Einige seiner Leute erzählten bei ihrer Rückkehr von einer kleinen Expedition nach einer nahegelegenen Insel, wie die Eingeborenen sich um ein aus den dünnen Blättern einer Pflanze gemachtes Feuer setzten und den Rauch durch schnurrig gestaltete Holzinstrumente in ihre Nasenlöcher einsogen. Diese Instrumente sollten nach Angabe der Matrosen „tabaco“ heißen. Bei weiterem Nachforschen ergab sich, daß der Gebrauch des „tabaco“ bei den Indianern der Tropen allgemein verbreitet war.

Sechzig Jahre später brachte ein spanischer Naturforscher ein paar der geheimnisvollen Pflanzen nach Spanien. Ob die Eingeborenen die Pflanze „tabaco“ nannten oder ob die Spanier den Namen des Rohres auf das böse Kraut übertrugen, wissen wir nicht. Das aber ist gewiß, „Tabak“ erregte ein ungeheures Aufsehen in der Welt. Es war berichtet worden, daß das Lutschen oder Trinken von Tabak bei den Indianern eine feierliche Handlung sei. In Europa sahen zuerst die



Sklavenschiff

Apotheker Verwendungsmöglichkeiten für die neue Ware. Sie verkündeten die wunderbare Heilkraft der Pflanze, und unter dem Namen „herba sancta Indorum“ wurde eine Tinktur daraus Kranken gegen mancherlei Beschwerden verordnet. Sie war nicht ohne heilsame Wirkung. Entweder machte sie die Patienten so schrecklich krank, daß sie auf der Stelle starben und von ihrem Übel geheilt waren, oder stärkte sie, daß sie sich sogleich besser fühlten und auf eine zweite Dosis verzichteten.

Als das Kraut auf den europäischen Märkten erschien, wog man es buchstäblich mit Gold auf, und das erhöhte sein Ansehen noch mehr. Seine unheimliche Verbreitung fand es erst, als man entdeckte, welche Gefühle der Zufriedenheit mit Gott und der Welt einen ergreifen, wenn man den Rauch durch eine Tonpfeife einzieht und in Wolken oder Wölkchen wieder ausbläst.

Nun zog die „herba sancta“ aus der Apotheke in das Wirtshaus, und vor Ablauf eines weiteren Jahrzehnts gab sich die ganze männliche Welt (und auch ein ansehnlicher Teil der weiblichen) dem wohligen Zeitvertreib hin, das „heilige Kraut“ anzuzünden und das Universum mit bläulichen Rauchwolken zu erfüllen.

Natürlich schaute die ältere Generation finster drein; das tun ältere Generationen immer. Sie meinte, es müßte etwas dagegen geschehen. Zuerst mußten Raucher eine geringe Geldstrafe zahlen; dann kam Gefängnis zur Geldstrafe. Väterchen im fernen Moskau bestimmte, daß alle, die man beim Rauchen ertappte, fünfundzwanzig Hiebe mit der Knute verabreicht bekämen. Der Großpascha in Konstantinopel ging noch einen Schritt weiter und sagte: „Kopf ab!“

Die Rauchwut ließ sich aber nicht heilen. Europa wollte rauchen — und rauchte.

Vom Tabakrauchen bis zur Gründung einer mächtigen englischen Republik auf dem nordamerikanischen Festland scheint ein weiter Weg. Die Geschichte bewegt sich aber häufig auf seltsamen Bahnen, um ihre Zwecke zu erreichen.

Die katholische Kirche hatte sich im Mittelalter stets gegen den Gedanken gesträubt, daß man Zinsen nehmen dürfe, und damit die Entwicklung des Kredites so gehemmt, daß sich ein Geschäftsleben im modernen Sinne nicht entwickelt hatte.

Die Reformation änderte das alles. Die Prädestinationslehre, durch die Calvin die Auffassung von der kleinen Schar der „Auserwählten“ wieder zu Ehren brachte, die zwischen der wogenden Masse der ewig Verdammten friedlich einherschritten — diese theologische Spitzfindigkeit war gerade etwas für die filzigen Krämer, die es gern als ein geheimes Versprechen der Erlösung ansahen, wenn ihr Wohlstand stetig wuchs, während ihre weniger würdigen Nachbarn ewig arm blieben. Sie waren deshalb immer zum „Handeln“ bereit.

Das war aber nicht alles. Der heilige Krieg gegen die götzendienerischen Ppästlichen hatte die protestantische Welt mit Bargeld überschwemmt. In England allein soll sich das Nationalvermögen zwischen 1500 und 1600 verdreifacht haben. Von Gold und Silber kann man aber nicht leben. An sich sind diese Edelmetalle wertlos; sie erhalten ihren Wert erst dadurch, daß man sie gegen Lebens- und Genußmittel eintauschen kann. Diese Erkenntnis fehlte den meisten Leuten im sechzehnten Jahrhundert. Zu ihrer großen Überraschung entdeckten sie, daß der bloße Besitz von Gold ein sehr zweifelhafter Segen, ja manchmal fast ein Fluch war.

Der plötzliche, unerwartete Gold- und Silberregen, der von Spanien und Portugal her auf das ganze übrige West- und Südeuropa herabströmte, spülte das alte Tauschsystem hinweg, das den Großgrundbesitzer (der wirklich Rinder zog und Honig und Eier und andere Tauschgüter produzierte) zum Herrn in der mittelalterlichen Gesellschaft gemacht hatte.

Ganz unvermutet hatten jetzt die Händler, bisher wenig mehr als Krämer mit der Kiepe auf dem Rücken, Hunderttausende von Mark in bar zur Verfügung. Sie tätigten nun Geschäfte in einem Maßstabe, wie man es vielleicht in der römischen Kaiserzeit erlebt hatte. Und weil sie reich waren und, wie sie meinten, deshalb auch etwas bedeuteten, mußten sie sofort in besseren Häusern wohnen, die Söhne in teurere Schulen schicken und ein Vermögen für die Hochzeit der Tochter ausgeben. Auch der alte Großgrundbesitz wollte nicht zurückstehen. In seinem ländlichen Paradiese hatte das Erscheinen schöngeprägter Gold- und Silberstücke Aufregung hervorgerufen. Noch aber war der Boden in seinen Händen, und auf ihm konnte er Korn bauen und dies für Bargeld verkaufen.

Das war den Geschäftsleuten kein behaglicher Zustand. Ihr Gärtchen in der Stadt konnte keinen Weizen tragen. Sie mußten ihn von ihrem adligen Nachbarn kaufen, der forderte alles, was der Handel einbrachte.

Am Ende war (wohl unvermeidlich) der Arbeiter das Opfer des wirtschaftlichen Umschwunges. Wenn heutzutage so etwas eintritt, wie z. B. nach dem Weltkrieg 1914/18 (der zweitgrößten Wirtschaftsrevolution nach der Entdeckung der amerikanischen Goldfelder), dann packt der ehrliche Sohn der Arbeit seinen Krempel mit dem Bemerken, er werde wiederkommen, wenn der Lohn so erhöht sei, daß er seinen Lebensunterhalt und seine Miete davon bezahlen könne. Die Holzfäller und Wasserschöpfer im Jahre 1600 waren nicht so gut daran. Der Friedensrichter der Gegend setzte den angemessenen Tageslohn fest. Der andere konnte sich damit zufriedengeben oder mußte abziehen. Dann hatte aber derselbe Friedensrichter das Recht, ihn wegen Landstreicherei festnehmen und durchpeitschen zu lassen oder zu Zwangsarbeit zu verurteilen, bis der Arme willig die Arbeit zum festgesetzten Lohn wieder aufnahm.

Wäre Nachfrage nach ihren Diensten gewesen, hätten die Arbeiter in den Gefängniszellen lachen können, denn dann wären sie im Besitze eines herrlichen Monopols für Schwerarbeit gewesen, und Kaufleute und Gutsherren hätten von ihnen abgehangen. Im Laufe der letzten hundert Jahre hatten die Regierungen in ganz Nordeuropa den ungeheuren Landbesitz der Kirche eingezogen, und Hunderttausende von Menschen (Mönche, Nonnen, Kirchenbeamte und das ungeheure Heer der sorglosen Bauern, die bis dahin die Felder der Klostergüter bestellt hatten) waren ihres Erwerbes beraubt und ohne weiteres auf den Arbeitsmarkt geworfen.

Hieraus ergeben sich die beiden Hauptbedingungen für die erfolgreiche Ausbeutung einer Kolonie. Wenige Menschen besaßen einen Überschuß an Vermögen, den sie irgendwie, wenn nur einträglich, anzulegen trachteten. Auf der andern Seite waren Tausende so arm, hungrig und elend, daß sie überall hinzugehen bereit waren, selbst in die schreckliche amerikanische Wildnis, wenn sie nur der jetzigen verzweifelten Lage entrannen.

Die amerikanische Wildnis sah noch immer so öde aus wie vor fünfzig Jahren. Ein Versuch des Bartholomäus Gosnold, in Buzzards Bay eine

kleine Siedlung zu gründen, schlug völlig fehl. Allmählich verbreitete sich in Europa das Gerücht von den jüngsten Entdeckungen eines gewissen Champlain. Die Beschreibung des Franzosen von den ungeheuren Binnenmeeren, deren Gestade er und seine indianischen Freunde besucht hatten, stützte die Theorie, die nordamerikanische Gebirgskette sei in Wirklichkeit ein schmaler Landstreifen und die Entdeckung der direkten Durchfahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean nur eine Frage der Zeit.

Schließlich nahmen in England einige angesehene Männer die Gründung neuer Handelsgesellschaften in die Hand. Königliche Schenkungen erfolgten ganz ungewöhnlich schnell. Es möchte noch höchst fraglich erscheinen, ob Seine Majestät ein Recht hatte, über Länder zu verfügen, die Ihr, strenge genommen, gar nicht gehörten. Da sie aber auch sonst niemand gehörten, oder um genauer zu sein, da sie so geringwertig erschienen, daß sie bis jetzt niemand für sich beansprucht hatte, so sah man die englischen Freibriefe als ebenso gültig an, wie wenn sie die Siegel Ihrer Majestäten von Spanien und Portugal aufwiesen.

Zuerst wurde die Londoner Gesellschaft gegründet und ihr die Rechtsgewalt über die Südhälfte von Virginien verliehen. Am dreißigsten Dezember 1606 fuhren drei Schiffe mit vierzig Matrosen und über hundert Siedlern gen Westen. Als fünf Monate später die Schiffsleute nicht die leiseste Ahnung hatten, wo sie sich befanden, trieb sie ein passender Ostwind in die Chesapeake-Bai. Sie warfen Anker und erforschten die Gegend, bis sie eine Stelle fanden, die sich zur Anlage einer Befestigung eignete. Sie lag an den Ufern eines Flusses, den sie zu Ehren ihres gnädigen Herrschers, König Jakobs I. von England, James River (Jakobsfluß) nannten.

Nun erst öffneten sie das versiegelte Kästchen mit den geheimen Anweisungen für die Führung der neuen Kolonie und wollten sich des Lebens freuen.

Es war der dreizehnte Mai 1607. Jeder war hoffnungsvoll. Ein halbes Jahr später war die Hälfte von ihnen tot, und die andern dachten an Mittel zur Flucht. Alle ihre Träume hatten sich als trügerisch erwiesen. Die breiten Buchten, die sich vom Meere aus so schön ansahen, waren nur Sümpfe. Der Wald erstreckte sich weit, weit jenseits des Horizontes. Die direkte Durchfahrt nach Indien blieb unauffindbar.

Und zu all den Enttäuschungen kam, das Gold, von denen die Matrosen Sir Walter Raleighs gesprochen hatten, war nur Tombak. Es ist schwer zu sagen, welche Torheiten die malariabedrohten Bewohner von Jamestown begangen hätten, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären. Zum Glück für alle hatten sie einen unter sich, der den Wert der Mannszucht kannte und verstand, sie aufrechtzuerhalten: John Smith aus Lincolnshire.

Nach unglaublichen Abenteuern zu Lande und zur See wurde dieser eine nun gewissermaßen eine Kolonie für sich und hielt die murrende Bruderschaft zusammen, bis Hilfe aus England kam.

Es sah aus, als ob die Londoner Aktionäre nicht einen Pfennig des angelegten Kapitals wiederbekommen konnten. Um das Feuer auf den virginischen Herden zu unterhalten, ergriffen sie verzweifelte Maßnahmen. Sie schickten junge Menschen aus den Waisenhäusern hinüber. Sie besuchten häufig Findlingsheime. Sie stahlen Knaben und Mädchen von der Straße. Aber alles vergebens.

Dann trat das Unerwartete ein. Eine der führenden Persönlichkeiten in der Londoner Gesellschaft, John Rolfe, erschien in Jamestown. Er interessierte sich für Tabak. Schon seit mehreren Jahren kam virginischer Tabak nach London; niemand aber kaufte das Zeug. Es war zu bitter, und die Kenner blieben bei der spanischen Art, die aus Westindien kam. Rolfe vermutete (und mit Recht), daß die Bitterkeit des virginischen Erzeugnisses von der Behandlung der Blätter herrührte. Augenscheinlich war Tabak, der einem Indianer zusagte, nichts für den Gaumen eines Gentleman. Nach einigen Versuchen fand Rolfe schließlich ein Verfahren, durch das der virginische Tabak denselben lieblichen Geschmack wie der aus Kuba erhielt. Das neue Erzeugnis war im Handumdrehen ein Erfolg. In Strömen floß jetzt Geld an die Ufer des James River. Es gab eine „Hausse“ auf dem Grundstücksmarkt. Um die Arbeit zu bewältigen, wurden ganze Schiffsladungen schwarzer Sklaven von der Guineaküste geholt (die erste traf 1619 ein), und die alten vernachlässigten Kornfelder, die verwilderten Gärten, ja sogar Teile der Landstraßen wurden jetzt zum Anbau des einträglichsten Krautes verwandt.

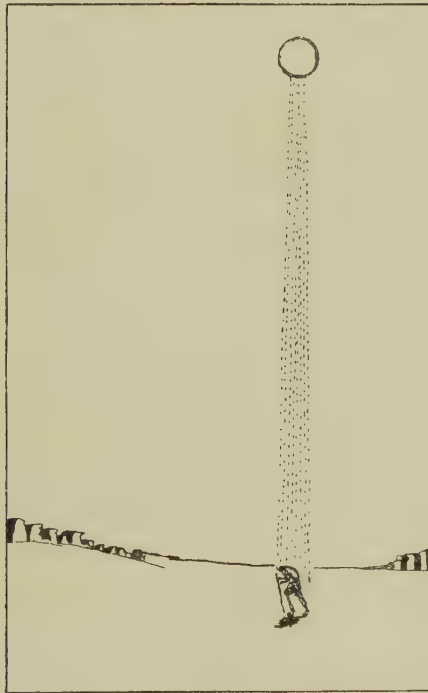
Die Tudors hatten die Rose gehabt.

Die Stuarts hatten nun die Tabaksblüte.

Die ersten Teilhaber der Londoner Gesellschaft hatten sich durch ein Unternehmen zugrunde richten dürfen, das von vornherein ein Mißerfolg zu werden versprach. Jetzt nun rauchte, schnupfte, kaute die ganze Welt Tabak aus Virginia. Was war also natürlicher, als daß Seine Majestät einen Teil des unerwarteten Einkommens beanspruchte?

Im Jahre 1624 wurde das Privileg der Londoner Gesellschaft aufgehoben. Virginia war nicht länger ausschließlicher Besitz einer kleinen Gruppe von Privatpersonen. Es wurde eine ‚ausgewachsene‘ Kolonie mit einem königlichen Statthalter, der vierspännig fuhr, von Lakaien umgeben war und sein Gebiet mit einem Parlament en miniature von Großgrundbesitzern regierte.

Fast über Nacht verwandelte das „böse“ Kraut den nördlichen Teil des amerikanischen Festlandes aus jämmerlicher Wildnis in die mächtige Heimat von Millionen angesehener englischer Siedler.



Gold

KAPITEL IX

Ein neues Zion im eisigen Westen

Die ersten Einwanderer wußten, was sie aufs Spiel setzten. Sie hatten alles zu gewinnen und nichts zu verlieren.

Sie spielten mit dem Schicksal und gewannen mehr, als sie sich je hatten träumen lassen.

Sie fuhren über den Ozean, um dem Hungertode zu entgehen, Tabak zu bauen, reich zu werden und nach ihrem Geschmack Gottesdienst zu halten. Ganz unbewußt gründeten sie eines der größten Reiche und errichteten einen Staat, der, ganz allgemein gesprochen, ihre Grundsätze als das gültige Sittengesetz anerkannt hat. Bedeutet das nicht Ruhm genug für eine Schar kleinstädtischer Bäcker, Stellmacher und Lichtzieher?

Die Pilgerväter waren Puritaner. Das kann sehr viel und auch sehr wenig bedeuten. Puritaner als eine Sekte wie etwa Presbyterianer, Baptisten oder Methodisten hat es nie gegeben. Puritanertum war eine Weltanschauung. Es erwuchs nicht aus dem Protestantismus. Es hat puritanische Katholiken gegeben, und es gibt heute noch viele. Die Kreuzzüge wurden verursacht durch puritanische Mohamedaner. Es gibt auch puritanische Freidenker. Alles kommt auf den Geschmack und die Neigung des einzelnen an.

Unmittelbar nach der Reformation meinten viele Leute in Europa, das Bestreben, die Menschen von allen weltlichen Wünschen zu befreien, sei noch nicht weit genug gegangen.

Etwas war erreicht. Das alte Gefängnis des Geistes war zerstört. Aber an seine Stelle waren hundert neue kleine Zellen getreten, und offenbar wollten die neuen Kerkermeister genau so streng verfahren wie die alten.

Das war aber nicht alles.

Das sechzehnte Jahrhundert war eine typische Nachkriegszeit. Hunderte von Kriegsgewinnlern hatten Millionen verdient. Die Fürsten Nordeuropas, England eingeschlossen, hatten sich die

unermesslich reichen Kirchengüter „angeeignet“ (bekanntlich stehlen Regierungen und Fürsten nie -- sie „ziehen ein“ und „eignen sich an“), hatten ihren Anhängern großen Besitz verliehen und dann eine Reihe religiöser Vorschriften erlassen, die genau so streng waren wie die Roms.

Unter diesen Umständen war ein wahrhaft ernster Mensch, der von der großen Reformation Freiheit in der Ausübung seiner Religion erhofft hatte, ebenso schlimm daran wie zuvor.

So taten die „Dissenters“, was Dissenters immer tun. Sie lebten „unterirdisch“. In verlassenen Ställen und auf Landstraßen kamen sie zusammen, und wenn ihren Geistlichen die Ohren abgeschnitten oder die Nasen geschlitzt wurden, so priesen diese sich glücklich, daß sie Blutzeugen sein durften für eine Sache, die sie viel höher schätzten als das Leben.

Diese Verhältnisse konnten nicht ewig dauern. Die Schwächeren schlossen mit den Behörden Frieden, und die anderen flohen.

Im Jahre 1607 entwich eine solche Gruppe schwerbedrängter Ketzer von England nach Holland und ließ sich in Amsterdam nieder. Sie waren entsetzlich arm. Die starken holländischen Gewerkschaften (man kann auch sagen Gilden, wenn das romantischer klingt) sahen mißgünstig auf diese plötzlich auftauchende fremde Arbeitskonkurrenz. Die Eindringlinge selber fühlten sich, fern ihrer dörflichen Heimat, des vertrauten Anblicks und Geräusches des ländlichen England beraubt, tief unglücklich. Bald konnten sie es nicht mehr aushalten. So zogen sie von Amsterdam nach Leiden, der Hauptfabriksstadt der holländischen Republik, in der Hoffnung, dort eher ihr Brot zu verdienen und den grünen Fluren etwas näher zu sein, die an ihr Vaterland erinnerten.

Die holländischen Behörden wußten vollkommen, wie der König von England bei seiner hohen Auffassung dessen, was ein Herrscher von Gottes Gnaden ist, über sie dachte („eine Bande schmutziger Aufrührer“); sie behandelten darum die Flüchtlinge nicht unfreundlich. Eigene Geistliche durften ihnen in ihrer Muttersprache predigen. Traten die armen Puritaner aber aus ihrem Bethause heraus, so umgab sie eine fremde Welt: die Schulen waren holländisch, die Sprache holländisch, und deshalb war alles um sie herum

nach ihrer Einstellung als Durchschnittsengländer fremd und gewiß schlechter.

Die englischen Kolonisten in Leiden bekamen Heimweh. Dazu bekümmerte sie die Zukunft ihrer Kinder. Im Jahre 1621 lief der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen Spanien und seinen aufständischen Besitzungen in den Niederlanden ab. Es war keineswegs sicher, daß die Republik ihre Selbständigkeit behaupten würde. Was würde im Falle einer Wiedereroberung Hollands durch die Heere Seiner Allerhöchsten Majestät aus diesen englischen Männern und Frauen werden, die doch ihr Vaterland verlassen hatten, weil sie ketzerischer waren als ihr ketzerischer Gebieter?

Nein, alles in allem, besser war es, die Puritaner zogen ab, solange sie es noch konnten.

Damals machte die Londoner Gesellschaft gerade Jagd auf etwaige Kolonisten für Virginia. Die ersten Sendungen Virginiatabak waren eben auf dem Londoner Markte erschienen und hatten gute Preise erzielt. Die Aktionäre faßten neuen Mut. Was man zum vollen Erfolge brauchte, war eine Fülle billiger Arbeitskräfte. Ein Bedenken natürlich tauchte auf. Die Leidener Gemeinde der Separatisten (oder Dissidenten oder Puritaner — oder wie man sie sonst bezeichnete) konnte leicht ein störendes Element in einer Siedlung bilden, die vorwiegend bischöflich gerichtet war. Amerika lag aber fünftausend Kilometer entfernt, und Virginien war groß. Irgendwo würde sich in der Wildnis schon eine Stelle finden, an der diese „Dissenters“ sich niederlassen könnten, ohne öffentliches Ärgernis zu erregen.

Es war nicht leicht, das Geld für eine solche Massenauswanderung aufzubringen. Im Jahre 1620 kostete die einfache Überfahrt auf einem Segelschiff soviel, wie heute zwei Personen in der ersten Klasse eines Schnell dampfers bezahlen. Die Gelder aber kamen zusammen; doch nahmen die Anleihebedingungen den zukünftigen Kolonisten alle Hoffnung, je Eigenland zu besitzen. Sie waren Teilnehmer an einem kommunistischen Unternehmen. In der neuen Heimat sollten Privateigentum nur die Dinge sein, die zum Haushalt eines Menschen gehören.

Im Juli 1620 fuhr ein altes Fahrzeug von etlichen sechzig Tonnen von England nach Holland und holte die Auswanderer nach

Southampton. Aus mancherlei Gründen mußten die armen Menschen den größten Teil des Sommers im Hafen von Southampton verbringen. Im September nahmen sie endlich vom heimatlichen Gestade Abschied. Es war schon viel zu spät, als daß man auf eine bequeme oder sichere Überfahrt hätte rechnen dürfen. Außerdem war die „Mayflower“ (so hieß das Schiff wahrscheinlich, genau wissen wir es nicht) wohl kein Schnellsegler. Zwei Monate brauchte sie zur Fahrt von Plymouth bis an die amerikanische Küste. Und ihrem Kapitän kann man auch nicht das Zeugnis besonderer Befähigung für seinen Beruf ausstellen. Anstatt seine Fahrgäste in der Chesapeake-Bai zu landen (wie er sollte), wich er fünfzehnhundert Kilometer vom Kurse ab, ließ sie ein paarmal an der ihm gänzlich unbekannten Küste auflaufen und warf endlich in einer fremden Bai Anker, die lauter schneebedeckte Berge einrahmten.

Den armen Wanderern begann es zu dämmern. Sie waren hinausgefahren, um für die Londoner Gesellschaft zu arbeiten, und sie waren im Rechtsbereich der Gesellschaft von Plymouth. Um nichts auf der Welt wollten sie wieder auf die hohe See gehen. Ein Boot mußte die Küste in der Nähe erforschen; an einer Stelle, die etwas weniger unfruchtbar als die Umgebung erschien, beschlossen sie zu bleiben, und dort bauten sie ein Dorf, das sie Plymouth nannten.

Das war ja ganz schön. Aber unter denen, die mit der „Mayflower“ gekommen waren, hatten einige wenig und manche gar kein Geld. Diese (sie gehörten zum größten Teile der dienenden Schicht an) erhofften alles von dem Reichtum, der ihrer in Virginien wartete. Ohne ihre Schuld sahen sie sich nun zur Fortsetzung ihres öden Lebens verdammt. Sie begehrten auf. In ihrem Freibrief war die Rede von Virginia. Sie glaubten an Ordnung und Gerechtigkeit. Nach Virginien wollten sie ziehen, und wenn sie zu Fuß gehen mußten.

Das sah nach Meuterei aus — einer sehr gefährlichen Art von Meuterei. Denn die Zahl der Pilgerväter schmolz durch Krankheit und Tod schnell zusammen, und es stand zu befürchten, daß die ganze Siedlung zugrunde gehen würde.

Unter solchen Umständen treten immer ein paar Tatkräftige auf, die sich der Lage gewachsen zeigen und Niederlage in Sieg verwandeln. Sie kamen nun hervor und schrieben eine Art Verfassung

auf, die das Verhalten der Überlebenden regelte und von ihnen, die mit Bibelstellen vollgepfropft waren, ein „Bund“ genannt und mit feierlichem Ernst geachtet wurde.

Alle Unterzeichner des Pergaments (und die Murrenden ließen sich auch überreden, ihre Unterschrift zu geben) gelobten Gehorsam den „gerechten und billigen Gesetzen und Verordnungen, als welche zu Nutz und Frommen der Kolonie höchst tauglich anzusehen seien“. Der „Bund“ hielt die Pilgerväter einen strengen Winter lang bei so entsetzlichem Elend zusammen, daß allein ernsteste Willenskraft die Leute vor größtem Ausschreitungen bewahren konnte.

Nur ein Mensch soll in den ersten fünf Jahren gehenkt worden sein, und das ist ein vorzügliches Zeugnis für die Zustände in einer Kolonie.

Unzweifelhaft aber war der glückliche Ausgang des Experiments, der schließliche Triumph dieser Siedlung in einem kalten, ungastlichen Lande in erster Linie den seltenen Charaktereigenschaften der Männer zu danken, die zu Führern gewählt worden waren.

Es waren überzeugungstreue Männer.

Sie wußten, was sie wollten.

Sie waren tiefernst.

Und sie hatten die Brücken hinter sich abgebrochen.

Sie hatten die Alte Welt ein für allemal verlassen. Mochte kommen, was wollte; es gab keine Rückkehr in die Hölle europäischer Niedertracht.

So wurde das Neue Zion im Westen gegründet.



Das neue Zion

KAPITEL X

Verzweiflung am Mutterlande schafft eine neue glücklichere Heimat an den westlichen Gestaden des Atlantik

Selten ist der Plan für eine Auswanderung „en gros“ sorgfältiger und klüger ausgearbeitet worden als der für jene Siedlungen, die als Neuengland bekannt wurden.

Zum Unglück für alle Beteiligten fiel die Krone Englands, als es aufhörte, das Merry Old England zu sein, Männern zu, die den Nationalcharakter nicht so zu schätzen verstanden wie Heinrich VIII. und Elisabeth. Die Stuarts (d. h. „Verwalter“, denn ihre Ahnen hatten im elften Jahrhundert Güter in der Bretagne „verwaltet“) waren zwar ganz brave Menschen, aber Schotten und keine Engländer, wie sie bald zu ihrem ewigen Kummer erfahren sollten. Die Selbstherrlichkeit der Tudors hatten ihr heiterer Frohsinn, ihr natürliches Verständnis für Humor und das Gefühl gemildert, daß man sehr häufig durch ein gutes Essen und ein paar Flaschen Malvasier bei den Menschen mehr erreicht, als wenn man sich auf den Buchstaben des Gesetzes oder der Heiligen Schrift beruft.

Die selbstherrlichen Stuarts stützten sich auf die presbyterianische Bibelübersetzung und wollten von einem Kompromiß nichts wissen. So entstand gleich vom Beginne der Regierung Jakobs I. (der seiner Großtante Elisabeth im Jahre 1603 folgte) eine Reibung zwischen der Krone und dem Volke, und diese Reibung nahm zu, bis sie die Stuarts in die Verbannung brachte und England an den Rand des Unterganges.

Der arme saloppe Jakob war wirklich ein trauriger Fall. Man braucht nur an seine Kindheit und erste Erziehung zu denken. Zwei Monate vor seiner Geburt war seine Mutter Zeugin der Ermordung ihres Privatsekretärs David Rizzio, ihres angeblichen Geliebten, durch ihren eigenen Gemahl. Der kleine Mensch mit den dünnen Beinen, dem geheimen Wunsche, sich an der grausamen Welt zu rächen, war zur Regierung eines Landes völlig ungeeignet, in dem das göttliche

Recht der Könige von allen Seiten bestritten wurde. Bei tiefer Kenntnis der protestantischen Lehren war Jakob im Innern ein regelrechter Anhänger Spaniens. Ihm war der König dieses Landes immer als der mächtigste weltliche Herrscher erschienen, und er hätte seinen ganzen Besitz für die Gunst dieses Potentaten hingegeben.

Als dann sein Sohn Karl auf den Thron kam und die falsche Politik seines Vaters fortsetzte, seine Untertanen ohne ihre Zustimmung besteuerte und regieren wollte, wie wenn es gar kein Haus der Gemeinen gäbe, da wurden sehr viele um die nahe Zukunft ernstlich besorgt. Daß Karls Bestreben, dem unwilligen englischen Volke eine unbeschränkte Monarchie aufzuzwingen, einige zwanzig Jahre später zu einer peinlichen Begegnung zwischen Seiner Majestät und Jack Ketch, seinem Henker, führen würde, konnte niemand voraussehen. Für den Augenblick schien die Krone Siegerin. Kein Wunder, daß viele Pläne machten, wenigstens etwas aus den Trümmern zu retten und, solange es noch Zeit war, hinauszuziehen, ein neues Reich an fernen Küsten zu gründen.

Der Führer dieser Bewegung war ein gewisser John Winthrop aus Suffolk. Er stammte von wohlhabenden Eltern, studierte in Cambridge und wurde Rechtsanwalt. Er schwenkte aber in die politische Laufbahn ab, wie es jeder anständige Mann in jenen Tagen tun mußte, da die alten Freiheiten Englands auf dem Spiele standen, und gehörte bald zu den Eifrigsten im Kampfe gegen die Tyrannei der Stuarts. Überall sah er Zeichen päpstlicher Bedrohung, und aus Furcht, die Jesuiten aus Kanada könnten den ganzen nördlichen Teil des Kontinents überfluten, wollte er eine britische Kolonie auf der anderen Seite des Atlantik gründen; dieses neue Reich sollte als Bollwerk gegen römische Angriffe stehen, sobald Alt-England versagte. Winthrop war aber zuerst Geschäftsmann und ging sehr vorsichtig zu Werke. Seine Kolonie sollte kein zweites Virginien werden. Anrühige Personen, Menschen, die dem Fleische dienten (der Abschaum, wie er sie in seiner anschaulichen Sprache nennt), brauchten sich gar nicht zu melden. Winthrop wollte in seinem neuen Reich auch nicht weniger unduldsam sein, als man in der Heimat war, und es keineswegs zur Zufluchtstätte für jene machen, die anderswo für ihre Ansichten gelitten hatten.

In seinem Gebiete sollte das Alte Testament die Grundlage der Gesetzgebung sein. Eine Art Volksvertretung sollte es geben, das Land aber durch Puritaner für Puritaner regiert werden. Die anderen mußten sich entweder diesen Anordnungen fügen oder fortbleiben.

Im März des Jahres 1630 segelte John Winthrop nach Amerika. Vor der Abfahrt hatten er und seine Gefährten eine Anordnung getroffen, die sich als sehr weise erwies — die wirkliche Regierung der Kolonie sollte jenen Aktionären übertragen werden, die in die neue Welt auswandern würden. Also keine Kolonisten mehr, die in Elend und Not für andere schufteten und darboten — keine Großgrundbesitzer mehr, die fünftausend Kilometer von ihrem Eigentum entfernt behaglich und sorglos ihre Einkünfte verzehrten und sich in unfruchtbaren Beratungen ergingen, wie denen drüben zu helfen sei.

Zuerst hatte Winthrop die Absicht, sich in Salem niederzulassen, wo Weiße schon ein Dorf gebaut hatten. Die Kolonie hatte sich aber nicht gut entwickelt, und Winthrop, der den schlechten Einfluß der Vorgänger auf die Neuankömmlinge fürchtete, fuhr weiter nach Süden und warf in einer Bucht Anker, die der allgegenwärtige John Smith schon sechzehn Jahre zuvor besucht hatte. Anfänglich hieß das Dorf, das er baute, Trimontaine, die Stadt der drei Berge. Kurze Zeit danach vertauschte man den Namen mit Boston zu Ehren einer Stadt in Lincolnshire, des Heimatsortes mehrerer Einwanderer.

Hätte Kari oder eine seiner Kreaturen die wahre Bedeutung von Winthrops Wagnis erkannt, so wären vermutlich keine Engländer mehr nach Massachusetts hinübergelassen worden. Denn die Kolonie wurde wirklich, was Winthrop aus ihr hatte machen wollen: eine Burg des Puritanertums.

Es waren noch nicht zwölf Jahre seit der Gründung Bostons vergangen, da lebten schon sechzehntausend Menschen innerhalb der Gerichtsbarkeit der Massachusetts-Gesellschaft. Über zweihundert Schiffe hatten die Häfen Neuenglands besucht, und Millionen von Dollars waren im Handel angelegt.

Als nach dem Tode Karls das alte Land von Niedertracht und Sünde gereinigt war, bestand für einen Puritanerstaat außerhalb der Grenzen keine Notwendigkeit mehr. Einige kehrten aus Neuengland zurück.

Aber ein neues Geschlecht war herangewachsen, um an ihre Stelle zu treten.

Diese Jungen kannten nichts anderes. Das Land, in dem sie aufgewachsen waren, sagte ihnen zu. Sie blickten umher und sagten: „Das ist unsere Heimat.“



Erste Begegnung

KAPITEL XI

Die holländische Westindische Gesellschaft legt ihre Gelder falsch an

Aus unbekanntem Grunde zog der Hering im zwölften Jahrhundert von der Ostsee nach der Nordsee. Sofort erfand ein gescheiter Holländer ein neues Verfahren, den nützlichen Fisch zu konservieren. Und da jeder die katholischen Fasttage beobachtete und die Hälfte der Woche fleischlos leben mußte, stellte ein wohlschmeckender Salzhering, den man lange ohne Eisschrank aufbewahren konnte, eine willkommene Bereicherung der internationalen Speisekarte dar.

Bald verzehrte der ganze Kontinent holländische Heringe, und die holländischen Kaufleute wurden rasch reich. Unglücklicherweise konnte man nicht das ganze Jahr hindurch auf den Fischfang gehen. Zu bestimmten Zeiten zog der Hering nach den tieferen Stellen des Ozeans, um dort behaglich und ruhig seine Brut aufzuziehen, und mit den einfachen Netzen in jener Zeit konnte man der Beute in so großen Tiefen nicht folgen.

Es handelte sich also darum, für die Schiffe aus Amsterdam und Middelburg eine andere einträgliche Beschäftigung zu finden, während die Fischerei nichts zu tun hatte.

Zum Glück (für die Holländer, nicht für jemand sonst) lagen die Völker Westeuropas in einem so erbitterten Kampfe miteinander, daß sie für ihre Bedürfnisse nicht selber sorgen konnten. Um überhaupt zu existieren, mußten Spanien, Frankreich und Italien gewaltige Mengen Korn vom Auslande einführen. Die Holländer boten ihre Dienste als Makler und Kornhändler an. Sie fuhren nach Danzig, beluden ihre Schiffe mit Weizen und verkauften die Ladungen mit ungeheurem Gewinn in Cadix oder Livorno.

Dann kam die Reformation, und wie alle Völker in Ländern, in denen es den größten Teil des Jahres regnet, wurden die Holländer begeisterte Anhänger der Ideen, für die Luther und Calvin kämpften. Das brachte sie natürlich in eine schiefe Stellung zu Philipp, König von Spanien, der durch Heirat, Mord und Raub ihr rechtmäßiger

Herrscher geworden war. Empört über die Vorstellungen, die Seine Majestät sich von den religiösen Ansichten und der Besteuerung der Untertanen machte, warfen sie das spanische Joch ab und führten achtzig Jahre lang Krieg um ihre Unabhängigkeit.

Die ersten zwanzig Jahre waren sehr schwer für sie. Dann kam ihre Überlegenheit in der Schifffahrt zur Auswirkung. Nach 1590 wagte sich kein spanisches Schiff mit kostbarer Ladung mehr ohne das Geleit von mindestens einem halben Dutzend Kriegsschiffe auf die hohe See. Schließlich veröffentlichte im Jahre 1595 ein kühner Seefahrer, Jan Huygen van Linschoten, ein berühmtes Büchlein, in dem er seinen Landsleuten den Seeweg nach Indien über das Kap der Guten Hoffnung genau beschrieb.

Dieser Linschoten war in der Jugend von Hause fortgelaufen und in portugiesische Dienste getreten. Hier sammelte er seine Kenntnisse von Kalikut, Goa und dem fernen Macao. Selbst jetzt brauchten die ersten holländischen Schiffe für eine Fahrt nach Java und zurück mehr als zwei Jahre. Man versprach sich aber so großen Gewinn aus solchen Fahrten, daß die „Indischen Gesellschaften“ wie Pilze aus der Erde schossen.

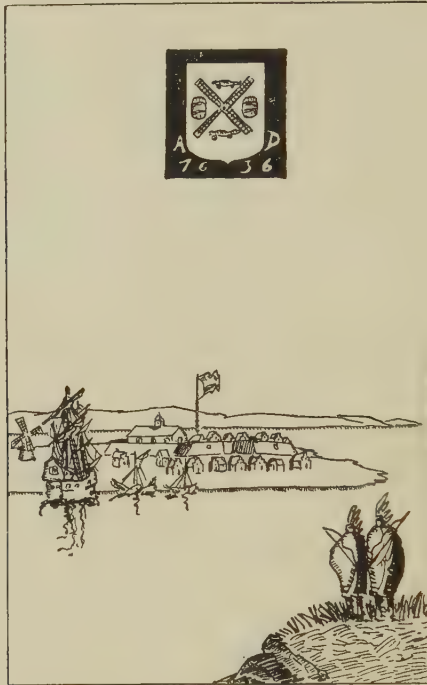
Um etwas Ordnung in das wirtschaftliche Chaos zu bringen und die kleinen Handelsgesellschaften vor einem Konkurrenzkampf zu bewahren, der sie alle zugrunde gerichtet hätte, schlug Hollands führender Staatsmann, Johann van Oldenbarneveldt, eine Verschmelzung vor. Diese kam 1602 zustande, und binnen kurzem machte sich die Vereinigte Ostindische Gesellschaft zur Herrin der Gewürzinseln, die vor mehr als einem Jahrhundert Columbus zu seiner Fahrt nach dem Westen verlockt hatten.

Nun stand aber der Weg nach Indien über das Kap der Guten Hoffnung allen Nationen offen. Augenscheinlich würde es für die Holländer vorteilhaft gewesen sein, eine eigene Route nach diesem Lande zu besitzen.

Im Jahre 1608 unternahm die Amsterdamer Zweigstelle der Ostindischen Gesellschaft auf Anregung der gelehrten Geographen und Kartographen der Stadt einen Versuch, eine direkte Verbindung zu Wasser zwischen Amsterdam und Batavia über das Nördliche Eismeer herzustellen. An die Spitze der Expedition stellte man einen

englischen Kapitän namens Hudson, der sich als Forschungsreisender schon eines großen Rufes erfreute.

Am fünften April 1609 segelte der *Halve Maen* von Texel ab. Nach einem Monat war das Schiff in der Barents-See. Die richtige Zeit war aber verpaßt (Polarexpeditionen verpassen gewöhnlich die richtige Zeit), und Hudson mußte umkehren. Er nahm direkten Kurs



Neu-Amsterdam

auf die Faröer, wo er frisches Wasser und neue Vorräte einnehmen wollte; dann rief er alle Matrosen zusammen, um mit ihnen zu beraten, was zunächst geschehen solle.

Er regte an, westwärts zu segeln, um die weite Bucht zu finden, die nach den Erzählungen und Ansichten seines Freundes John Smith der langgesuchte Durchlaß in der Schranke sein sollte. Bisher hatten die Matrosen nichts Aufregenderes als Eisberge und Walrosse gesehen und waren deshalb alle für den Plan, der sie in ein warmes Klima führen würde. Die Anker wurden alsbald gelichtet, und Hudson wählte sich auf dem Wege von Thorshavn über Amerika und andere Stationen nach Peking.

Wirklich fand er am dritten September 1609 eine Öffnung, durch welche die Strömung mit erschreckender Geschwindigkeit raste, und er meinte, das „Bindeglied“ zwischen dem Atlantik und dem Stillen Ozean gefunden zu haben. Noch heute bestehen diese Strömungen. Sie bilden das Entsetzen unerfahrener Maschinisten kleinerer Motorboote und bereiten den Kapitänen unserer Ozeanriesen viele schwere Augenblicke. Sie führen den Namen „Hudsonfluß“. Für die, die in Muße von Neuyork nach Albany fahren wollen, stellen sie eine angenehme Verbindung dar, sie reichen aber westlich nicht ganz bis nach Kalifornien.

Schon der arme Hudson hegte diese Vermutung. Er fand sich aber mit dem Gedanken ab und schrieb in seinem Bericht, das von ihm entdeckte Land sei reich an Pelztieren und Fischen, biete unvergleichliche Siedlungsmöglichkeiten, und die erforschten Ufergebiete seien von besonderer Schönheit. Ein Jahr später segelte er noch einmal nach dem Norden in der festen Überzeugung, diesmal Erfolg zu haben. Er überwinterte in der Jakobsbucht (James Bay). Im nächsten Frühling wollte er weiter nach Westen fahren (er hatte nur noch fünftausend Kilometer zu segeln). Seine Mannschaft aber verweigerte ihm den Gehorsam. Sie setzte ihn mit acht Kranken in ein kleines Boot und überließ sie dem Eismeere.

Dieser Mord an einem wackeren Kapitän und acht hilflosen Kranken bedeutet den Höhepunkt gefühlloser Rohheit.

Inzwischen hatte das Direktorium der Ostindischen Gesellschaft Kenntnis von den Mitteilungen Hudsons genommen, dann aber nichts weiter veranlaßt. Man wollte nur Muskatnuß und Pfeffer haben und war nicht im geringsten an der Landschaft selbst interessiert. Wenn andere aus der Entdeckung des Kapitäns Nutzen ziehen wollten, so mochten sie es gern tun.

Und andere wollten das. Adrian Block erforschte den Long Island Sund, segelte den Connecticutfluß bis nach Hartford und gelangte, siebzehn Jahre vor der Gründung Bostons, über Nantucket nach Massachusetts Bay.

Cornelius May fuhr südwärts, segelte über das Kap hinaus, das er in seiner Bescheidenheit nach sich nannte, erreichte dann eine breite Bucht und einen mächtigen Fluß, denen er die Namen Südbucht und

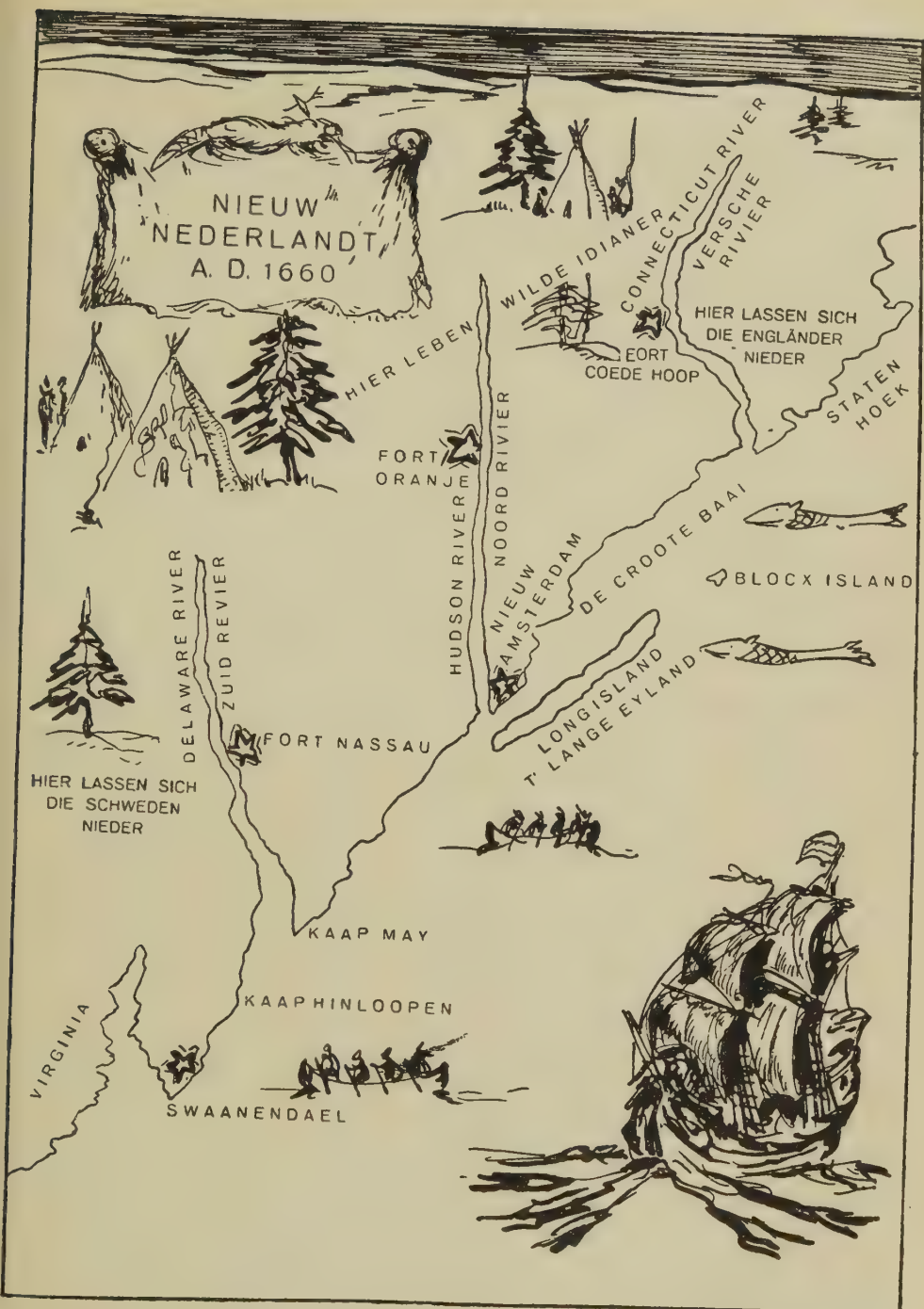
Südfluß gab; im Laufe der Zeit sind sie als Delaware-Bai und Delawarefluß bekannt geworden.

Alle diese Besucher waren besonders am Pelzhandel interessiert, und da die Indianer sich sehr gern mit Perlen, Gewehren und Schnaps bezahlen ließen, bildeten sich zwischen den Fremden und Eingeborenen freundliche Beziehungen, und die Indianer hatten nichts dagegen, wenn die Weißen ein paar Wochen an ihren Ufern verbrachten.

Diese Verhältnisse änderten sich aber, als gelegentlich Holländer dabliefen, ein Stück Land rodeten und in den Gehegen der Wilden jagten. Da entstand Mißstimmung, und bald verkündete die schwelende Asche eines Farmhauses, daß Osten und Westen aneinandergeraten



Der Strom



Die neuen Niederlande

waren und sich wie gewöhnlich mißverstanden hatten. Die Zahl der festen Siedler wuchs recht langsam; obgleich nach der Ansicht vieler im alten Holland etwas mit den amerikanischen Besitzungen geschehen mußte, war doch kein Fortschritt zu verzeichnen. Erst im Jahre 1621 wurde die Holländische Westindische Gesellschaft gegründet und mit dem Handelsmonopol an den Küsten von Afrika, Nord- und Südamerika einschließlich der Ufer des Hudsonflusses ausgestattet.

Im Laufe der Zeit trat ein Statthalter an die Spitze von Neu-Holland; kleine Gruppen politischer Flüchtlinge versuchten ihr Glück in einem weniger bevölkerten Teil der Erde; auf der Insel Manhattan lag der Mittelpunkt der Verwaltung, und an dem Zusammenfluß des Hudson und des East River entstand eine Stadt, die den Namen Neu-Amsterdam erhielt.

Auf dem Papier las sich das alles recht schön; die Wissenden aber erkannten, daß mit dauerndem Erfolg nicht zu rechnen war. In dem langen Kriege gegen Spanien war der alte Großgrundbesitz vernichtet worden; ausgedehnte Güter waren nicht vorhanden, und der Umschlagsverkehr sowie die industrielle Entwicklung und die riesigen Erträgnisse aus dem Gewürzhandel (und der gelegentlichen Seeräuberei) hatten einen solchen Wohlstand herbeigeführt, daß nur wenige den Wunsch hegten, die Heimat zu verlassen.

Unter solchen Umständen konnte die holländische Westindische Gesellschaft, die nie auf gesunder finanzieller Grundlage stand und sich nur durch schmachvollen Handel mit Sklaven aus Afrika äußerlich zahlungsfähig erhielt, auf keinen wirklichen Erfolg ihres amerikanischen Unternehmens hoffen. Die bloße Verwaltung ihrer ungeheuren auswärtigen Besitzungen erwies sich schon als zu schwierig und kostspielig. Beständig traten befähigte junge Leute bei der Ostindischen Gesellschaft ein, wo sie ihres Fortkommens sicher waren. Die Westindische Gesellschaft dagegen mußte sich mit minderwertigen Angestellten begnügen, und diese Leute sollten eine Kolonie verwalten, die vierzigmal so groß wie das Mutterland und auf allen Seiten von Feinden, weißen und roten, umgeben war.

Die natürlichen Vorzüge von Neu-Amsterdam, die den internationalen Handel begünstigten, waren unvergleichlich. Wenn ein fran-

zösischer Jesuit die Stadt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besuchte, fand er Vertreter von nicht weniger als siebzehn Nationalitäten unter den Bewohnern. Derselbe Grundsatz des „Leben und leben lassen“, der die holländische Republik zum größten Geschäftslokal in den letzten vierhundert Jahren gemacht hatte, scheint auch in der Kolonie gegolten zu haben. Was ließ sich aber



Hudson

ohne ständige Siedler, ohne Landwirte, ohne seßhafte Schlächter, Bäcker und Lichtzieher anfangen?

In der Tat war es der völlige Mangel an Menschenkraft und nichts anderes, was dem zauberischen Traum eines holländischen Reiches in Amerika ein Ende bereitete.

Im Jahre 1664 besetzten im Verlaufe eines Krieges zwischen Holland und England britische Truppen Neuholland. Sieben Jahre danach eroberte eine holländische Flotte die verlorene Kolonie zurück. Das

Mutterland war aber mit einträglicheren Unternehmungen in anderen Weltgegenden zu sehr beschäftigt, als daß es sich um ein Gebiet gekümmert hätte, das stets die Ursache von Unruhe war, die glückliche Heimat liederlicher Beamter, unzufriedener Landwirte, endloser Prozesse, ewiger Berufungen an die Generalstaaten, und keinen Pfennig einbrachte.

Im Frieden zu Westminster im Jahre 1674 verzichteten die Generalstaaten auf das Gebiet Neuhollands. Die Engländer ihrerseits sagten zu, die holländischen Besitzrechte in Guyana zu achten, wo Zucker in unbegrenzten Mengen sich anbauen ließ und die holländischen Pflanzer für die Verluste bei dem Unternehmen im Norden sich schadlos zu halten hofften.

Wirft man einen Blick zurück auf den ganzen Verlauf der Ereignisse, so kann man sich eines komischen Eindrucks nicht erwehren.

In ihrer Weisheit schlugen die Holländer den Hafen von Neuyork für einen Sumpf in Südamerika los. Sie schlugen Neuyork für einen pestverseuchten Sumpf in Südamerika los!

Und sie schmeichelten sich, sie hätten etwas ganz besonders Gescheites getan.

Die Schweden kommen zweihundert Jahre zu spät

Eine Geschichte Amerikas in hunderttausend Worten kann nicht gut aus andern Büchern zusammengeschrieben sein. Diesen Vorwurf kann man zum mindesten gegen das vorliegende Buch nicht erheben. Dennoch habe ich aus Gründen der Gerechtigkeit die bekanntesten Werke durchgelesen, die über den Gegenstand in den letzten zwanzig Jahren geschrieben worden sind, und dabei eine seltsame Täuschung entdeckt.

Wenn die meisten Verfasser der gelehrten Bücher berichten, wie eine Schiffsladung englischer Abenteurer an die amerikanische Küste gelangte, dann geschieht das mit einer Feierlichkeit, wie wenn die Israeliten den Jordan überschreiten und jenes Gelobte Land in Besitz nehmen, das den armen Kanaanitern wirklich niemals gehört hat (die doch von Anfang an dort wohnen) und nun nur der heiligen Ankunft der rechtmäßigen Eigentümer harrt.

Wenn aber ein Schwede oder Holländer, von einem Deutschen gar nicht zu reden, ein paar Kronen, Florins oder Taler in amerikanischem Grund und Boden anlegen will und selber ein Schiff ausrüstet und tausend Gefahren trotz und unter großen Mühen in einem moskitowimmelnden Sumpf am Delawarefluß oder im Herzen von Connecticut sich niederläßt, dann regen sich die Gelehrten gewaltig auf.

Natürlich suchten die Schweden und Holländer, die sich auf die schwierige Fahrt über den Ozean begaben und nach einem Teil der amerikanischen Wildnis grapsten, Reichtümer. Ihre englischen Konkurrenten aber auch. Ein paar britische „Gentlemen“ kamen zwar in der Tat nach Amerika, weil sie am Mutterlande verzweifelten und die Hoffnung hegten, einige der Ahnentugenden durch Gründung eines neuen, geläuterten England an den Küsten der Massachusetts-Bai vor dem Untergange zu bewahren.

Die Tatsache, daß der Besuch des puritanischen Gottesdienstes in Portsmouth in Rockingham County als vornehm galt, zum

presbyterianischen Gottesdienst in Portsmouth, Hampshire, zu gehen, aber Argwohn erregte, mag ihren Entschluß, die Zelte abzubrechen, bestärkt haben, aber ganz allgemein gesprochen, kamen sie aus genau demselben Grunde wie Tony der Schuhputzer, der keine schönen Redensarten erst macht, sondern sagt: Amerika sein ein feiner Land! Ick macken da Geld.

Physik und Geschichte haben wenig Gemeinsames, ein Gesetz aber gilt in beiden Wissenschaften: Die Natur scheut die Leere. Früher oder später (und je früher, um so besser, ist die Losung der Natur) pflegt sich ein solches Vakuum zu füllen. Ob mit Wasser, Menschen oder Luft, ist völlig gleichgültig.

Ethnologisch genommen war die amerikanische Wildnis ein Vakuum mit bedeutenden wirtschaftlichen Aussichten. Mancher hatte es in der Neuen Welt versucht und an dem Leben dort Geschmack gefunden. Als im Jahre 1620 die Bürger von Stockholm und Kopenhagen und Enkhuizen von den ungeheuren Preisen hörten, die der Tabak aus Virginien auf dem Londoner Markt erzielte, als sie die Zeichnungen für Pfeffer an der Amsterdamer Börse erfuhren, sagten sie: Hallo, wir möchten auch etwas von dem Gelde haben. Und sobald sie ein paar tausend Mark sammengescharrt hatten, gründeten sie eine eigene kleine Gesellschaft und nahmen an der Jagd nach dem Glück teil. Die Wirtschaftsgeschichte der Zeit berichtet das übrige. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schossen Westindische Gesellschaften wie Pilze aus der Erde. Sie kamen über Nacht heraus und verschwanden mit den ersten Sonnenstrahlen. Tausenden raubten sie die Ersparnisse, aber brachten einem Dutzend Glücklicher großen Reichtum.

Die meisten nordeuropäischen Staaten wurden von dem Kolonienegründungsfieber ergriffen. Die einzig ernsthafte Unternehmung war die der Schweden.

Lange hatten die Dänen, ihre guten Nachbarn, sie in der Ostsee eingepfercht gehalten, und das Schloß Helsingör war besser bekannt als eine besonders verhaßte Festung, die den Sund beherrschte, denn als das Heim, in dem der Geist des alten trauernden Hamlet umging. Aber in einem seltsamen Anfall von Energie (solche Anfälle treten ebenso plötzlich wie unbegreiflich auf, und zwar bei ganzen Völkern

wie bei einzelnen Menschen) hatten sich die Schweden in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zur herrschenden Macht in Nordeuropa gemacht. Der militärische Geist des Geschlechtes der Wasa hatte den ehrgeizigen Ansprüchen der halbkultivierten slawischen Nachbarn Halt geboten und die Ostsee zu einem schwedischen See gemacht, auf dem Polen und Russen in weitem Bogen Fahrzeugen auswichen, die die Flagge mit den drei Kronen zeigten. Als Soldaten, die eben auf den Schlachtfeldern von Lützen und Breitenfeld siegreich gekämpft hatten, an der Mündung des Delaware River erschienen, fühlten sich Engländer und Dänen mit gutem Grunde recht unbehaglich. Aber die gewaltigen Gebiete, die Schweden als Preis für den Sieg über Kaiser und Zaren zugefallen waren, hatten seine Menschenkraft aufgesogen. Die eingeborene schwedische Bevölkerung des ausgedehnten nördlichen Reiches war nur halb so zahlreich wie heute, und so lange ein schwedischer Bauer sich in Finnland (das Schweden gerade gegenüberliegt) eine neue Heimat gründen konnte, fuhr er wahrscheinlich nicht hinüber nach Fort Christina (heute Wilmington), das sich erst nach einer zwei bis dreimonatigen gefährlichen Seereise erreichen ließ und von wilden Tieren und noch wilderen Eingeborenen bedroht sein sollte.

So blieb er, wo er war, genau wie sein holländischer Vetter, und alle schönen Versprechungen konnten ihn nicht aus seinem gemütlichen Gütchen in Dalekarlien locken.

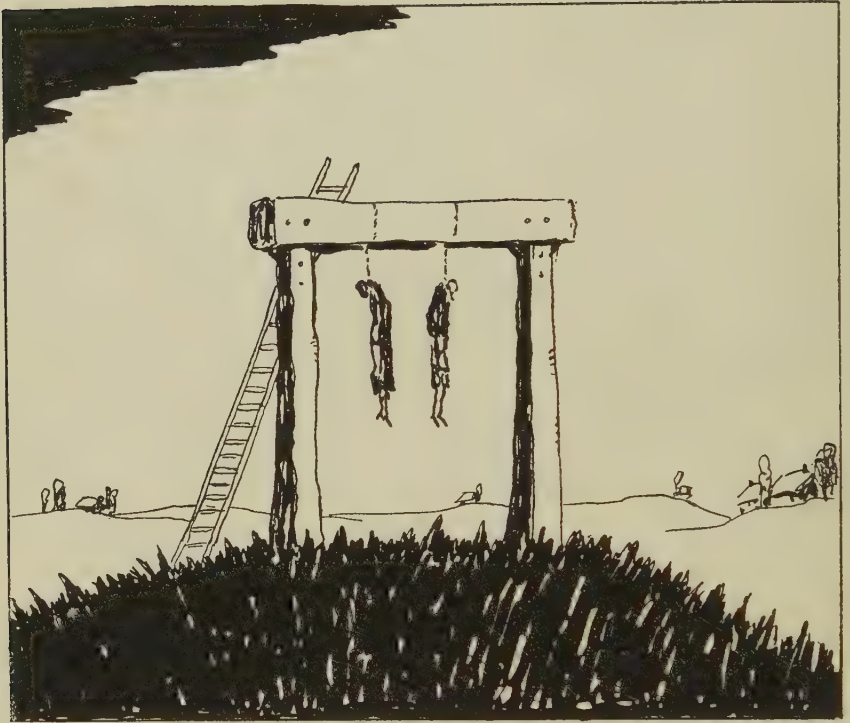
Erst viel später machte sich in dem Lande Übervölkerung nachteilig bemerkbar. Dann begann ein großer Zug nach dem Westen, und fast eine Million Schweden wanderte nach Amerika. Sie kamen aber zu spät, um eine eigene selbständige Kolonie zu gründen.

Im Jahre 1665 annektierten die Dänen die schwedischen Siedlungen in Pennsylvanien und Delaware. Neun Jahre später fiel das ganze Gebiet zwischen dem Connecticutfluß und der Schuylkill an die Engländer, und das bedeutete das Ende von Nya Sverige (d. h. Neuschweden).

Ach ja, gute Absichten, schön verzierte Freibriefe und Programme haben noch niemals eine gedeihliche Kolonie geschaffen.

Geld ist eine gute Hilfe, aber nicht alles.

Wenn eine Kolonie gedeihen soll, muß sie der natürliche Abfluß gewisser Volksschichten sein, die aus gewichtigen Gründen die Heimat verlassen.



Quäker

Eine freie Kolonie für alle Völker

Zwei Gebiete im großen Reich der Geschichte meide ich gewöhnlich; nicht weil ich sie nicht mag, sondern gerade weil sie mir so lieb sind. Was nützt es, viele Kapitel mit öden Einzelheiten über das Wachstum der päpstlichen Macht im Mittelalter oder über die Entwicklung des puritanischen Neuengland im siebzehnten Jahrhundert zu schreiben, wenn man ein lustiges Buch über Franz von Assisi oder Georg aus Drayton verfassen könnte? Diese beiden Männer waren Lebenskünstler, ruhmvolle Menschen, als Bürger eigenartig, heftig und unbrauchbar, waren alles, was man will. Aber durch die Kraft allein ihres Selbstvertrauens und ihrer Begeisterung schufen sie mehr für den wahren Fortschritt in dieser Welt (und in kürzerer Zeit) als neunzig Prozent aller Heiligen und Priester, deren Bilder in jenen Gebäuden finster auf uns herabschauen, die Freund Georg höchst unehrerbietig als „Häuser mit Türmen“ bezeichnete und die dem Bruder der Gänseblümchen und Marmeltiere oft die Pforten verschlossen hatten.

Ich laufe nicht Gefahr, dem ersten der beiden zu viel Platz zu widmen. Die katholische Kolonie, heute als Freistaat Maryland bekannt, war in jeder Beziehung den kalvinistischen Siedlungen an der Küste Neuenglands überlegen. Der Geist der Duldsamkeit aber, der sich an den Ufern des Patapsco zeigte, ist wohl hauptsächlich den hohen persönlichen Eigenschaften des Gründers Georg Calvert zu verdanken, und es läßt sich nicht entscheiden, wieweit Seine Lordschaft durch den gütigen Philosophen aus den umbrischen Bergen beeinflusst worden ist und wie viel Ausfluß politischer Weisheit war.

Mit Georg Fox verhält es sich aber anders. Bei allen rein geistlichen Bewegungen, die nicht zu einem festen religiösen Dogma erstarren, ist es ungemein schwierig, den Einfluß auf zeitgenössische Ereignisse auch nur mit einem geringen Grad von Sicherheit nachzuweisen.

Wer jemals die „Konzessionen“ untersucht hat, die Penn für seine Kolonie in Amerika aufstellte, ist erstaunt über die Ähnlichkeit

zwischen dem Inhalt dieser Urkunde und dem des Pergamentes, auf dem ein paar Jahre später Thomas Jefferson seine Ansicht von persönlicher und nationaler Freiheit aufzeichnete. Haben wir nun deshalb ein Recht zu der Annahme, der berühmte Skeptiker aus Albemarle County war im Innern Quäker?

Davon bin ich allerdings fest überzeugt: hätte William Penn seine Versuche etwas länger durchführen können, als wirklich geschah, wären seine Nachfolger ebenso fähige Menschen wie er gewesen, kurz, wäre das Quäkertum die Dominante auf dem amerikanischen Festlande statt des Puritanertums geworden, dann wäre die Geschichte dieses Landes mit viel weniger Gewalttätigkeiten erfüllt, und als Nation wären die Amerikaner viel liebenswerter und glücklicher.

Die Herrschaft der Gedanken Penns war nicht von langer Dauer: sie erstreckt sich über höchstens fünfzig Jahre. In dieser kurzen Zeit entzündeten die Quäker ein Fanal geistlicher Gerechtigkeit, das niemals völlig aufgehört hat, dunkle, abgelegene Winkel der Landschaft zu erleuchten. Das Allerwichtigste dabei ist: sie machten gar kein Aufhebens von ihrer persönlichen Heiligkeit; sie dünkten sich auch nicht besser als ihre Nachbarn, wollten ihnen auch nicht die Ideen und Grundsätze aufzwingen, die ihrem Geschmacke und ihren Neigungen vielleicht mehr zusagten.

Das bedeutet ein besonderes Lob für Menschen, die über fünfzig Jahre geschwätzigen kleinen Beamten ausgeliefert waren, gehängt, gevierteilt und zu Tode gepeitscht wurden, nur weil sie an Meinungen festhielten, die der Gier anglikanischer Bischöfe und der Würde puritanischer Geistlicher gefährlich schienen: eine kleine Schar glaubenstreuer Männer und Frauen, die wirklich mit gutem Grund sich als die auserwählten Kinder Gottes betrachten konnten. Diese eigenartigen, aber interessanten Ketzer, die die Worte Jesu ernst nahmen, waren fast zwei Generationen lang in Seelenruhe und Gleichmut vom Marterpfahl zum Galgen geschritten, als sie unerwartet einem mächtigen Beschützer gleichsam in die Arme liefen. Die Quäker, die nicht an die Anglikanische Kirche, überhaupt niemals an eine sichtbare Kirche glaubten, hielten für sich religiöse Versammlungen ab; es waren sehr harmlose friedliche

Zusammenkünfte. Die Quäker verwarfen jede Gewalttätigkeit und hielten sich der Politik fern. Natürlich war dies den Behörden bekannt. In jenen Tagen mußte die Rechtspflege dazu dienen, die Einkünfte zu steigern. Ging das Geschäft schlecht, so zog man einen Quäker vor Gericht und legte ihm ein paar Pfund Geldstrafe auf, weil er den Hut vor dem Richter nicht abgenommen hatte. Da außerdem diese seltsamen Leute das Prozessieren ablehnten, bestand auch keine Gefahr, daß sie jemals eine Klage wegen ungerechter Verhaftung erhoben.

Es ist eine eigenartige Erscheinung: viele der glühendsten Reformatoren auf der Welt waren reiche junge Männer, die in Wohlstand und Behaglichkeit lebten, bis sie rein zufällig mit der Grausamkeit des gewöhnlichen Lebens bekannt und von ihrer Erfahrung so entsetzt wurden, daß sie bis an das Ende ihrer Tage Aufrührer blieben. So erging es auch William Penn.

Einmal veranstaltete die Polizei der Stadt Cork eine Jagd auf Quäker. Wie gewöhnlich brachte man die Verhafteten nach der Wache, wo sie bis zum Verhör durch den Richter bleiben mußten. Man kann sich das Entsetzen Seiner Gnaden vorstellen, als unter den Aufgegriffenen sich ein echter „Gentleman“ befand. In kriecheischen Ausdrücken entschuldigte sich der Beamte; es wäre natürlich nur ein Irrtum, und der junge Herr möchte das bedauerliche Vorkommnis entschuldigen und könnte nach Hause gehen, wenn es ihm beliebte.

Der junge Herr wollte aber nicht, und auf diese Weise soll William Penn zur Quäkerbewegung gekommen sein und sich den bedrückten und bedrängten Anhängern dieses Glaubens angeschlossen haben.

Der junge Wilhelm hatte sich immer für religiöse Dinge interessiert. Sogar auf dem Gymnasium hatte er fest an das Recht des Menschen geglaubt, nach seiner eigenen Fassung selig zu werden, und deshalb an der Andacht nicht teilgenommen. Als Sohn des Admirals Baron Wilhelm Penn of Wanstead House, Essex, verbrachte er die ersten zwanzig Jahre seines Lebens in einer Gesellschaftsschicht, in der es als schlechte Erziehung galt, den Menschen sein Inneres zu zeigen.

Nachdem er nun einmal den entscheidenden Schritt getan hatte, blieb er nicht auf halbem Wege stehen. Er legte die Uniform ab, verzichtete auf die Offizierslaufbahn, verfaßte Flugschriften, in

denen er seinen eigenartigen Glauben zum Nutzen der Spötter erläuterte, und wurde der Mittelpunkt eines berühmten Prozesses, in dem die Geschworenen durch ihre Weigerung, gemäß der Anweisung des präsidierenden Richters auf Schuldig zu erkennen, einen Präzedenzfall schufen, auf den man sich immer wieder in England und Amerika beruft.

Das war aber nicht der einzige Zusammenstoß zwischen den Bes Hörden und Penn.

Er predigte beständig und wurde deshalb in den Kerker geworfen und stets begnadigt und dann wegen eines neuen Verbrechens, das echt christliche Gesinnung bezeugte, wieder in den Kerker geworfen. Dabei gewann er indessen Anhänger, und die Verhältnisse bekamen schon einen leichten Anflug von Lächerlichkeit, als Penn zur großen Genugtuung seiner empörten Verwandtschaft sich ernsthaft mit dem Gedanken beschäftigte, in der amerikanischen Wildnis eine Quäkerkolonie zu gründen.

Die Quäker wußten sehr viel über Amerika. Wie die ersten Franziskaner zogen sie auf allerlei wunderliche Abenteuer aus. Während sie aber wegen ihres einfachen, natürlichen Auftretens fast überall freundlich Aufnahme fanden, wartete in Amerika dieser modernen Apostel ein eigenartiger Empfang. Nicht wenige wurden gehenkt; andere von Dorf zu Dorf gepeitscht. Die Frauen waren auf Gnade und Ungnade jenen Geistlichen in Neuengland ausgeliefert, die gerne jede ihnen verdächtig erscheinende nette weibliche Person zu einer Hexe stempelten und demgemäß mit ihr verfahren.

Unter solchen Verhältnissen hätten die Anhänger jeder anderen Sekte Amerika den Rücken gekehrt. Die Quäker dagegen nahmen so gewalttätige Behandlung als Schickung Gottes hin, und dazu sorgten sie sich fast kindlich um das Wohlergehen der Wilden und ergriffen die Gelegenheit, um aller Welt, besonders aber den Neuengländern, zu beweisen, daß die Eingeborenenfrage sich auf andere und einträglichere Weise lösen ließ, als daß man die Rothäute niederknallte oder durch Branntwein zugrunde richtete.

Im Jahre 1670 war die Zeit für sie gekommen.

Sir William Penn war tot und hatte seinem Sohn eine Forderung an die Stuarts in Höhe einer Viertelmillion Mark hinterlassen. Die

Stuarts waren im Borgen königlich groß; kam aber der Termin für die Rückzahlung heran, fühlten sie sich plötzlich als Nachkommen von „Verwaltern“ und konnten knauserig wie der schäbigste Glasgower Geldverleiher sein. Im Reiche der Geldwirtschaft waren sie Künstler. Gern zahlten sie eine Schuld mit dem Eigentum anderer zurück. So verliehen sie Wilhelm nach jahrelangem Verhandeln ein ungeheures Gebiet, das nach dem Vater den Namen Pennsylvanien bekam, irgendwo zwischen Maryland und Delaware lag und nach Westen und Norden sich beliebig weit erstreckte.

Am ersten Dezember 1682 segelte Penn von England auf seinem Schiffe *Welcome* („Willkommen“) nach seinen neuen Besitzungen. Hiermit beginnt eines der interessantesten Kolonialexperimente in der Zeit vor der amerikanischen Unabhängigkeit.

Die neue Siedlung sollte nicht ein Unternehmen werden, das einem daheimgebliebenen Direktorium gehörte und von oben geleitet und ausgebeutet wurde. Ganz im Gegenteil! Penn, der gut Schlagworte zu prägen verstand, drückte sich recht deutlich aus, als er sein Gebiet „eine freie Kolonie zum Nutzen der ganzen Menschheit“ nannte. In seiner Begeisterung schoß er aber über das Ziel hinaus. Er beharrte bei der Ansicht, auch die ursprünglichen Bewohner des Landes seien menschliche Wesen, und als er diese abscheuliche Behauptung aufstellte, erkannten die andern Siedler sein wirkliches Wesen: einen närrischen Träumer mit unpraktischen, gefahrbringenden Ideen. Für sie bedeutete der Indianer einen traurigen Possenreißer, der sich durch Schnaps oder bunte Perlen aufheitern ließ, oder ein Geschöpf des Satans, das an diese Gestade gesandt war, um Gottes auserwähltes Volk um seine Erbschaft zu betrügen und, deshalb jedem wahren Christen, der eine zuverlässige Büchse trug, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Als nun die Quäker das „hohe Gebot“ ihres Herrn befolgten, wirklich die Theorie vom „gütigen Weißen, gütigen Indianer“ in die Praxis umsetzten, die Indianer nicht betrogen, nicht ein Dutzend Hakenbüchsen und Knüttel zum Gottesdienst mitnahmen, statt dessen aber ihre Kinder dem nächsten Indianerweib zur Obhut überließen, wenn sie feierlich zur Versammlung schritten, da sahen die anderen Siedler ein, zwischen dem Teufel und diesem Penn müsse ein Geheimvertrag bestehen, und unternahmen

Schritte zum Schutz ihrer Besitzungen gegen die Folgen einer so niederträchtigen, närrischen Freundlichkeit und Versöhnlichkeit und versahen sich eiligst mit Extramunitio.

Als nun gar noch bei der Hauptversammlung von 1696 die Quäker erklärten, die Sklaverei widerspreche den Lehren des Neuen Testaments, war allen anständigen Bürgern in Virginien und Massachusetts klar, daß dieses blöde Kolonialunternehmen bald ein schlimmes Ende finden müsse. Sie hatten leider recht. Es scheint, als ob ein böses Schicksal über allen Bemühungen waltet, die toten Worte Jesu Christi in lebendige Tat umzusetzen.

Für den armen Penn, der sein Erbteil für die Kolonie hingegeben, in Gefangenschaft und in Freiheit seine ganze Zeit dem Glücke der Mitmenschen gewidmet hatte, kamen böse Tage. Seine Kinder starben oder wurden Trunkenbolde, einer seiner Söhne ein übel berüchtigter Mensch in Philadelphia. Vertraute Freunde betrogen ihn, und sein Privatsekretär versuchte, ihn um zweihunderttausend Mark zu bringen, und als Penn sich gegen die Erpressung wehrte, gelang es dem Schurken, ihn ins Schuldgefängnis zu bringen. Inzwischen rief die Behandlung der Eingeborenen in den anderen Kolonien Grenzkriege hervor, die die Lage der Quäker bisweilen sehr schwierig gestalteten.

Im Jahre 1712 verlor Penn infolge eines Schlaganfalles die Erinnerung an die Widrigkeiten des Lebens. Ein paar Jahre konnte er noch durch die Gänge seines Hauses wandern. Dann kam sein Ende und mit ihm das Ende des wundervollen Traums von Georg Fox.

Aber doch nicht ganz.

Große Männer gleichen den Fluten des Nils, die kommen und gehen und das Land reicher und fruchtbarer zurücklassen.

Die Quäker mußten den Gesetzen gehorchen, denen alle festen Formen der Gesellschaft unterliegen.

Sie verloren bald die geistliche Biagsamkeit, das kostbarste Kapital ihres Gründers. Aber auch so bewahrten sie sich ein Maß von Wohltätigkeit, Güte und Duldsamkeit, das sie über ihre Nachbarn, die Calvinisten und Bischöflichen erhob, und innerhalb ihrer eigenen Siedlung schützten sie die persönliche Freiheit in einer Weise, daß Pennsylvanien lange einzig unter den Kolonien dastand.

Natürlich weiß ich auch alles, was gegen sie spricht. Sie waren geizig, hielten die Hand auf den Beutel und schritten schrecklich feierlich daher. Ins Theater gingen sie nie. Musik lehnten sie ab und führten ein trauriges, ödes Leben. Zugegeben! Ein ungeheures Verdienst aber hatten sie doch. Sie kümmerten sich nur um ihre Angelegenheiten.



*Reichsverwaltungsgebäude,
auf königliche Verordnung errichtet*

KAPITEL XIV

Kolonien werden auf gut Glück gegründet

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verfolgte England eine Kolonialpolitik ohne bestimmtes Ziel: es war eine Siedlungspolitik auf gut Glück.

Nur die Puritaner machten eine Ausnahme. Sie wußten, was sie wollten. Die Gründung der anderen Siedlungen dagegen „erfolgte“ eben. Einige unter ihnen waren als Kapitalsanlage in Grundbesitz gedacht und gänzlich von Privatgesellschaften finanziert; andere waren Gründungen anständiger Männer und Frauen, die erst vor kurzem dem religiösen und wirtschaftlichen Despotismus der Leute in der Massachusetts-Bai entflohen waren. Wieder andere sollten Versuche praktischer Menschenliebe darstellen und Schädlingen der heimischen Gesellschaft eine neue Heimat bieten. Zwei gehörten ursprünglich anderen Nationen und wurden erst später mit Waffengewalt dem britischen Reiche einverleibt.

Eine war Privateigentum eines gütigen Katholiken, der seinem Gelohnis religiöser Duldsamkeit so entschieden nachlebte, daß er sich die bittere Feindschaft aller protestantischen Mitbürger zuzog.

Ein großer Landstreifen war einem jungen Quäker für Dienste überlassen worden, die der königliche Schuldner nicht in bar hatte vergelten können.

Mehrere andere verdankten ihre Entstehung der wohlbekannten Gewohnheit der Stuarts, treue Diener mit Urkunden zu belohnen, in denen die edlen Fürsten als Eigentum zusprachen, was anderen gehörte.

Auf königliche Verordnung
wird ein Reichsverwaltungsgebäude errichtet

Die beständige Einmischung der Regierung in die Angelegenheiten der auswärtigen Besitzungen brachte die Franzosen um ihre amerikanischen Kolonien und erklärt so viele Mißerfolge anderer Nationen Europas auf dem Gebiete der Kolonialpolitik.

Hätte Nobel das Dynamit ein paar Jahrhunderte früher erfunden und für die bedeutendsten Entdeckungen einen Jahrespreis ausgesetzt, so wäre unzweifelhaft die Mehrzahl der Belohnungen einigen Untertanen des berühmten Sonnenkönigs Ludwigs XIV. zugefallen. Diese Franzosen wanderten und ritten und segelten und paddelten und zogen auf Schneeschuhen durch das Hinterland von Canada ohne Rücksicht auf persönliche Bequemlichkeit (von einem Dutzend langsamer, qualvoller Todesarten ganz zu schweigen), daß sich ein Bericht über ihre Erlebnisse wie ein packendes, aber vergessenes Kapitel aus den *Drei Musketieren* liest.

Und schließlich erreichten sie doch nichts.

Ihre englischen Nachbarn hingegen hielten sich möglichst nahe an bequemen Flüssen und Buchten und gründeten die größte Nation der Neuzeit.

Für die Franzosen war das sehr bedauerlich, aber völlig unvermeidlich. Im siebzehnten Jahrhundert entartete Frankreich schnell zu einer überzentralisierten Monarchie. Die Macht des Feudaladels war gebrochen, die Macht Seiner göttlichen Majestät des Königs unumschränkt.

Nun ist es eine oft beobachtete Tatsache, daß der Adel in einem Lande dann keine wesentliche Bedeutung mehr besitzt, wenn er nicht mehr die führende Schicht darstellt und nur von „Dienst“ redet. Die englischen Adligen blieben im siebzehnten Jahrhundert die anerkannten Machthaber in den Gemeinden, in denen sie lebten, und gingen nur ganz selten nach London. Ihre französischen Standesgenossen dagegen fühlten sich höchst geschmeichelt, wenn sie für

die Kanarienvögel des Königs sorgen und beständig in der Umgebung ihres erlauchten Herren leben durften.

Während nun in England die Krone umsichtig verfuhr und Gesetze nur mit Zustimmung der Landedelleute schuf, regierten die französischen Herrscher willkürlich oder nach den Wünschen ihrer Geliebten oder Minister.

Die altbekannte Geschichte von dem Mangel an Menschenkraft erklärt die langsame Entwicklung der französischen Besitzungen in Nordamerika.

Kamen die Forschungsreisenden mit den Ergebnissen ihrer Unter-



Königliche Wegweiser

nehmungen nach Paris zurück und berichteten von den unzähligen Meilen Landes, um das sie das französische Reich vergrößert hatten, dann fühlten Seine Majestät und seine Ratgeber, daß etwas geschehen müsse; woher sollten sie aber im Namen ihrer siebenhundert Pastetenbäcker die erforderlichen Menschen nehmen?

In sehr großen Abständen zogen ein paar tausend verwegener Individuen mehr oder minder freiwillig in die Gegend von Quebec und Montreal. Kaum hatten sie sich dort etwas eingelebt, da begingen die französischen Behörden in ihrem Ordnungssinn den üblichen Fehler, die neuen Städtegründungen einer genau so zentralisierten Verwaltung zu unterstellen wie Dörfer in Burgund oder der Gascogne. Wünschte jemand einen Jagdschein, mußte er nach Paris schreiben. Wollte ein Statthalter einen blöden Untergebenen los sein, mußte er erst die Vorgesetzten in Paris fragen. Unter solchen Umständen

versiegte bald jede Initiative des einzelnen, und die Kolonien machten keine Fortschritte. Noch aus einem anderen Grunde blieben die Bewohner Neufrankreichs weit hinter den holländischen und englischen Nachbarn zurück. In dem von Protestanten besetzten Gebiet bestand wenig oder keine Reibung zwischen den weltlichen Behörden und der Geistlichkeit. Gelegentlich brach ein Streit unter den verschiedenen Sekten selbst aus; in solchem Falle zog die Minderheit ab, um ein eigenes Zion anderswo im Urwald zu gründen, und für die Gemeinde im ganzen genommen bedeutete das eine Erweiterung der englischen Einflußsphäre.

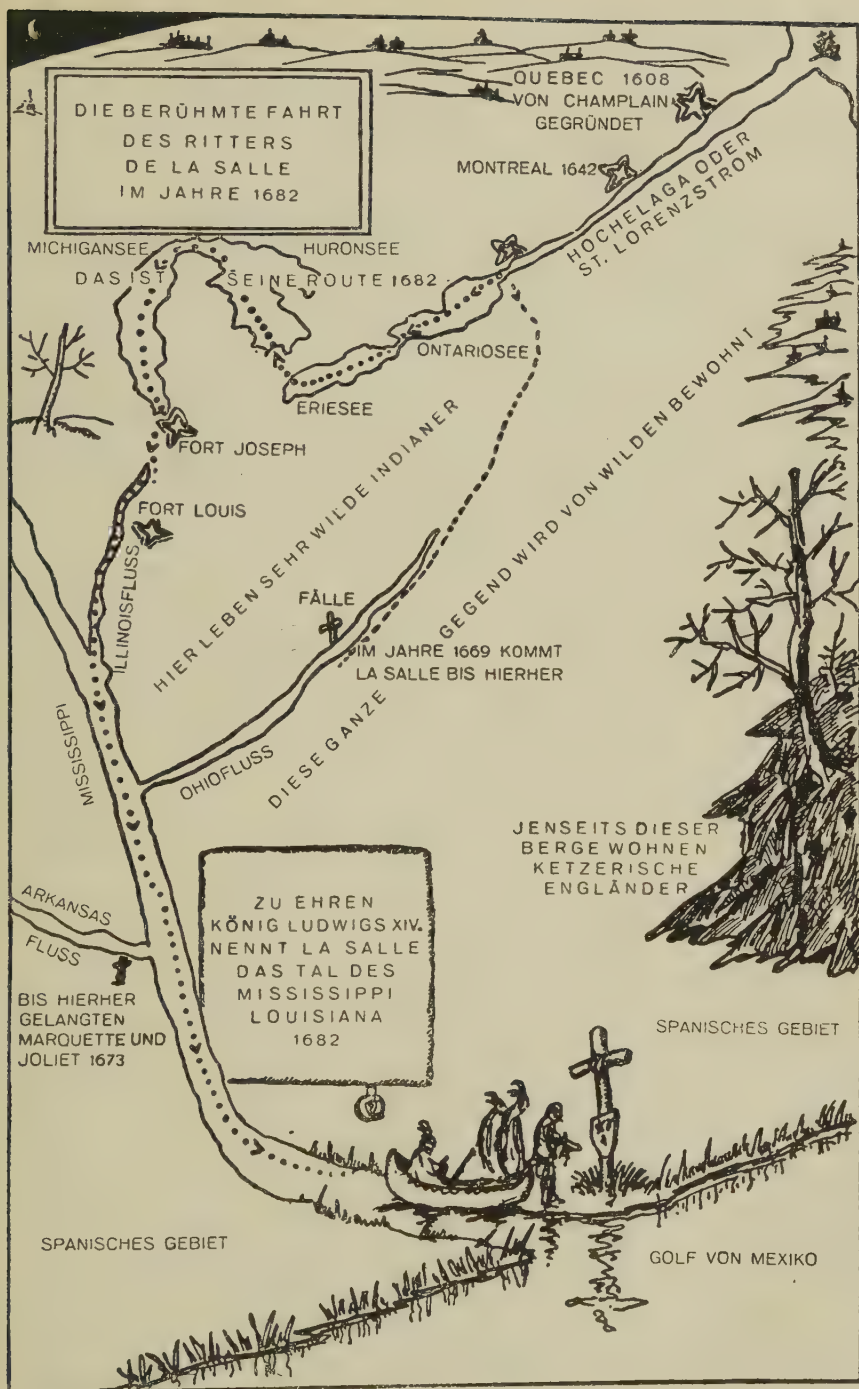
In Canada dagegen lagen sich Regierung und Kirche beständig in den Haaren. Recht früh schon hatten sich die Jesuiten eingefunden und der Wilden angenommen, die unzweifelhaft alles dessen dringend bedurften, was die guten Patres sie lehrten. Diese einzigartige Gesellschaft frommer und gelehrter Männer (der „Stoßtrupp“ der katholischen Kirche) war aber niemals völlig Anhänger der Lehre, daß der Staat über der Kirche steht. In Paraguay hatten die Jesuiten sogar einen eigenen Staat errichtet, der ein Heer unterhielt und fast hundert Jahre seine Selbständigkeit behauptete. In Canada brachten sie es nicht so weit, und wegen der ihrer Meinung nach ungehörigen Einmischung der königlichen Statthalter in ihre Angelegenheiten waren sie die geschworenen Feinde dieser hohen Beamten, solange Canada zu Frankreich gehörte.

Natürlich wollte die Regierung auch etwas an den amerikanischen Besitzungen verdienen, und die Kolonialbeamten mußten am Jahresende eine günstige Bilanz aufstellen können. Wie die nötige Zahl Pelze zusammenkam, danach wurde nicht gefragt. Mochten alle Eingeborenen an übermäßigem Rumgenuß zugrunde gehen, wenn nur die Speicher in Montreal reichlichen Vorrat an Bärenfellen und Biberpelzen hatten.

Die Kirche auf der andern Seite sah nur das allmähliche Verkommen der Eingeborenen als Ergebnis solcher Politik, und die ehrwürdigen „Patres“ arbeiteten nach Kräften dagegen. Eine Zeitlang war der Bischof von Quebec der wirkliche Herrscher, und der Handel schloß völlig ein. Die scharf aufmerkenden Wilden mißverstanden diese Wirkung freundlicher Gesinnung, deuteten sie als Schwäche und

trieben unter der Führung der Irokesen fast die gesamte französische Bevölkerung ins Meer. Darüber entstand gewaltiges Hallo in Paris. Schleunigst wurde ein energischer Mann, Louis de Frontenac, an den Lorenzstrom mit dem Auftrage geschickt, die Heiden zur Vernunft zu bringen. Sobald er eine reichliche Anzahl Indianer hatte erschlagen lassen und dadurch die übrigen vor weiteren feindseligen Unternehmungen abgeschreckt hatte, fing das alte Spiel wieder von vorn an. Die Freundinnen Seiner Majestät, ebenso schön wie fromm, vergossen an der königlichen Tafel jedesmal reichlich Tränen, wenn das Gespräch auf das Schicksal ihrer Schützlinge unter den Geistlichen kam. Ein Bischof nach dem andern kehrte zurück. Bald wurde auch der tatkräftige Statthalter nach Paris zurückgerufen, „um Bericht über seine jüngste Tätigkeit zu erstatten“, und dann war in Amerika wieder alles beim alten.

Auf dem Papier nahm sich Neufrankreich großartig aus. Es erstreckte sich in gewaltiger Kurve vom nördlichen Eismeer bis zum Golf von Mexiko, und die Grenzen waren sorgfältig durch eine Reihe schwerer Bleiplatten gekennzeichnet, auf denen die Diener Seiner Majestät die Inschrift eingegraben hatten, daß der Boden, auf dem die Platten lagen, Eigentum des soundsovielten Ludwig sei. In Wirklichkeit handelte es sich um eine armselige, von Pfaffen verwaltete Wildnis, zeitweise völlig vernachlässigt, dann wieder durch eine Flut von Gesetzen und Vorschriften überschwemmt, niemals fähig, ihre Hilfsquellen nach den Wünschen der Bewohner auszuschöpfen, den Launen des Weiberregiments und der königlichen Willkür preisgegeben.



Neu-Frankreich

KAPITEL XVI

Hoffnungsschimmer am Horizont

Die Menschen wundern sich immer über die Plötzlichkeit, mit der Ereignisse eintreten. In einer Straße stürzt „plötzlich“ ein Haus ein, ein alter Mensch stirbt „plötzlich“, ein berühmtes europäisches Herrscherhaus wird „plötzlich“ beseitigt.

Alle Naturwissenschaftler, die meisten Journalisten und sogar einige Historiker wissen, daß nichts „plötzlich“ eintritt. An dem Hauseinsturz, dem Tod des Alten und der Beseitigung des Herrscherhauses, Ereignissen von Minuten und Sekunden, haben die wirkenden Kräfte schon Jahr und Jahre vorher im geheimen gearbeitet.

Man kann die Betrachtung auch umkehren und wird finden, daß das „plötzliche“ Erscheinen einer Republik, der „plötzliche“ Reichtum einer Familie, das „plötzliche“ Auftreten des Genies bei einem bis dahin unbekannten Geiger Ergebnisse geheimnisvoller Pläne sind, die mit unendlicher Sorgfalt die Zeit in ihrer Werkstatt erschacht hat.

Ein paar Seiten weiter wird man von jener großen politischen Bewegung lesen, die „plötzlich“ dreizehn kleine zänkische Kolonien in eine stark einheitliche Macht verwandelt. Wie kam dieser „plötzliche“ Wechsel zustande?

Die Revolution war an sich ein Ereignis wie jedes andere, wenn sie auch durch den Lärm, den sie verursachte, besondere Aufmerksamkeit erregte. Die wahre Grundlage für die Neugestaltung war aber Jahrhunderte vorher geschaffen worden, so ruhig und unauffällig und von so bescheidenen Leuten, daß nur wenige Mitlebende sich der ungewöhnlichen Vorgänge bewußt wurden.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gingen Menschen aus allen Klassen und allen möglichen Gründen über den Ozean, von den armen Negern wollen wir hier absehen, denn sie kamen gezwungen.

Zuerst das „verdingte“ Gesinde, in Wirklichkeit Tagelöhner, kleine Handwerker und bankrotte Kleinhändler, die selber das Geld für

die Überfahrt nicht erschwingen konnten. Statt eine gewisse Summe zu bezahlen, verdingten sie sich einem Kolonialherren für fünf bis sieben Jahre. Die Überfahrtskosten waren zu jener Zeit sehr viel größer als heute. Achtzehnhundert Reichsmark für eine einzelne Fahrt war ein ganz normaler Preis. Selbst so erscheinen sieben Jahre schwerer erniedrigender Hausarbeit starker Tabak für eine Zwischen- deckfahrkarte. Der Auswanderer sah aber wohl in diesem Verfahren das einzige Mittel, aus seinem Elend herauszukommen. Waren die sieben Jahre einmal vorüber, konnte er tun, was er wollte, und einen neuen Beruf nach eigener Wahl ergreifen.

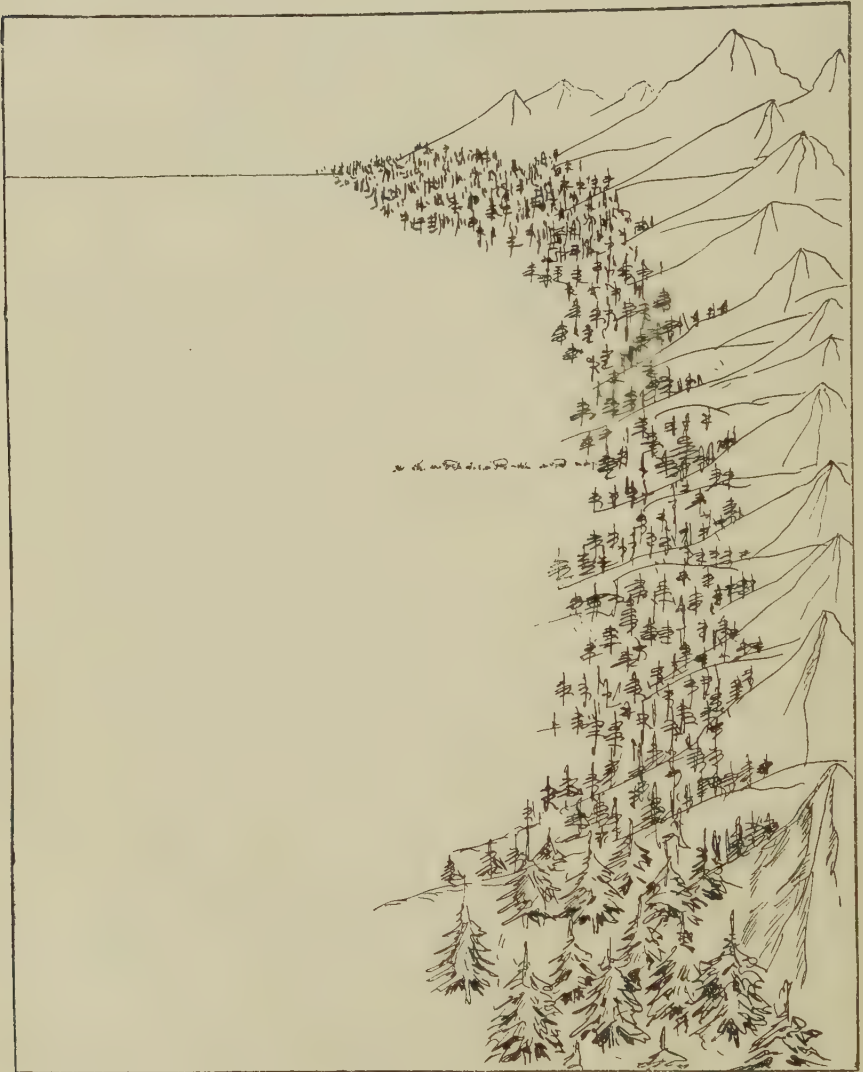
Dann kamen die kleinen Kapitalisten, Leute, die ein paar tausend Mark gespart oder geerbt und die riesigen Annoncen gelesen hatten, durch die Bruder Penn die Reize seines Paradieses im Urwalde verkündete, und nun ihren Anteil an diesen Schätzen und ein eignes Heim begehrten, ehe es zu spät war.

Dann die Angehörigen irgendeiner Sekte, die der Verfolgung ausgesetzt waren und in der Wildnis einen Winkel zu finden hofften, in dem sie nach ihrem Geschmack beten und Gottesdienst abhalten konnten.

Weiter kamen jene, die aus „Wanderlust“ hinüberzogen: sie gingen nach Amerika nur aus Langerweile und dem Verlangen nach Abwechslung. Andere wieder spürten dies Verlangen, weil die Polizei hinter ihnen her war.

Kurzum, es war eine bunt zusammengewürfelte Schar, die den Staub Europas von den Füßen schüttelte und nach der Neuen Welt zog. Kaum hatten diese Leute das neue Land betreten, so war ihnen allen, religiös Verrannten, verdingten Dienstleuten, liederlichen jüngeren Söhnen, bankrotten Händlern, unzufriedenen Adligen, ausgekniffenen Verbrechern, davongelaufenen Matrosen, verarmten Gutsbesitzern, das eine klar: sie kamen in eine Welt, die besser war als die, der sie eben den Rücken gekehrt hatten. Nicht leichter würde das Leben sein; aber unbegrenzte Möglichkeiten taten sich auf, unendliche Räume dehnten sich vor ihnen aus; es war eine Welt, in der der Mensch sagen konnte: „Schaut her, ich bin frei!“ und er konnte sein Bündel schnüren und weiterwandern und zehn Jahre wandern und immer mitten in Wäldern und Ebenen sich rasten.

Und bevor jemand an der Küste des Atlantik von einer Verschmelzung der Kolonien zu einem Staate auch nur geträumt hatte, saßen die Menschen, die das Gebiet zwischen dem Charles River und der Chesapeake-Bai bewohnten, schon die Überzeugung, daß in Zukunft jeder ausschließlich seines Glückes Schmied sein würde, und daß sie, die am Rande der Wildnis wohnen wollten, im wahrsten Sinne des Wortes Herren ihres Schicksals waren.



Gebirge, Wald, Ebene

Kaiser und Könige spielen „Land ergaunern“

Die europäischen Geschichtschreiber, die so schrecklich gewissenhaft sind und so peinlich in der Erforschung der kleinsten Einzelheiten, scheinen die unleugbare Tatsache zu übersehen, daß jenseits des Ozeans (von ihnen aus gesehen) das Mittelalter noch in vollem Schwange ist und das moderne Amerika das ideale Institut zur Erforschung einer Reihe von sozialen, geistigen und wirtschaftlichen Erscheinungen darstellt, die in der alten Welt schon Jahrhunderte vor der Geburt des Columbus verschwunden sind.

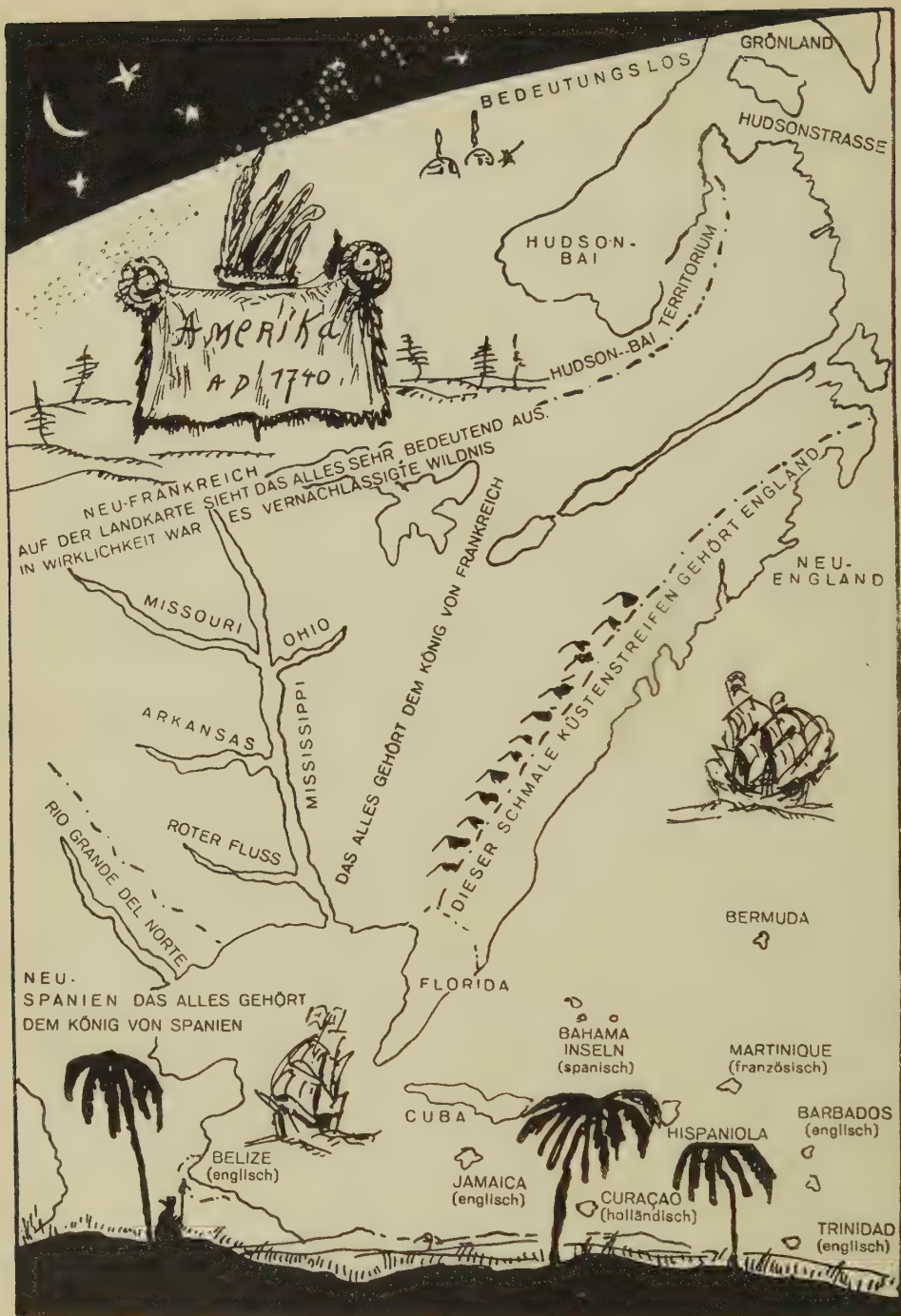
In Europa gibt es seit zwölfhundert Jahren keine Völkerwanderung mehr; in Amerika ist sie noch in vollem Gange; und in Washington ist im Jahre 1929 die Frage nach der Unterbringung von Hunderttausenden von „Barbaren“, die Einlaß verlangen, genau so schwierig zu lösen, wie sie es in Rom im Jahre 229 war.

Der Weltkrieg hat in Europa die letzten Reste des Feudalismus beseitigt. In den amerikanischen Städten ist dieses System so lebendig wie je zuvor.

Und die Rivalität zwischen den verschiedenen Herrscherhäusern, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Europa so viel Elend hervorrief, besteht in Amerika unter anderer Form mit solcher Heftigkeit weiter, daß in amerikanischen Zeitungen ein Drittel des Raumes diesem Gegenstand gewidmet ist. Natürlich werden im Jahre 1929 andere Methoden als im Jahre 1729 angewandt; aber die Habsburger, Bourbonen, Romanows, Hohenzollern und Wasas hätten in ihren Kämpfen um große Gebiete europäischen Bodens den einzelnen Geldleuten manchen nützlichen Wink geben können, die jetzt gerade, da der Leser das Buch öffnet, um den Besitz von Öl, Korn, Kohlen oder Elektrizitätsmonopolen Krieg führen.

Aber ein Unterschied besteht.

Die Feldzüge im achtzehnten Jahrhundert wurden vom Sattel herab geführt.



Kaiser und Könige spielen „Land ergaunern“

Die heutigen werden vom siebzehnten Stock eines Wolkenkratzers aus geleitet.

Die Kriege im achtzehnten Jahrhundert waren einem großen internationalen Kartenspiel nicht unähnlich. Fast alle Nationen des Kontinents wurden in die Kämpfe hineingezogen, und am Ende rechneten die Vertreter der einzelnen Staaten miteinander ab, was jeder erobert und verloren hatte, und kamen dann zu einer Einigung, die im allgemeinen jeden befriedigte. Die Eingeborenen in Afrika und Asien und die Kolonisten in Amerika, die an all den Kämpfen hatten teilnehmen müssen, ohne das geringste Interesse daran zu haben, wurden aber gar nicht nach ihrer Ansicht bei den Friedensschlüssen gefragt.

Wir wollen gegen unsere seligen Vorfahren nicht gar zu streng sein und daran denken, daß auch wir erst vor ein paar Jahren Kaffern und Chinesen, indische und afrikanische Eingeborene in einen Kampf gejagt haben, der sie gar nichts anging. Und als alles vorbei war, spielten ein Dutzend alter würdiger Herren Würfel um Fetzen Landes und hatten die knallige Unverschämtheit, zu behaupten, zur Sicherung des Weltfriedens müßten sie ändern die Kolonien stehlen. Die Dynastien, zu deren Gunsten jene alten Kriege geführt wurden, bestehen nicht mehr, während der amerikanische Grund und Boden, um den unsere Ahnen spielten und den sie als unnütze Kapitalanlage aufgaben oder losschlugen, jetzt so bedeutsame Namen wie Dominion of Canada oder die Vereinigten Staaten trägt.

Der lange Kampf zwischen Franzosen und Engländern, dessen Ergebnis die Beseitigung der französischen und die Errichtung der englischen Herrschaft in Nordamerika war, verlief in Wirklichkeit anders, als die Geschichtsbücher berichten, die von den einzelnen Kriegen reden. Die gelegentlichen feindlichen Zusammenstöße zwischen kleinen Gruppen rotberockter und blauberockter Angehöriger der bewaffneten Macht bedeuten nichts im Vergleich zu der stillen Tragödie, die sich in diesen verhängnisvollen Jahren an der Grenze der gewaltigen amerikanischen Wildnis abspielte.

Die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts dachten ausschließlich in Protokollen, Verträgen und amtlichen Kundgebungen und hatten keine Ahnung von dem, was wirklich vorging. Während sie

ihre hübschen bunten Linien auf der Karte der neuen Welt zogen und einander sagten, wer was bekommen solle, waren ganz andere Kräfte am Werk, die die mühseligen Arbeiten dieser engstirnigen Exzellenzen mit souveräner Verachtung amtlicher Bestimmungen bald zunichte machten. Ich denke an die schnell wachsende Zahl europäischer Einwanderer.

Im allgemeinen waren die Männer und Frauen, die aus den überfüllten Städten der alten Welt kamen und in der kleinen Lichtung eines Waldes in Pennsylvanien sich niederließen oder Korn auf einer steinigen Farm in Massachusetts bauten, sehr einfache Leute. Außer dem Alten Testament lasen sie wenig. Ihr politisches Interesse ging über die Grenzen ihres kleinen Gebietes nicht hinaus. Von unserm Standpunkt aus führten sie ein eintöniges Leben, aßen, was sie selbst gezogen, tranken, was sie selbst in ihrer Küche gebraut, und trugen, was ihre Frauen woben. Wie alle primitiven Lebewesen wußten sie aber, was sie brauchten; und was sie brauchten, ließ sich in einem Worte ausdrücken: Land.

„Um Gotteswillen“, rief entsetzt ein Beamter im fernen London, wenn er hörte, daß hundert Leute aus Rhode Island nach Westen gezogen waren. „Die Menschen können doch nicht einfach dahinziehen. Dieser Teil Amerika gehört ja zu Frankreich!“

„Wir können nicht?“ antworteten die Leute, schirrten ihre Ochsen an und fuhren los.

Manchmal allerdings bekam es ihnen schlecht. Abteilungen französischer Soldaten trieben sie zurück oder schlugen sie aus Bequemlichkeit auf der Stelle tot.

Ach, die französischen Blockhäuser, die auf dem Papier so schrecklich aussahen, sollten eine Grenze schützen, die sich von der Lorenbucht bis zur Bai von Mobile erstreckte. Zwischen den einzelnen Befestigungen klafften breite Lücken, und durch diese Lücken flutete beständig und unwiderstehlich ein Strom von Einwanderern in die reichen Wälder und Felder des Westens.

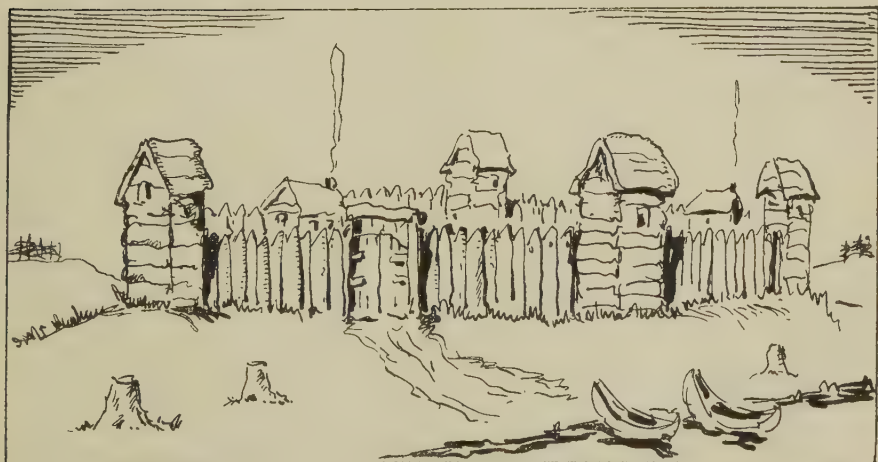
In kleinerem Maße hatte sich dasselbe Schauspiel schon an der Küste des Atlantik vollzogen. Als die Holländer weit mehr Land, als sie bewältigen konnten, für sich beansprucht hatten, nahm die überschüssige Bevölkerung von Neuengland schleunigst die lieblichen

Täler von Connecticut in Besitz, und die englischen Landwirte zogen ihr Getreide auf den Wällen der holländischen Festungen, und nichts fiel vor, weil die Menschen einander brauchten.

Im achtzehnten Jahrhundert lernten die Franzosen, daß der Kampf gegen die Naturgesetze vergeblich ist.

Zuletzt begriff die Regierung in Paris die Bedeutung der amerikanischen Besitzungen. Zahlreiche Truppen gingen nach Quebec, Montreal, Neu Orleans, Fort Vincennes und Fort Detroit, und die Soldaten taten ihr Äußerstes im Kampfe gegen die Engländer. Ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit waren aber nutzlos, als die enterbten Massen des Ostens sich um die leeren Gutshöfe im Westen bewarben. Als durch einen besonderen Glückszufall die Engländer im Jahre 1759 die Stadt Quebec eroberten, war die französische Festungskette, die das Gebiet der Großen Seen und des Mississippi schützen sollte, ein für allemal durchbrochen.

Hier und dort erinnert noch ein französischer Name an die Tragödie, die in diesen fernen Gegenden in den Tagen unserer Ahnen sich abspielte. Und das ist alles.



Grenzfestung

KAPITEL XVIII

Georg Grenville als Gutachter für wirtschaftliche Leistungsfähigkeit

Im öffentlichen oder privaten Leben führt nichts so unvermeidlich zum Mißerfolg wie strenges Festhalten an starren Gesetzesformeln und Vorschriften, und der Zusammenbruch ist gewöhnlich um so größer, je nachhaltiger das System gewirkt hat.

Solange das englische Reich noch im Entstehen war, ging alles gut. Den Männern, die zum Kampfe gegen die geistige Alleinherrschaft der Kirche und das Wirtschaftsmonopol Spaniens ausgesandt wurden, erlegte die heimatliche Regierung nicht gar zu zahlreiche Bindungen auf. Sie durften selbständig handeln und taten, was praktisch und im Augenblick angebracht erschien. Allerdings liefen sie auch Gefahr, wenn sie in ihrem Eifer etwas zu weit gegangen waren, am Galgen oder auf dem Schafott zu enden. Das waren aber nicht Vorkommnisse, die besonders aufregten oder die Begeisterung der anderen dämpften. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Rohbau des Reiches vollendet. Nun kam die Zeit für Zentralisation, Organisation und die unvermeidliche Besteuerung. Leute vom Schlage Raleighs traten von der Bühne ab, und als der Vorhang wieder hoch ging, da spielte Georg Grenville die Rolle des „jungen Patrioten“ in der Uniform des Chefs des Admiralstabes.

Es erscheint vielleicht nicht richtig, den Namen Grenville hier in die Erörterung zu ziehen, als ob der arme Georg allein die Verantwortung für den Verlust der amerikanischen Kolonien trüge. Grenville war aber ein so vollendeter Vertreter jenes Typus von Beamtenseele, der in kurzer Zeit mehr Unheil anrichtet, als sonst ein Mensch von Geist, daß er seine Rolle spielen muß und erst nach vier oder fünf Seiten abtreten darf. Man mache sich aber nicht auf ein Lustspiel gefaßt. Ein entschieden tragischer Ton schwingt während der ganzen Aufführung mit — die Tragik, die in den Worten begriffen liegt: vergeudete Kraft.

Denn Georg war wirklich ein sehr getreuer und gescheiter Diener der Krone. Kein Mensch im ganzen Königreich stand so früh auf, ging

so spät zu Bett, verbrachte soviel Zeit mit Nebensächlichkeiten seines Amtes wie dieser Schatzkanzler.

Die Bewohner von Neuengland aber hielten zwar fest am Gehorsam gegen den König und dachten nicht im Traum an die Bildung einer selbständigen Nation, dennoch fühlten sie Anlaß zu ernststen Beschwerden. Sie waren aus dem alten Lande gezogen, um Lasten abzuwerfen, die ihr Gefühl von persönlicher Freiheit bedrückten, und um besser für die Zukunft ihrer Kinder sorgen zu können. Kaum waren sie frei, da trat auch schon die Regierung wieder auf und fing die Pioniere von neuem in den Maschen ihres Beamtennetzes, das sie so verabscheuten und dem sie gerade hatten entwischen wollen, als sie von Bristol in England nach Boston in Massachusetts segelten.

Ob sie wollten oder nicht, sie mußten alle ihre Erzeugnisse auf englischen Märkten durch englische Vermittlung verkaufen, auch wenn holländische oder spanische Kaufleute auf holländischen oder spanischen Märkten ihnen höhere Preise boten. Mit Ausnahme der von ihnen auf dem Gute selbst angefertigten Geräte und Werkzeuge durften sie nur Waren englischer Herkunft kaufen oder mußten sich ohne sie behelfen.

Die gesamte Ein- und Ausfuhr mußten englische Schiffe mit englischen Matrosen unter englischen Kapitänen befördern.

In den letzten fünfzig Jahren des Grenzkriegs zwischen Engländern und Franzosen hatten sich alle diese Bestimmungen leicht umgehen lassen. Jetzt herrschte aber wieder Friede, und Georg Grenville mußte nun für genügende Staatseinnahmen sorgen, um die Zinsen für die hunderte Millionen Pfund aufzubringen, die England für Heer und Marine geborgt hatte.

Grenville besaß wie die meisten Angehörigen seiner Schicht einen guten Riecher für praktische Politik. Er focht lieber einen Streit auf einem Schauplatz aus, der fünftausend Kilometer entfernt lag, als in der Heimat und hielt es für einfacher, den amerikanischen Kolonisten (einfältigen Landleuten am andern Ende der Welt) höhere Steuern aufzuerlegen, als sich das Mißfallen seiner Nachbarn zuzuziehen, die ihn im Parlament niederschreien, seine Frau schneiden und seine Söhne von einträglichen Stellen fernhalten würden. Die

unsagbaren Opfer, die das Mutterland zum Schutz seiner geliebten Kinder gegen französische und indianische Übergriffe gebracht hatte, lieferten ihm die Entschuldigung für eine Reihe von Maßregeln, die der Erhöhung der Staatseinnahmen in Charleston und Philadelphia dienen und beiläufig Englands in Verfall geratenes Staatsvermögen wiederherstellen würden.

Erstens sollte man die alte Navigationsakte, die seit den Tagen Cromwells unbeachtet in den Archiven schlummerte, wieder streng beobachten; Schmuggler sollten vor ein Marinekriegsgericht gestellt und nicht weiter von jenen willfährigen Geschworenen abgeurteilt werden, die das Verbrechen, dessen der Angeklagte schuldig war, als eine echt vaterländische Tat betrachteten.

Zweitens wurden die gewaltigen Landstrecken im Westen, die man eben den Franzosen abgenommen hatte, für die Einwanderung gesperrt, bis die Londoner Regierung die neuen Besitzungen genau registriert und über die Maßregeln entschieden hatte, die zum Schutze der neu erworbenen indianischen Untertanen zu treffen seien. Drittens sollte eine lange Reihe lebensnotwendiger Dinge wie Melasse, Zucker und später auch Tee besteuert und schließlich auch alle amtlichen Urkunden, Zeitungen, Spielkarten, Verträge, Hypothekenbriefe mit einer hübschen Stempelmarke versehen werden, die Seiner Majestät Steuerbeamten sehr gern zum Preise von zehn Pfg. bis hundert Mark verkauften.

Im Vergleich zu der gewaltigen Summe, die heutzutage auch der bescheidenste Bürger an den Fiskus zu zahlen hat, erscheinen die paar krummen Pfennige, die den ersten Siedlern abverlangt wurden, höchst unbedeutend. Es handelte sich aber nicht ums Geld, sondern um ein Prinzip. Die berufsmäßigen Aufpeitscher in den Kolonien wiesen in flammenden Protestreden auf die unerhörten Maßnahmen hin, redeten von Freiheit und Tod und dem abscheulichen Grundsatz, nach dem man Steuern von Leuten eintrieb, die im Parlamente keine Vertretung besaßen. Sie vergaßen dabei, daß sie in der Heimat ebenso wenig gesetzliche Vertreter gehabt hätten, wie jetzt, da sie in Georgia oder New Jersey lebten. Denn in jenen seligen Zeiten traten noch nicht zehn Prozent des englischen Volkes an die Wahlurne. Die andern neunzig Prozent waren Statisten. Sie bezahlten das

Defizit und hielten den Mund. Das wußten die Führer der amerikanischen Opposition ganz genau. Sie wollten natürlich nur zum Ausdruck bringen, daß sie überhaupt Steuerzahlen wie die Pest haßten, und sie verwandten das Schlagwort: keine Vertretung im Parlament, also auch keine Besteuerung, weil es gut klang und die Meinung vortäuschte, die Steuerverweigerer kämpften in Wirklichkeit für ein edles Prinzip politischer Gerechtigkeit.

Sehr lange geschah gar nichts.

Die heimatliche Regierung verabschiedete immer weiter Gesetze und erließ neue Verordnungen. Die Kolonisten übertraten immer weiter Gesetze und Verordnungen, sobald sie verabschiedet und erlassen waren.

Und Georg Grenville studierte nächtelang die „Frage“ und erstattete dann Berichte, die so gedankentief und feierlich waren, daß Georg III. ihn schließlich nur deshalb verabschiedete, weil er so unerträglich weitschweifig war.

KAPITEL XIX

Holländischer Tee und französische Melasse

Die Bewohner der englischen Kolonien in Amerika brauchten viele Artikel, die sie nur vom Ausland erhalten konnten.

Um diese Artikel zu bezahlen, brauchten sie Geld.

Um Geld zu bekommen, mußten sie Waren ausführen und sie im Auslande verkaufen dürfen.

Die Amerikaner, wie alle anderen Menschen im achtzehnten Jahrhundert, vertilgten große Mengen von „Spirituosen“, wie man früher sagte. In Neuengland trank man Rum; in Neuyork lieber Wachholderschnaps. In Kanada blieb man dem trauten alten Cognak treu; aber überall wurde getrunken und zwar so stark, daß in gewissen Staaten Rum der wichtigste Ausfuhrartikel war. Zur Rumbereitung brauchten aber die puritanischen Brenner große Mengen Zucker und Melasse. Diese notwendigen Ingredienzien ließen sich ganz billig aus den Nachbarinseln Westindiens einführen. Die Mehrzahl dieser Inseln indessen gehörte den Franzosen und Holländern. Nach dem gültigen englischen Gesetz waren sie deshalb Ausland, und die Neuengländer mußten ihren Zucker und ihre Melasse im Mutterlande kaufen, wo die Kaufleute das Monopol schamlos ausnutzten, das die Regierung ihnen so freundlich einräumte.

Frage: Führen nun die Neuengländer als gehorsame Untertanen Seiner Majestät des Königs Georg über den Ozean, um Zucker zu vierhundert Mark die Tonne in London oder Bristol zu kaufen?

Antwort: Nein. Als gehorsame, aber dennoch gescheite Untertanen Seiner Majestät des Königs Georg fuhren sie nach Guadalupe oder St. Eustatius und kauften Zucker für hundert Mark die Tonne.

Frage: War das der Regierung Seiner Majestät des Königs Georg angenehm?

Antwort: Nein.

Frage: Hinderte das die Kauffahrer Neuenglands daran, weiter verbotenen Rum und Zucker zu holen?

Antwort: Ganz gewiß nicht.

Und das gab einen schönen Anlaß zu einem langen Streit. Es ist etwas Eigenartiges: man kann in der Geschichte bis zu den Babyloniern zurückgehen und wird finden, daß die Menschen jeden Unfug von seiten der Regierung ertragen, so lange es sich nicht um Essen und Trinken handelt. Manchmal kommt mir der Gedanke, ob Bier nicht mehr Blutvergießen als die Theologie verursacht hat, und das will viel sagen. Wenn die britische Regierung mit einer religiösen Sekte in Streit geriet, stellten sich stets andere auf die Seite



Schmuggler

der Krone und zeigten hämische Freude über die Niederlage der Feinde.

Als das Parlament aber Rum, Tee oder Kaffee besteuerte, begab es sich auf ein gefährliches Gebiet, denn jetzt rührte es an Dinge, die der unverheirateten Quäkerin ebenso teuer waren, wie dem Baptistenprediger oder dem eingeschworenen Agnostiker. Die Steuer war wirklich sehr leicht, nur fünfundzwanzig Pfennig für das Pfund, aber sie war unangenehm, denn jedesmal, wenn der friedliche Bürger sich

eine Tasse des köstlichen Gebräus bereitete, mußte er daran denken, daß er einem Gesetz Vorschub leistete, das er als ein Unrecht empfand. Am Ende riefen die bescheidenen Teegläser (sprichwörtlich der Schauplatz so vieler Stürme) einen Orkan hervor, der mehr als einen Ozean aufwühlte, und dies alles um einen Betrag, der jährlich auf noch nicht ganz eine Million Mark veranschlagt war.



Tee

Wer konnte aber eine solche Folge voraussehen?

Ehrlich gesagt — niemand.

Zuerst versuchten die amerikanischen Siedler, ohne Tee auszukommen. Sie hatten aber immer Tee getrunken. Das Gift gehörte zu ihren Lebensgewohnheiten. Sie brauchten Tee.

Sehr gut, sagten die Kauffahrer von Nantucket und Plymouth; wir können Tee ebenso leicht wie Zucker schmuggeln; und sie segelten nach Curaçao und kamen mit schweren Ladungen Tee zurück, der sehr viel billiger war als der direkt von Holländisch-Ostindien eingeführte. Nun konnten die Leute wieder ihre Tasse Tee trinken,

ohne das Gefühl, ihren Grundsätzen untreu zu werden, und in wenigen Monaten waren die Speicher an der Küste Neuenglands mit holländischem Tee zum Bersten gefüllt. Das bedeutete für die englischen Teehändler einen ernsten Verlust und bereitete ihnen großen Ärger. Wenn englische Kaufleute eine Beschwerde haben, so ist das immer sehr bedenklich. Das Parlament entschied, es müsse etwas geschehen. Demzufolge wurden große Mengen Tee, Erzeugnisse der englischen Ostindischen Gesellschaft, auf den amerikanischen Markt geworfen und mit Hilfe staatlicher Unterstützungsgelder dem Publikum viel billiger angeboten als das holländische Produkt. Die biedereren Schmuggler (sie gehörten den einflußreichsten Schichten der Gesellschaft an) meinten, die Regierung mache sich durch Unterbieten eines schweren Verstoßes gegen den kaufmännischen Anstand schuldig. Sie machten ihre Presse mobil. Zeitungsartikel und Flugschriften bezeichneten alle, die britischen Tee tranken, als „Verräter“. Die Empfindungen von Leuten, die zum „Puritanertum“ neigen, sind leicht zu reizen. In ihnen stauen sich die echten Leidenschaften so, daß ihnen fast jede Gelegenheit zu berechtigter Erregung willkommen ist. Hier und da verbrannten Scharen aufgeregter Bürger Schiffe mit englischem Tee. In Boston verkleidete sich ein Trupp junger Leute (dazu sehr netter junger Leute) als wilde Indianer, stürmte an Bord dreier Fahrzeuge, die eben aus Britisch-Indien angekommen waren, drang ungeachtet der auf den Schiffen herrschenden Pocken bis zum Laderaum vor und warf zur Belustigung einer großen, begeisterten Zuschauermenge alle Ballen Tee in den Hafen. Sie wurden Volkshelden in Massachusetts. In England aber sah man sie als gemeine Räuber an, die vor den Strafrichter und an den Galgen gehörten.

Es geschah aber nichts. Und als nun augenscheinlich Gewalttätigkeiten, die man im Namen der Vaterlandsliebe beging, ungestraft blieben, gab es plötzlich sehr viele berufsmäßige Vaterlandsfreunde. In regelmäßigen Zwischenräumen fielen Banden von Strolchen über die bedauernswerten Stempelmarkenverkäufer her, plünderten ihre Häuser und verbrannten die Marken. Die schüchternen Bürger, die gehorsam gegen die Landesgesetze waren, ganz gleichgültig, ob sie sie billigten oder nicht, und Stempelmarken kauften und auf

ihre Urkunden klebten, setzten sich der Gefahr grausamster Lynchjustiz aus. Und die Gerichte vermochten sie nicht zu schützen.

Natürlich durfte solche Zustände die Regierung in der Heimat nicht dulden. Eine Regierung, die nicht mehr regiert, die Gesetze gibt und sie dann von der Menge ungestraft übertreten läßt, hat keine Aussicht auf Bestand. Sie muß drastische Maßregeln ergreifen, um ihren Willen durchzusetzen, oder zurücktreten.

Wie kann man aber Gesetzen bei solcher räumlichen Entfernung Gehorsam verschaffen?

Natürlich gab es Gerichte in den amerikanischen Kolonien; aber sie waren wie die im Mutterland eingerichtet. Geschworene sollten über Schuld und Unschuld des Angeklagten entscheiden. Dem Kreise vertrauter Freunde des Angeklagten entnommen, Männer, die innerlich mit dem Verbrechen des Verhafteten sympathisierten, erklärten sie ihn beständig für unschuldig. Gleichgültig, wie beweiskräftig die Zeugen aussagen waren, die der Staatsanwalt beibringen konnte, der Schuldige ging straffrei aus.

Die Fälle vor Gerichten in England zu verhandeln, hätte schweren Groll erzeugt. Denn nach einem alten englischen Rechtsgrundsatz durfte niemand außerhalb seines Gerichtsbezirkes vor den Richter gestellt werden.

Die Regierung hätte die Schwurgerichte aufheben können; das hieß aber den Teufel durch Beelzebub austreiben, einen gefährlichen Präzedenzfall schaffen und war nur bei Ausbruch einer wirklichen Revolution statthaft.

Die Kolonisten selber nahmen die Sache so ernst, daß sie ihre eigenen Streitigkeiten vergaßen und Abgeordnete zu einem Kongreß nach der Stadt Neuyork sandten, um dort gegen das ungesetzmäßige Vorgehen der heimatlichen Regierung zu protestieren. Das Londoner Parlament hätte sich noch mit einiger Würde zurückziehen können: unter der Versicherung, daß es immer das Recht, für England und seine Kolonien Gesetze zu erlassen, besessen und beansprucht hätte, konnte es seine Absicht darlegen, nichts Ungesetzmäßiges tun und vernünftigen Gegengründen sein Ohr leihen zu wollen.

Das Parlament war aber nicht in der Stimmung dazu und ließ deutliche Drohungen verlauten, die Ordnung mit allen zu Gebote

stehenden Mitteln wiederherzustellen. Nun bedeuten „alle zu Gebote stehende Mittel“ in der Sprache der Regierung immer zwei Dinge: Schutzleute und Soldaten.

Und damit kommen wir zum zweiten Entwicklungsstadium des Unabhängigkeitskrieges.

Eine große Truppenmenge wurde nach dem Herd der Unruhen geschickt und sollte in jenen Städten und Dörfern patrouillieren, in denen Gewalttätigkeiten gegen Steuerbeamte vorgekommen waren. Patrouillieren ist aber eine stumpfsinnige Tätigkeit. Selbst bestdisziplinierte Soldaten können dabei unter einer feindseligen Bevölkerung die Ruhe verlieren. Außerdem tragen sie Gewehre. Sie können schießen. Wenn eine Schar ungezogener kleiner Jungen in Boston sie mit Schneebällen bewirft, machen sie dem aufgehäuften Ärger vielleicht durch eine Salve Luft, die völlig friedliche Bürger tötet und in einer ganzen Stadt Panik verbreitet. Es ist eine so alte Geschichte. Und sie zeigt, was mancher Historiker schon vermutet hat: aus der Vergangenheit lernt niemals jemand etwas, jede Generation muß von neuem lernen, dadurch, daß sie Fehler macht.

Pessimist, wird man sagen.

Leider, aber ich habe die Welt nicht geschaffen.



KAPITEL XX

Das Grenzland erteilt derbe Lehre

Gewisse Ereignisse in der Geschichte der Menschheit scheinen unvermeidlich; die amerikanische Revolution gehört zu ihnen.

Wäre sie nicht im Jahre 1776 ausgebrochen, so im Jahre 1777. Hätte ein politisches Genie den Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1777 abwenden können, so wäre er im Jahre 1778 erfolgt.

Denn es handelte sich nicht um einen Konflikt der Interessen allein; es war ein Aufeinanderprallen von Idealen.

Es ist immer etwas peinlich, auf dem Throne des allmächtigen Zeus über die Ahnen zu Gericht zu sitzen und mit der überheblichen Bemerkung seinen Spruch abzugeben: Der und der trägt die Schuld, und alle übrigen gehen straffrei aus.

In aller Bescheidenheit sage ich, daß nach meiner Ansicht die britische Regierung einen schweren Irrtum beging. Der König und sein Parlament wie seine Minister betrachteten die Kolonisten noch immer als Engländer. Rechtlich und politisch waren sie auch noch Engländer, aber solche, auf denen die Erinnerung an frühere Leiden lastete. Deutlich stand ihnen vor Augen das Armenhaus, in dem sie geboren waren, das Armengrab, in das man die Leiche ihrer Mutter geworfen hatte. Sie konnten die Hungerqualen, die Prügel nicht vergessen, die sie in der Heimat erlitten hatten, während der Vater im Schuldgefängnis saß. Aller dieser Tatsachen gedachten sie mit dumpfem Groll. Und dann die Flucht — die Fahrt auf einem elenden Auswandererschiff — die verdorbene Nahrung — die Leichen, die über Bord geworfen wurden — und schließlich die Ankunft an den Gestaden der Neuen Welt, damit man der Hörige eines filzigen Gutsbesizers in Pennsylvanien werden durfte, der Packesel einer schrecklichen puritanischen Hausfrau. Und dann arbeiten — arbeiten — arbeiten fünf, sechs oder sieben Jahre hindurch; und der Lohn: die Freiheit, zwei Anzüge und zwei Zentner Mehl. Darauf die mühselige Wanderung in die Wildnis — der Schmutz in der einsamen Holzhütte — das Rückgrat schmerzend vom endlosen Bäumefällen —

die Arme schmerzend von dem Auflesen und Aufschichten unzähliger Steine, damit für ein kleines Kornfeld Platz geschaffen wurde — das Weib aus Mangel an ärztlicher Pflege verloren — die Kinder vernachlässigt, die doch ernährt und gesäubert werden mußten — die Insekten, die die Ernte vernichteten — die Ratten, die die Küchlein fraßen, und die Moskitos, die das Leben zur Hölle machten. Und zuletzt — bescheidener Wohlstand — ein neues Weib — auch ein drittes und viertes — Kinder, die groß genug waren, um den Pflug zu führen und die Schweine zu füttern — ein Haus mit zwei oder drei Zimmern — ein kurzer Weg, der bequem gangbar war — Nachbarn, auf die man sich in Krankheit und Kindesnöten verlassen konnte — die Freude, unumschränkter Herrscher in einer kleinen Lichtung der Wildnis zu sein und zu keinem Menschen „Ja wohl, gnädiger Herr“ sagen zu müssen.

Und dann eines schönen Morgens — ein Brief — ein großer Umschlag mit einem amtlichen Siegel — eine schwer entzifferbare Urkunde, die besagte: des Königs göttliche Majestät, mit Zustimmung des Parlamentes vom soundsovielten, tut hiermit Seiner Majestät höchst getreuem Untertan kund und zu wissen . . . oder sonst . . .

Alles vollkommen richtig, gerecht und gesetzmäßig, aber gerade an das erinnernd, was der Kolonist vergessen wollte: die Vergangenheit. Die Männer, die tagsüber mit dem Spaten gruben oder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die Axt schwangen, waren gewöhnlich zu müde, um ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Sie lasen wenig und schrieben nichts.

Bisweilen aber machten sie ihrem Herzen Luft, und wir wissen ziemlich gut, was ihr Herz bedrückte.

Sie hegten kein besonderes Interesse für Theorien über die Regierungsform. Sie wußten, was sich für sie eignete, was für jene kleinen Gemeinwesen am äußersten Rande des Reiches passend war. Gewehr und Pistole waren ihnen viel zu vertraute Gefährten, als daß sie noch Freude am Kampfe empfanden.

Sie betrachteten sich nicht als ein auserwähltes Volk, wie die Puritaner vor hundert Jahren.

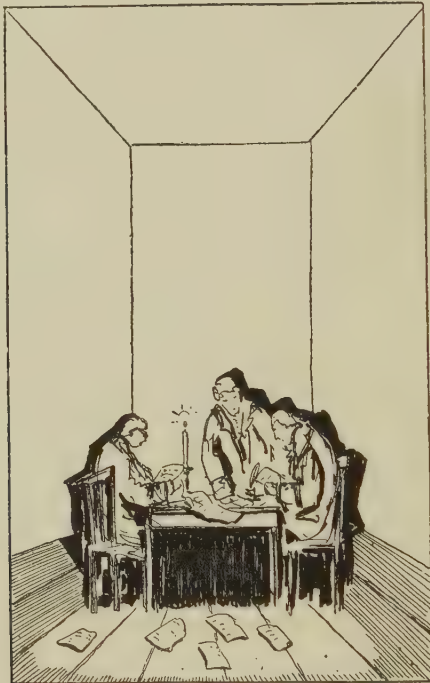
Sie erkannten völlig ihre zahlreichen Verfehlungen: die Angewohnheit zu fluchen, die tollen Zechgelage nach Jahren geisttötender

Fronarbeit, das Weinen aus Sentimentalität, gelegentlich Ausbrüche von Grausamkeit, die Unbändigkeit ihres Temperaments, die Verachtung vor jedem geschriebenen Gesetz.

Sie legten aber auch keinen Wert darauf, von den andern geliebt und als vorbildliche Bürger hingestellt zu werden. Man sollte sie nur in Ruhe lassen.

Und wenn die Welt das nicht wollte oder konnte, dann sagten sie: Schön —, legten Pulver auf die Pfanne und warteten ab.

Ihr endloses Ringen mit der Natur hatte sie Geduld gelehrt. Und in derartigen Fragen war es viel besser, wenn der andere den Fehler zuerst beging.



Die Köpfe

Rechtsanwalt Adams aus Quincy, Massachusetts, und sein Vetter Sam wenden sich der Politik zu

Die englische Regierung vom Jahre 1775 hätte sich viel Aufregung erspart, wenn sie die Verhältnisse in den amerikanischen Kolonien etwas besser gekannt hätte. Sie konnte die Verstimmung zwischen den geldgebenden Städten und den geldborgenden ländlichen Bezirken ausnutzen, eine Partei gegen die andere ausspielen und sich die Kaufleute oder die Landwirte zu nützlichen Bundesgenossen machen. Zum Glück für das freie Amerika schossen die britischen Beamten einen Bock nach dem andern und zwangen die Küstenbewohner und die Leute in den Bergen gemeinsam vorzugehen und jene wirtschaftlichen Gegensätze (für eine Zeit wenigstens) zu vergessen, die den Yankeebankier in einer ländlichen Gemeinde fast ebenso unbeliebt machten wie einen amtlich bestellten „Betrüger“ und „Stempelverteiler“ Seiner Majestät.

Wer Schilderungen dieser Zeit in Büchern aus Amerika oder England gelesen hat, weiß, daß Empörer wie Regierungstreue sich in Gedanken immer schon am Galgen hängen sahen.

Indessen kann ich mit gutem Gewissen versichern, die Revolution verlief anständig und liebenswürdig. Keine Bastille wurde erstürmt, kein Winterpalast geplündert; auch Hinrichtungen en gros wurden nicht veranstaltet. Keine geheimen Gerichte wollten eine Schreckensherrschaft errichten.

Im Gegenteil, die Allerbesten aus dem Volke nahmen an der Erhebung teil, und wenn das Schicksal einen General zwang, sich zu ergeben, wurden aus diesem Anlaß liebenswürdigste Komplimente ausgetauscht, und man versicherte sich gegenseitig der freundlichsten Gesinnung, so daß Hindenburg und Foch die Tränen in die Augen getreten wären.

Das hängt wohl damit zusammen, daß im achtzehnten Jahrhundert der Krieg ein Gentleman-Beruf war und nach bestimmten Regeln geführt wurde. Außerdem bestand nur in geringem Maße jenes

Gefühl persönlichen Hasses, das so viele europäische Kriege zu Vernichtungskämpfen gesteigert hat. Mehrere britische Statthalter und ihre Untergebenen waren schrecklich öde Verwaltungsbeamte, geistig schwerfällige, schikanöse Würdenträger, die alle Kolonisten als minderwertig betrachteten und die amerikanischen Untertanen mit jener herablassenden Freundlichkeit behandelten, die auch den harmlosesten Menschen in Wut versetzen kann, oder sie stundenlang in kalten, düsteren Vorzimmern warten ließen, bis ihre Exzellenzen die dritte Flasche Portwein ausgetrunken hatten.

Dieser Typus von Menschen mag vielleicht in Augenblicken großer Panik wirklicher Grausamkeit sich schuldig machen, ist aber selten von Natur aus grausam. Bis jetzt waren Roheiten in Amerika nur von den Siedlern selber aus religiöser Hysterie begangen worden, und die britischen Beamten traf kein Tadel.

Also nicht so sehr Englands Handlungsweise in der Vergangenheit, wie die Furcht vor seinem zukünftigen Verhalten, falls Rechte und Ansprüche der Kolonisten nicht gebührend gegen weitere königliche und ministerielle Übergriffe geschützt würden, erregte bei den Amerikanern Zorn gegen das Mutterland.

Dies Kapitel trägt den Namen eines gewissen John Adams und seines Veters Samuel; man darf aber deshalb nicht meinen, diese beiden seien allein verantwortlich für die Bewegung, die zur Unabhängigkeitserklärung führte. John und Sam, wenn auch in vielen Punkten Gegensätze, sind typisch für die führenden Männer und deshalb von mir zu dem Zwecke gewählt, den ich mit diesem Kapitel verfolge. Die Familie Adams war englischen Ursprungs und gegen Ende der dreißiger Jahre im siebzehnten Jahrhundert von Devonshire nach Massachusetts gegangen.

Die Adams hatten als Farmer angefangen und schwer gearbeitet, um vorwärts zu kommen. Nach der Gründung des Harvard College hatten sie ihre Kinder dorthin geschickt, um sich ein umfassendes Wissen zu erwerben und dann einen Beruf zu ergreifen. John, der 1755 in Harvard sein Examen ablegte, hatte Rechtswissenschaft studiert. Er war im Umgang nicht gerade angenehm. Einen Mann von festen Grundsätzen würde man ihn heute nennen. Er war ein Mensch, der in bewegter Zeit großen Nutzen stiften konnte, eine

unerschütterliche, nüchterne, unnahbare Persönlichkeit, gegen „königliches Mißvergnügen“ oder für den Beifall der Masse ebenso unempfindlich wie ein Marmorblock.

Ganz anders sein Vetter Samuel, der fünfzehn Jahre früher seine Prüfung abgelegt hatte, der Hinz und Kunz in der Stadt kannte, der fröhlich seinen Ausschank zumachte, sobald er merkte, daß die Gemüter sich erhitzten, ein gescheiter Führer, der ebenso tüchtig seinen Mann bei der Teegesellschaft im Bostoner Hafen stand wie bei einer ordentlichen Versammlung der Stadtgemeinden von Massachusetts. Um ihre britischen Verwandten über die Vorgänge in Amerika aufzuklären, wollten die Leute in den Kolonien Flugschriften veröffentlichen, Entschlüsse fassen, einen Festlandkongreß von Vertretern aus allen Teilen des Landes einberufen (er trat am fünften September 1774 in Philadelphia zusammen), Überwachungsausschüsse einrichten (sogenannte Nachrichtenbüros, die allen wahren Patrioten von jedem neuen Übergriff eines Beamten Mitteilung machen sollten) und eine gut begründete Beschwerdeschrift zusammenstellen, die allmählich auch den hartgesottensten britischen Tory von der Gerechtigkeit der amerikanischen Forderungen überzeugen mußten.

Wir sind im April des Jahres 1775.

Die Bühne war für den zweiten Akt hergerichtet, und der Vorhang konnte hochgehen.

KAPITEL XXII

Der Befehlshaber der Kolonialstreitkräfte muß
Seiner Majestät schlechte Meldungen abstaten

Vor etwa vierzig Jahren geriet ein Kapitän Charles Boycott mit den Bauern des von ihm bewirtschafteten Gutes in der irischen Grafschaft Mayo in Streit. Infolgedessen wurde er in Verruf erklärt. Kein Mensch sprach mit ihm, niemand kaufte ihm etwas ab oder verkaufte ihm etwas. Niemand bewirtete ihn, brachte ihm die Post, melkte sein Vieh. Kurz, für seine irische Umgebung existierte er nicht mehr. Seitdem heißt dieses Verfahren, auf eine einzelne Person oder eine Gruppe von Personen einen Druck nach einer ganz bestimmten Richtung auszuüben, boycottieren. Es ist sehr demütigend für den, den es trifft. Nach kurzer Zeit kann es die Leute nervös machen; und ferner erbittert es die Opfer, weil sie über kein rechtes Abwehrmittel verfügen.

Die Führer der Unzufriedenen in Amerika wußten das. Der Festlandkongreß in Philadelphia hatte eine sogenannte „Erklärung der Rechte“ angenommen, in der die Beschwerden der Kolonien aufgezählt waren, und das war der erste Schritt nach dem richtigen Ziele. Ehe der Kongreß aber auseinanderging, nahm er noch eine weitergehende Entschließung an. Kein aufrichtiger Freund der Freiheit, so erklärten die Abgeordneten, würde von nun an Waren britischer Herkunft ein- oder ausführen oder zum Verkaufe feilhalten.

Diese Maßregel brachte leider sehr viel Elend über die Kolonien. Zahlreiche Kaufleute wollten dem Mutterlande Treue bewahren und hielten es für ihr gutes Recht zu handeln, wie, wo und mit wem es ihnen beliebte. Diese waren der Lynchjustiz auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ihre Läden wurden erbrochen, die Waren vernichtet, sehr häufig sie selber gelyncht oder von Patrioten im fröhlichen Verein mit gemeinen Strolchen aus der Heimat vertrieben. Aber auch in England fühlte man den Schlag. Die britischen Händler und Fabrikanten stimmten ein lautes Geheul an, es müsse sofort

etwas geschehen, um die abtrünnigen Kolonien zur Vernunft zu bringen.

Als die englischen Zeitungen mit den Meldungen von der Ausdehnung der kolonialfeindlichen Stimmung im Mutterlande eintrafen, erkannten die Führer der Opposition in Boston, Philadelphia und Norfolk den Ernst der Lage. Für jeden Augenblick mußten sie sich auf die Vergeltungspolitik der heimischen Regierung gefaßt machen, auf die Absendung von Truppen nach Massachusetts und die Blockade der ganzen amerikanischen Küste. Hier und da kauften rührige „Nachrichtenbüros“ Fäßchen Schießpulver auf, veranstalteten eine Zählung der vorhandenen Gewehre, hielten Umschau nach Kellern, in denen sich Waffen vor den Blicken jener englischen Beamten verbergen ließen, die angeblich verkleidet herumreisten und deren vermeintliche Anwesenheit Ursache zu beständiger Unruhe war.

Diese Beschuldigung gründete sich zwar nur auf Hörensagen, war aber berechtigt. Die Nachrichtenabteilung des Generalleutnants Thomas Gage, der Boston befehligte, war an der Arbeit, und seine Exzellenz wußte nicht nur, daß die Kolonisten beträchtliche Waffenvorräte im Dorfe Concord versteckt hielten, sondern auch daß Samuel Adams und John Hancock, die geschicktesten Führer der Opposition, gerade einen Agitationsfeldzug in Middlesex County veranstalteten. Truppen sollten nun die feindlichen Munitionsvorräte vernichten, beiläufig die geächteten Patrioten festnehmen und sie zur Aburteilung vor einem englischen Gerichte nach London befördern.

In solchen Zeiten großer allgemeiner Erregung gibt es Spione, die Spione ausspionieren, und noch wieder Spione, die Spione ausspionieren, die selber Spione ausspionieren, und es ließ sich eben nichts völlig geheimhalten.

Zwölf Stunden bevor die Expedition des Obersten Smith nach Norden abzog, jagten auf Veranlassung des Sicherheitsausschusses in Boston William Dawes, Paul Revere und Samuel Prescott, drei junge Amerikaner, nach Lexington, um Hancock und Adams zu warnen und ihnen die Möglichkeit zum Entweichen zu geben.

Als in der Frühe des nächsten Tages eine Abteilung des zehnten Infanterieregimentes über den Gemeindeplan in Lexington marschierte, stellte sich eine Gruppe fest entschlossener, erregter Farmer entgegen.

Wer damals den ersten Schuß abfeuerte, wird immer ein Geheimnis bleiben. Abgefeuert wurde er aber.

Dann knatterte eine Salve über das Grün der friedlichen Wiese hin, und acht Amerikaner fielen tot zu Boden.

Die Engländer erreichten Concord, aber auf dem Rückmarsch nach Boston waren sie beständiger Beschießung ausgesetzt, die erst aufhörte, als Gage den Lord Perry mit einigen Feldgeschützen zum Schutze für die Nachhut seines geschlagenen Heeres und zum Sammeln der Versprengten und Verwundeten gesandt hatte.

Hätten die Kolonisten wirksamere Waffen als die unzuverlässigen Vogelbüchsen ihrer Großväter besessen, wäre kaum ein englischer Soldat lebendig zurückgekommen. Die Briten verloren 273 Tote, Verwundete und Vermißte, d. h. ein Drittel ihrer gesamten Streikraft, ehe sie die Fähre bei Charleston erreichten und sich hinter die Befestigungen von Boston zurückziehen konnten.

Die Kunde vom Kampfe verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Nach allen Richtungen galoppierten die Boten des Nachrichtenbüros, um die frohe Meldung denen zu bringen, die noch zögerten, der guten Sache beizutreten. Und vom weiten Westen wie vom entferntesten Winkel im Süden zogen hagere, hungrige Pioniere in der Richtung auf Massachusetts heran, um bei dem nächsten Treffen dabei zu sein und die Märtyrer von Concord zu rächen.

Plötzlich sah sich Gage abgeschnitten. Der Versuch, die Aufrührer von Bunker's Hill zu vertreiben, kostete ihn über 1500 seiner Leute. Bemühungen, durch Verhandeln zu einer Einigung zu kommen, schlugen fehl.

Das war aber nicht das Schlimmste.

Am zehnten Mai 1775 trat der zweite Festlandkongreß in Philadelphia zusammen.

Diesmal waren Abgesandte aller dreizehn Kolonien anwesend. Zum erstenmal in der amerikanischen Geschichte wurden die Beschwerden des gesamten Volkes in einem und demselben Saale vorgebracht.

Angesichts der schwierigen Lage vergaßen die eifersüchtigen kleinen selbständigen Nationen Argwohn und Neid.

Der Würfel war gefallen.

Sehr zu ihrer eigenen Überraschung sahen sich die Kolonisten bei offenem Aufruhr ertappt. Und sofort ergab sich wahre Bereitschaft zu gemeinsamem Handeln, und die Bankiers und Pfandleiher und Geldverleiher von der Küste, als „Aristokraten“ allgemein bekannt und unbeliebt, wollten mit den unrasierten Söhnen der Arbeit aus dem dreckigen Grenzlande zusammenarbeiten, die man allgemein als „Demokraten“ bezeichnete und bei den gebildeten Bürgern in den großen Städten ziemlich fürchtete. Der Aufruhr war zwar unter den Kaufleuten in Neuengland ausgebrochen; ohne die kräftige Unterstützung der Tabakpflanzer aus Potomac und der Indianerjäger im Tale des Ohio konnte er aber zu keinem guten Ergebnis führen.

In den ersten Junitagen 1775 stellte John Adams den Antrag, den Oberbefehl über alle Streitkräfte, die zur Verteidigung der amerikanischen Sache aufgestellt würden, dem hervorragenden Mitglied der Versammlung, dem ehrenwerten Georg Washington aus Fairfax County in Virginien zu übertragen.

Der Antrag fand Unterstützung und Annahme.

An jenem Abend schnitt sich der edle Besitzer des wertvollsten Landgutes in Amerika eine neue Feder und schrieb an seine Frau folgendes:

„Du darfst mir glauben, liebe Patsey, wenn ich Dir ganz feierlich versichere, daß ich, weit entfernt, diese Stelle zu erstreben, sie abzulehnen mich mit allen Kräften bemüht habe, nicht nur, weil ich mich von Dir und der Familie nicht trennen will, sondern weil ich auch weiß, daß man zuviel von meinen Fähigkeiten erwartet.“

Dann packte er seinen Koffer und machte sich nach Neuyork auf. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um Seine Exzellenz zu sehen. Eine Kompanie der Einwohnerwehr diente als Leibwache.

Ein paar Tage später war die Stadt wieder auf den Beinen und begrüßte mit gleicher Begeisterung den neuen Statthalter, der eben aus London ankam.

Dieselbe Kompanie der Einwohnerwehr diente als Leibwache. Am zweiten Juli 1775 gelangte Washington nach Cambridge in Massachusetts. In der Tasche hatte er sein Patent. Augenblicklich war dies Pergament der einzige Aktivbestand der großen amerikanischen Revolution.



Die Kolonisten und das freie Land

General Georg Washington aus Fairfax in Virginien zieht wieder Uniform an

Sobald der neue Befehlshaber sich an seine Aufgabe machte, ging das Gerede los. Was für ein Mann war das? Es war nicht so einfach, ihn mit ein paar Worten zu beschreiben.

Er war vierundvierzig Jahre alt, maß 1,90 m auf bloßen Strümpfen, wog fast zwei Zentner und war doch ein schmucker Reiter. Er stammte aus alter Familie, in Bridges Creek in Westmoreland County geboren, wohnte jetzt aber in Mount Vernon, einem Gute am Potomac, nach dem englischen Admiral Edward Vernon benannt. Es hatte seinem Halbbruder Lorenz gehört, der 1752 starb. Sie hatten gut miteinander gestanden, diese beiden Brüder. Als Lorenz schwindsüchtig wurde, (die ganze Familie hatte schwache Lungen), brachte ihn Georg nach Westindien. Trotzdem starb Lorenz, und Georg bekam die Blattern. Seinem Gesichte konnte man das noch ansehen. Deshalb lächelte er wohl auch so selten. Sonst aber ein Mann, der einen Scherz vertrug und selten in die Kirche ging. Im übrigen erkannte er Pflichttreue und redliches Bemühen an, und unschuldig Verfolgten lieb er gern seine Hilfe.

Wehe aber dem, der auf Posten einschlief oder beim Erscheinen eines englischen Kriegsschiffes plötzlich dringend bei der Nachhut zu tun hatte. Den brüllte er gehörig an, und wenn er einmal im Gange war, konnte er fluchen wie ein Matrose. Es war eben Krieg und kein feiner Tee. Er sah darauf, daß die Verpflegung gut war, und wenn er das Futter aus der eigenen Tasche bezahlen mußte. Seine Dienste ließ er sich nicht bezahlen, er sei reich und wolle kein Geld dafür haben, daß er nur seine Pflicht erfülle. In Virginien hatte er ein hübsches Besitztum und soviel Land und Sklaven, wie er brauchte. In Georgetown hieß es, er sei Millionär. Das traf wohl nicht ganz zu, aber reich war er sicherlich. Und dann hatte er mit einer Witwe, einer außergewöhnlich schönen Frau, Martha Dandridge, noch fast eine halbe Million erheiratet. Die Frau brachte

zwei Kinder in die Ehe. Der Oberst adoptierte sie und erzog sie wie seine eigenen. Alles in allem ein vornehmer Charakter. Dazu war er eine Führernatur. In früheren Zeiten hatte er das bewiesen. Er hatte den ganzen Indianerkrieg mitgemacht, war von den Franzosen gefangen genommen worden. Einige Jahre später bedankte er sich dafür: er nahm den Franzosen Fort Duquesne ab und nannte es Fort Pitt. Deshalb hatte man ihn, den erst Dreiundzwanzigjährigen, zum Befehlshaber über alle virginischen Truppen gemacht. Er gehörte der bischöflichen Kirche an, war aber kein Fanatiker, sein Motto war: Leben und leben lassen.

Soviel über den Mann.

Nun aber die Lage der Dinge? Man hätte sie ulkig nennen können, wäre sie nicht so schrecklich gewesen.

Erstens standen keine Geschütze zur Verfügung.

Der Rückzug aus Lexington hatte bewiesen, daß kein noch so tapferes Milizheer sich gegen Kanonen behaupten konnte.

In diesem kritischen Augenblick widerfuhr den Aufständischen ein großes Glück.

Im nördlichen Neuyork lagen zwei Forts, Ticonderoga und Crown Point. Sie waren zum Schutze der englischen Besitzungen gegen französische Einfälle von Kanada aus angelegt. Jetzt, da Kanada nicht mehr in französischen Händen war, dienten sie, strategisch wertlos, als Arsenale.

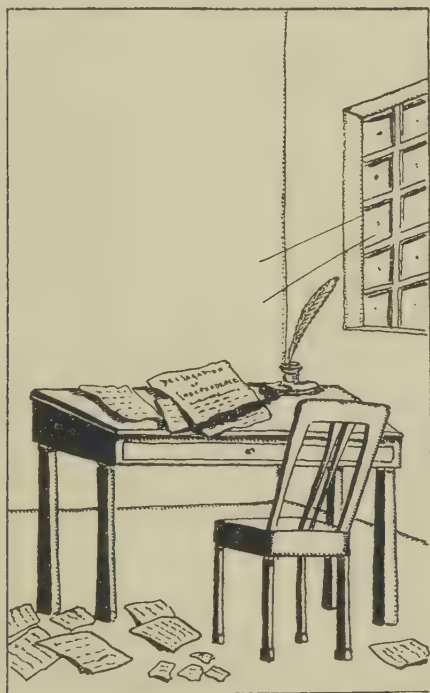
Einige Veteranen bildeten die ganze Besatzung.

Am zehnten Mai hatte eine Schar kühner Aufrührer diese Forts genommen, und bald darauf war ihnen auch Fort St. John in die Hände gefallen. Vierzig Geschütze nannten die Aufständischen jetzt ihr eigen. Im Winter wurde die kostbare Beute aus dem Herzen des Staates Neuyork nach den Dorchester Höhen in Massachusetts gebracht, dort mit der Munition, die man dem britischen Schiffe Nancy abgenommen hatte, geladen, und nun endlich war der große atlantische Seehafen den Amerikanern ausgeliefert.

Am siebzehnten März 1776 segelten die Engländer und jene Amerikaner, die König Georg die Treue hielten, nach Halifax in Neu-Schottland ab.

Das Heer, das in die eroberte Stadt einzog, sah anders aus als die undisziplinierte Schar, die General Artemus Ward dem Oberbefehlshaber vor fast einem Jahr auf dem Cambridger Gemeindeplan vorgeführt hatte. Und ganz andere Menschen schauten zu, wie die gut ausgebildeten Regimenter auf eben diesem Plane abkochten. Solange die Rotröcke Seiner Majestät in den Straßen patrouillierten, mußten sich diese biedereren Menschen Engländer nennen. Jetzt hatte man die Wahl.

Im Augenblick schienen die amerikanischen Streitkräfte Sieger; ehe man sich aber entschied, wollte man etwas anderes wissen: „Was ging in Philadelphia vor?“



Schatten des allmächtigen Gänsekiels

KAPITEL XXIV

Thomas Jefferson aus Albemarle in Virginien liefert den Beweis für die Überlegenheit klassischer Bildung

Eines der Gebiete, auf dem wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ganz andere Ansichten vom Mittelalter haben als unsere Großväter, ist die Baukunst.

Unsere Großväter betrachteten eine mittelalterliche Stadt und sagten: die gewaltigen Mauern und Türme sind sehr interessant. Sie sollten natürlich den Städtern zum Schutze gegen ihre Feinde die Raubritter und Fürsten, dienen.

Heute wissen wir, das ist nur ein Teil der Wahrheit. Die mittelalterlichen Verteidigungsanlagen dienten einem doppelten Zweck: sie sollten die Feinde draußen und die Bürger drinnen halten. Es war die Pflicht der Besatzung, zu verhüten, daß die der qualvollen Belagerung überdrüssigen Bürger dem Feinde die Tore öffneten; deshalb waren die Befestigungen so angelegt, daß Kugeln und Pfeile auf Freund und Feind gleicherweise geschossen werden konnten.

Die Kämpfer in der amerikanischen Revolution ähnelten einer mittelalterlichen Besatzung. Sie mußten nicht nur die Briten abwehren, sondern gleichzeitig die Königstreuen hindern, mit den Engländern gemeinsame Sache zu machen.

Heute hat man vergessen, daß deren Zahl groß war; sie gehörten fast ausnahmslos den reicheren Schichten an, und das war ihr Verderben.

Seit undenklichen Zeiten waren sie gewerbsmäßige Geldverleiher. In dieser Eigenschaft hatten sie sich den tiefen, dauernden Haß der kleinen Landwirte zugezogen. Diese selben Landwirte waren jetzt Soldaten. In den öffentlichen Bekanntmachungen über das Schicksal, das jedes „Verräters“ wartete, nahmen sie den Mund so voll, daß die Königstreuen wohl oder übel sich mucksmäuschenstill verhielten. Es ist schwer zu sagen, was geschehen wäre, wenn die Amerikaner den Krieg verloren hätten. Von Anfang an aber hatten die Empörer die Oberhand, und die Königstreuen schwiegen.

Nach den letzten Meldungen aus London warb die britische Regierung zum Kampfe gegen die Kolonisten jeden brauchbaren Söldner auf dem Kontinente an.

Wegen der Möglichkeit einer Invasion verbrannten aber Washington und seine Ratgeber nicht zu viel Kerzen bei nächtlichen Beratungen. Sie hatten genug von den englischen Berufssoldaten gesehen, um sie nicht zu sehr zu fürchten. Außerdem waren sie mit dem Gelände vertraut, kannten die für den Kampf in der Wildnis vorteilhafteste Taktik und hatten ihre Proviantmagazine ganz in der Nähe. Nein, die Aussicht auf einen Feldzug gegen die deutschen Bauern Seiner Majestät beunruhigte sie nicht übermäßig.

Eine andere Frage erregte diese Männer tief: würde die gute Stimmung, die jetzt das Land beseelte, bis zum Ende dauern? Konnten sie ihre Leute und die Zivilbevölkerung zusammenhalten, bis der gemeinsame Feind geschlagen war?

Früher oder später mußte es sich entscheiden, ob Engländer oder Amerikaner die fruchtbaren Gebiete an der atlantischen Küste beherrschen und welche der beiden streitenden Parteien die Führung im amerikanischen Volke übernehmen sollte, die „Aristokraten“, die Kaufleute und Geldverleiher in den Städten, oder die „Demokraten“, die Landwirte und die Kleinhändler im Grenzlande?

Jetzt stand der Feind vor den Toren, und das Wesentlichste für den Erfolg war Zusammenhalten. Um dieses zu ermöglichen, mußte man, wenn auch nur eine kurze Zeit lang, eine gemeinsame Plattform für beide Parteien finden.

Washington war zu sehr mit der Ausbildung seiner Rekruten beschäftigt, als daß er sich dieser Aufgabe widmen konnte. John Adams fehlte es an persönlicher Anziehungskraft, an jener Überredungsgabe, ohne die sich in einer Versammlung so verschiedenartiger Elemente, wie sie zum zweitenmal in der alten Hauptstadt William Penns zusammengekommen waren, nichts erreichen läßt. Wieder erschien Hilfe von einem Manne aus Virginien.

Thomas Jefferson stammte, wie Washington, aus dem Süden. Auch er gehörte einer der besten Familien des Landes an. Damit ist das Gemeinsame der beiden Männer erschöpft. Denn Washington war durch Geburt und Umgebung Aristokrat — ein Angehöriger jener

kleinen Gruppe von Plantagenbesitzern, die sehr früh schon die fruchtbaren Gebiete in der Ebene sich angeeignet hatten. Jefferson dagegen, ein echtes Kind des Grenzlandes, hatte seine erste Jugend unter den Farmern in den fernen Blauen Bergen verbracht und sehr wenig von der Kultur des Ostens gesehen, bis er das 1693 in Williamsburg gegründete College bezog.

Wie man im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von dem großen Humanisten Erasmus erzählte, er liebe die päpstliche Lebens- und die lutherische Denkweise, so kann man von Jefferson sagen, er habe die aristokratische Denk- und die demokratische Lebensweise geliebt.

Als Washington den Kampf gegen die Heere des englischen Königs führte, ließ er sich gern Exzellenz anreden und von einem Gepränge umgeben, das seinen zahlreichen Feinden verdächtig nach der höfischen Etikette aussah, die jeden guten Patrioten mit ungeheurem Ekel erfüllte.

Ganz anders Jefferson. Von Jugend auf war er für seine Bekannten in Albemarle einfach „Tom“. Gründlich verachtete er das feine Benehmen, das die Leute des Grenzlandes als überflüssige Ziererei von Schwächlingen bezeichneten. Wenn es aber auf Selbständigkeit im Urteil und Handeln ankam, dann war Jefferson der Aristokrat unter Aristokraten.

Wie Washington litt Jefferson schwer unter der Verständnislosigkeit, der er bei vielen begegnete. Wie Washington verfolgt ihn mit fast unglaublicher Hartnäckigkeit Neid, Verleumdung, Bosheit und Gemeinheit. Und wie Washington (und alle wahrhaft großen Menschen) nahm er die Undankbarkeit derer, für deren Wohl er gekämpft hatte, als selbstverständlich hin. Er wußte schon (wie wir heute), daß sein scharfer Verstand die dreizehn kleinen zanksüchtigen Kolonien zur Ablegung jenes gemeinsamen Bekenntnisses gezwungen hatte, das die Amerikaner in den Augen der Welt von dem Makel bloßer Aufrührer reinigte und sie unter jene Menschen einreichte, die seit undenklichen Zeiten für das Recht politischer Selbstbestimmung gekämpft haben. Auf dem ersten Festlandkongresse war noch viel von „Königstreue“ die Rede gewesen. Die wenigen Radikalen, die den unvermeidlichen Bruch mit dem Mutterlande kommen sahen, hatten sich nicht durchzusetzen vermocht. Jetzt aber war die Kluft zwischen Stadt



Unabhängigkeit

und Land größer als je, und in einigen Provinzen Bürgerkrieg oder sogar Anarchie zu befürchten.

Unter solchen Umständen konnte nur eine durchgreifende Maßregel, wie die Beseitigung der alten Regierungsform und die Verkündigung einer unabhängigen Republik, die streitenden Parteien zu einer Einigung bringen. Dieser kühne Schritt würde den Bruch mit dem Mutterlande vollenden, den Kleinmütigen und Lauwarmen im Lande neuen Mut einflößen oder ihnen nur die Wahl zwischen hochherzigem Tode auf dem Schlachtfelde oder schändlichem Hängen am Galgen Seiner Majestät lassen.

Am siebenten Juni 1776 brachte Richard Henry Lee (im selben Staate wie Washington geboren) nach langen Beratungen mit den politischen Führern in seiner Kolonie folgende Entschliebung ein:

Erstens: diese Vereinigten Kolonien sind und sollen von Rechtswegen freie, unabhängige Staaten sein; sie sind jedes Gehorsams gegen die britische Krone ledig, und jede politische Beziehung zwischen ihnen und Großbritannien ist völlig gelöst.

Zweitens: es ist rätlich, wirksame Maßregeln zum Abschluß politischer Bündnisse zu ergreifen.

Drittens: ein Plan zu einem Bunde ist zu entwerfen und den in Betracht kommenden Kolonien zur Erwägung und Billigung vorzulegen.

John Adams aus Massachusetts unterstützte den Antrag; ein Ausschuß sollte eine Urkunde abfassen, in der den Leuten in der Heimat und in der ganzen Welt klar gemacht wurde, auf welche Weise und durch welche gehässigen Mittel der König von England seine einstreuen Untertanen zu dem ersten Schritt getrieben hatte, alle Verbindungen mit dem Mutterlande zu lösen.

Den berühmten Ausschuß bildeten Benjamin Franklin, Roger Sherman, Robert R. Livingston, John Adams und Thomas Jefferson. Sherman und Livingston waren hineingewählt, um die Zustimmung Neuyorks zu gewinnen (das mit Recht königstreuer Neigungen verdächtig war) und spielten bei den Vorverhandlungen keine wesentliche Rolle. Franklin und Adams gaben einige Anregungen, die den Sinn von wenigen Sätzen leicht umgestalteten. Und somit ist die Unabhängigkeitserklärung, wie sie bis auf den heutigen Tag

lautet, das Werk von Thomas Jefferson, und enthält nicht nur seine politischen Ansichten, sondern seine Weltanschauung überhaupt. Im Gegensatz zu Washington war Jefferson sehr belesen. Wenige Schriftsteller hatten ihn so tief beeindruckt wie John Locke, ein Vorkämpfer des neuen, überraschenden Grundsatzes, daß der Mensch Recht auf Gedankenfreiheit habe.

In der Unabhängigkeitserklärung legte Jefferson zu allererst seine allgemeinen Ansichten über das Leben des Staatsbürgers und die Regierung dar. Dann zählte er die schweren Kränkungen auf, die Seine Majestät König Georg III. seinen Untertanen, dem Volke der Vereinigten Staaten von Amerika, angetan hatte. Dann zog er den Schluß, daß vorerwähnten Untertanen kein anderes Mittel geblieben sei, als ihre Unabhängigkeit zu erklären.

Die Erklärung wurde im Festlandkongreß verlesen und beraten, einige unwesentliche Änderungen wurden vorgeschlagen. Das alles nahm soviel Zeit in Anspruch, daß der Ausschuß die endgültige Redaktion erst am Abend des vierten Juni fertig stellte. Am fünften Juli wurden ein paar Exemplare gedruckt und dem Befehlshaber des Revolutionsheeres gesandt. Am achten war die Erklärung endlich so weit gediehen, daß sie den Bewohnern von Philadelphia auf dem Rathausplatze verlesen werden konnte.

Am neunzehnten Juli (die Schuld an der langsamen Arbeit trägt die Neuyorker Abordnung) wurde beschlossen, die Erklärung auf einem großen Pergament niederzuschreiben.

Am zweiten August hatte der beamtete Schreiber seine Aufgabe vollendet, und nun wurden die Unterschriften geleistet. Unter denen, deren Namen am Ende dieser außergewöhnlichen Urkunde erschienen, waren acht außerhalb der Kolonien geborene, und achtzehn waren Ausländer. Die andere Hälfte konnte sich englischer Abkunft rühmen.

KAPITEL XXV

König Georg III. wird in seinem Lande ein Volksheld

Was sagten die Leute im Mutterlande zu diesen empörenden Vor-
kommnissen?

Zuerst nichts. Sie hatten wenig Zeit und noch weniger Neigung,
auf die angeblichen Beschwerden „einiger Kolonisten“ zu hören. All-
mählich aber dämmerte es ihnen, daß es sich um ernstere Dinge
handle als um Zänkereien zwischen Leuten, die auf Bäumen wohnten.
Wer hatte den größten Vorteil aus der Niederlage der Franzosen in
Kanada gezogen?

Die Amerikaner.

Und wer hatte die Kosten für den Unterhalt der Truppen, die den
Sieg errangen, bezahlen müssen?

Die Engländer.

War das anständig?

Vom Standpunkte der ehrlichen Briten aus ganz gewiß nicht. Nach
ihrer Meinung sollten die Bewohner von Neuengland und Virginien
wenigstens einen bescheidenen Teil zu den Millionen Kriegskosten
beitragen.

Das Schlagwort aus den Kolonien: keine Besteuerung ohne Ver-
tretung im Parlament war ihnen wohl bekannt, aber sie selbst waren
nur spärlich im Parlament vertreten und zahlten trotzdem Steuern.
Was den Londonern recht war, mußte ganz gewiß den Leuten in
Boston billig sein.

Ein anderer Umstand spielte aber eine besondere Rolle. Wenn auch
vielleicht im Parlament selbst nicht vertreten, spürten die Menschen
im Mutterlande doch, daß diese Einrichtung das Bollwerk der ganzen
britischen Freiheit bedeutete und als der Urquell aller obrigkeitlichen
Macht im britischen Reiche anzusehen war.

In einem langen blutigen Kriege hatten Väter und Großväter dem
Parlamente die Macht über die Krone erkämpft. Und nun kam ein
Herr Jefferson, ein unbekannter Farmer irgendwo in Virginien,
und erklärte kühn, die Macht des Parlamentes beschränke sich auf

die britischen Inseln, die Kolonien würden sich nach ihrem Belieben regieren.

Das grenzte ja an Hochverrat. Wenn solche Ansichten geduldet wurden, was sollte dann aus den heiligen Idealen werden, für die Cromwell und seine „eisernen Dragoner“ bei Naseby und Marston Moor gekämpft hatten?

Nun war Seine Majestät König Georg III. zwar ein sehr langweiliger Mensch, aber kein Tropf und besaß etwas von dem politischen Geschick seines berühmten Verwandten, des Königs Friedrich von Preußen. Seine Wünsche bezüglich der amerikanischen Besitzungen deckten sich völlig mit den Vorurteilen seiner englischen Untertanen. Hier bot sich die Gelegenheit, die Krone zum Vorkämpfer für die Rechte des Parlamentes zu machen und gleichzeitig die Unterstützung der Nationalversammlung in seinem persönlichen Streit mit den verhaßten Whigs zu gewinnen. Die nächsten sieben Jahre hindurch bestand rührende Harmonie zwischen König und Untertanen, und in allen Angelegenheiten, die die amerikanische Empörung angingen, dachten und fühlten Volk und Herrscher völlig gleich.

Allerdings äußerte der Minister William Pitt Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegenüber den Kolonisten; grundsätzlich war er aber doch der Meinung, das Parlament sei die letzte Instanz in allen Regierungsangelegenheiten; und der Hinweis des Parlamentsmitgliedes Edmund Burke auf die Rechte der amerikanischen Radikalen wurde mit dem Bemerkten abgetan, daß Burke aus Dublin stamme und deshalb selbstverständlich „jejen die Regierung“ sei. Jedes Mittel, mit den Aufrührern fertig zu werden, war dem englischen Volke willkommen. Selber aber ins Heer einzutreten, war nicht beliebt, denn da ging es roh zu, und Mißhandlungen waren an der Tagesordnung; deshalb traf man auch im allgemeinen nur übelberüchtigte Geschöpfe unter den Soldaten; ihre Zahl war für den bevorstehenden Kampf zu gering, und man sah sich im Ausland nach Rekruten um. Zuerst wandte man sich an Katharina von Rußland mit der Bitte, zwanzigtausend Kosaken gegen Entschädigung zur Verfügung zu stellen. Die Zarin lehnte ab und bewilligte statt dessen, einige Jahre später, der jungen Republik

eine kleine Goldanleihe. Erfolgreicher waren die Versuche, von den Herrschern mehrerer deutschen Kleinstaaten Soldaten zu erhalten. Da diese Fürsten für ihren Hofhalt viel Geld brauchten, begingen sie die Schamlosigkeit, im Laufe der nächsten sieben Jahre dreißigtausend ihrer Untertanen als Soldaten an die Engländer zu verkaufen. So verhielten sich die weißen Verbündeten Englands.

Seine indianischen Freunde erwiesen sich als wenig tüchtig. Wie die Franzosen schon entdeckt hatten, waren die Rothäute nur dann zu gebrauchen, wenn im Kriege alles gut ging. Trat aber ein Rückschlag ein, so verschwanden sie und waren wie von den Wäldern verschlungen. Deshalb reihten auch die Engländer selten Eingeborene in die reguläre Armee ein.

Zum Glück für die Empörer konnten die Engländer nach dem Jahre 1778, als Frankreich, Spanien und Holland sich auch am Kriege beteiligten, nicht weiter ihre ganze Aufmerksamkeit dem amerikanischen Problem widmen. Im allgemeinen erkannte die Mehrheit im Mutterlande die Bedeutung des Kampfes und gab lange vor dem Eintreffen schlechter Nachrichten der Regierung zu verstehen, alle Kräfte zu erfolgreichem Kampfe gegen die Revolutionäre aufzubieten. Daß England trotzdem unterlag, hatte vielerlei Ursachen. Erstens führten die Briten einen Krieg fünftausend Kilometer von ihrer Verpflegungsbasis entfernt. Zweitens wurden ihre Soldaten niemals mit der in dem Lande vorteilhaftesten Gefechtsmethode vertraut. Und schließlich kämpften für das Mutterland Söldner, während das amerikanische Heer aus Freiwilligen bestand, die wußten, wofür sie stritten und was ihnen und ihren Angehörigen bevorstand, wenn England siegte.

Lord North muß sogar nachts arbeiten

Lord North gehörte einer Familie an, die England eine lange Reihe ausgezeichneter Diplomaten geschenkt hat. Er war der liebenswürdigste Staatsmann, der je um das Schicksal eines Reiches spielte und das Spiel verlor. Er war nie aufgeregt oder ärgerlich. In der hitzigsten Debatte konnte er ein Scherzwort sagen.

Von 1775 bis 1783 fand der edle Lord wenig Gelegenheit, seinen Geist sprühen zu lassen, und recht häufig mußte er noch aufbleiben, wenn für die andern schon längst Schlafenszeit gekommen war. Denn in den Kolonien ging es gar nicht gut, und ihn, den armen Mann, traf der Tadel.

Zuerst war der Versuch mißlungen, Amerika von Norden her wiederzuerobern. Boston, das als die Hauptversorgungsbasis für das Besatzungsheer diente, mußte sich ergeben, und ganz Neuengland fiel den Empörern in die Hände.

Nach reiflicher Überlegung — diese Ruhepause gab Washington die heißersehnte Zeit, seine ungeübten Truppen zu drillen — wurde ein zweiter Feldzugsplan entworfen. Die Kühnheit, mit der danach der Angriff erfolgen sollte, war napoleonisch, ausgeführt wurde er so wenig napoleonisch, daß er völlig mißlang. Er beabsichtigte nichts weniger als die Teilung des nördlichen Gebietes durch eine Postenkette, die fast geradlinig von Montreal nach Neuyork reichte. Zwei Heere sollten gleichzeitig operieren, eines von Kanada nach der Hudsonmündung marschieren, das andere von der Hudsonmündung nach Kanada vorrücken.

So weit ganz gut.

Die Stadt Neuyork, der Brennpunkt der „Königstreue“, wurde ohne große Schwierigkeit genommen, Washington und den größeren Teil seines Heeres aber ließ man entweichen. Das setzte die westliche Flanke der britischen Streitkräfte einem Angriff durch die Empörer aus, wie sie zu ihrem Nachteil bei Trenton und Princeton spürten. Inzwischen war eine andere starke Abteilung die alte französische

Grenzstraße am Champlainsee entlanggezogen und hatte Fort Ticonderoga wiedergenommen. Dann wurde aber der köstliche, beliebte Dichter John Burgoyne, der zufällig das Kommando führte und es fertig brachte, sich in der Wildnis des nördlichen Neuyork zu verlieren, mit all seinen Truppen und seinem ganzen Troß (dieser den Amerikanern willkommener als jene) bei Saratoga, dem bekannten eleganten Badeort der jungen Republik, gefangen. Damit endete der zweite Feldzug. Obgleich die Engländer verschiedene Siege in anderen Teilen Amerikas errungen und sogar Philadelphia, den Hauptsitz der Revolution, eingenommen hatten, brachen diese ihre Erfolge die Widerstandskraft der Kolonisten nicht. Im Gegenteil entfachten sie bei manchem bisher lauwarmer Mitglied des Festlandkongresses den Mut der Verzweiflung und bestimmten diese Körperschaft (die beim Nahen der Rottröcke in Richtung Lancaster [Pennsylvanien] geflohen war), einigen Artikeln über Bundesgenossenschaft und dauernde Vereinigung zuzustimmen, die aus der Bezeichnung U. S. A. etwas mehr als einen leeren Namen gemacht haben. Am Ende des zweiten Kriegsjahres waren die Aussichten auf einen schnellen Sieg Englands so fern wie je. Allerdings erlebten Washington und seine Leute einen gräßlichen Winter im Dorfe Valley Forge, vierzig Kilometer von Philadelphia, bestanden aber auch diese schreckliche Prüfung. Das Verhalten Washingtons selbst in dieser schlimmen Zeit war würdevoll und hoheitsvoll. Neunundneunzig Männer von hundert hätten die Waffen in dem beständigen Verleumdungsfeldzug gestreckt, vor den versteckten Anspielungen der Demokraten in Neuengland, die den Aristokraten aus Virginien haßten und bewährten.

Washington aber ließ sich nicht irremachen. Er wußte, daß ihm persönlich die Schuld am Falle Philadelphias zugeschrieben wurde, wußte, daß die Neuengländer ihren General Bates, den Helden von Saratoga, für einen viel fähigeren Feldherrn hielten. Das alles wußte er, schwieg aber, machte seine Runden, exerzierte mit seinen Leuten, wenn sie Schuhe hatten und auf den Übungsplatz marschieren konnten, unterwies sie theoretisch, wenn sie keine hatten und im Quartier bleiben mußten.

Im nächsten Jahr meldete ein Brief dem Einsamen in Valley Forge, daß am einundzwanzigsten Dezember des verflossenen Jahres sein biederer Freund Dr. Benjamin Franklin aus Philadelphia in Paris eingetroffen war und ein Zimmer in der niedlichen, nicht zu teuren Vorstadt Passy bezogen hatte.



Winterquartiere

KAPITEL XXVII

Dr. Benjamin Franklin, der bekannte Buchdrucker aus Philadelphia in Pennsylvanien, spricht bei dem Nachkommen des heiligen Ludwig vor

Was für wunderbare Menschen waren doch die Personen, die vor hundertundfünfzig Jahren, zur Zeit der amerikanischen Revolution, in dem Theaterstück „Weltgeschichte“ auftraten!

Sie waren gar nicht so scheinheilig, wie unsere Geschichtsbücher gern berichten. Sie waren Stammgäste in den Kneipen, weil es dort warm und behaglich war und ihnen die gesellige Atmosphäre zusagte. Der Liebe huldigten sie willig, wenn auch nicht immer weise. Aus jedem Handelsunternehmen wirtschafteten sie den letzten Heller heraus. Sie schrieben vorbildliches Englisch, lasen klassisches Latein ohne Wörterbuch und schämten sich ihrer Neigung nicht, die griechischen Klassiker häufig zu zitieren.

Sie konnten gründlich hassen, aber opferten ihren letzten Heller, um einen Freund vor dem Armenhause oder dem Bankrott zu retten. Nicht selten waren sie niederträchtig, gehässig und abstoßend, aber in allem, was sie taten, erkannte man ihre eigenartige Persönlichkeit, und wenn man auch ihr Wesen nicht mochte, so wußte man, woran man mit ihnen war. Juwelen, Häuser, Papiere und Aktien, Pferde, Wagen, so argumentierten sie, sind ja sehr schöne Dinge, aber nicht alles. Die Welt ist ein Jammertal, und alle Güter sind vergänglich. Heute sind wir noch reich, morgen vielleicht schon arm. Et was gibt es, das uns kein Gott und kein Mensch rauben kann: unsere Anständigkeit und jene seltsame Mischung ererbter und erworbener Eigenschaften, die man als Persönlichkeit bezeichnet. Die wollen wir vor allem pflegen, und es wird gut in der Welt stehen. Leider wissen wir von den einzelnen „Gründervätern“ nicht mehr viel; eine Ausnahme bildet nur Benjamin Franklin, der als Frohnatur die Geheimnisse seines Inneren so offen enthüllt hat, daß ein Schock offizieller „Lebensbeschreibungen“ die Ursprünglichkeit seiner ehrlichen und natürlichen Autobiographie nicht verwischen kann.

Franklin war ganz entschieden kein Aristokrat, und wenn er auch mehr Königen ins Auge geblickt, mit mehr Herzögen gespeist und mehr Gräfinnen amüsante Geschichten erzählt hat, als sonst ein Mensch von der Westküste des Atlantik, so war er doch sehr einfacher Herkunft.

Er war das zehnte Kind eines armen englischen Auswanderers, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus Northamptonshire in England nach Middlesex County in Massachusetts gezogen war. Lesen und Schreiben hatte er fast gleichzeitig mit dem Sprechen gelernt, und schon mit elf Jahren arbeitete er in seines Vaters Seifensiederei in Boston.

Drei Jahre später übernahm er eine ihm mehr zusagende Tätigkeit in der Druckerei eines seiner Halbbrüder, des Druckers und Verlegers der berühmten Zeitung „*New England Courant*“.

Boston behagte dem jungen Menschen nicht lange. Er galt für zu radikal, für einen ausgesprochenen „Freidenker“, und mißfiel den Geistlichen, die damals hier noch herrschten. Deshalb schnürte er sein Bündel und zog als Siebzehnjähriger nach Neuyork und als Wanderbursche weiter nach Philadelphia. Das wurde seine zweite Heimat. Von jetzt an ist es fast leichter zu sagen, was er nicht tat, als die endlose Zahl von Berufen anzuführen, die er ausübte, bis die Revolution seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihn der Politik zuführte.

Er erfand eine neue Art von Lettern, stellte Versuche mit der Druckerschwärze an, die er für seine „*Pennsylvania Gazette*“ verwandte. Er lernte allein Lateinisch, Spanisch, Französisch, Italienisch, beteiligte sich an der Gründung der amerikanischen Philosophischen Gesellschaft, war Postminister in den Kolonien und erreichte es, daß in Neuyork dreimal wöchentlich Briefe bestellt wurden, bekämpfte als erster erfolgreich den puritanischen Sabbat und verwandte seine Sonntage zu selbständigen Studien, erforschte die Ursachen der Erdbeben, vervollkommnete den Franklinschen Ofen und schuf in seiner Geburtsstadt die Straßenbeleuchtung. Die Königliche Gesellschaft in London verlieh ihm die Copley-Medaille für seine neumodische Erfindung der Franklinschen Stange, die als Blitzableiter in der ganzen Welt eingeführt ist. Unter dem Pseudonym

Richard Saunders druckte er ein kleines Jahrbuch, das als „*Kalender des armen Richard*“ in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf jedem Weihnachtstische lag. Er errichtete und leitete die erste öffentliche Leihbibliothek. Dreizehn Jahre war er Mitglied des Repräsentantenhauses von Pennsylvanien. In London war er Vertreter für seinen Staat, für Georgia, New Jersey und Massachusetts. War er zu Hause, so karrte er das Druckpapier eigenhändig vom



*Amerikas wertvollster Verbündeter:
General Urwald*

Speicher zur Druckerei, um seinen Mitbürgern zu zeigen, daß ihm diese Arbeit nicht zu niedrig erschien und er der einfache alte Ben Franklin, der Drucker, bleiben wollte.

Als das Mutterland und die Kolonien wegen der Steuerfrage in Konflikt gerieten, versuchte er zuerst mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, ein Kompromiß zustande zu bringen. Bald sah er ein, daß die englische Regierung den Standpunkt der Kolonisten nicht begreifen konnte oder wollte, wurde ausgesprochener Verteidiger der Gewalt bis zum Äußersten und verschaffte seiner Ansicht mit Hilfe

jeden Hellers, den er besaß oder sich borgen konnte, Geltung. Als — sehr bald — klar wurde, daß die dreizehn Vereinigten Staaten ohne Unterstützung durch ein anderes Land den Krieg nicht gewinnen konnten, baten die Führer der Empörung Franklin, ins Ausland zu gehen und Hilfe zu suchen.

Die junge Republik litt an höchster Geldnot. Sie erzeugte aber Rohstoffe, die Europa nötig brauchte. Unter den Vorkämpfern für die Freiheit war Benjamin Franklin der einzige, dessen Name auch im Auslande wohlbekannt war und der schon durch sein persönliches Ansehen begründete Aussicht hatte, bei den französischen, spanischen und holländischen Ministern und Bankiers vorgelassen zu werden.

Schon über siebzig, von unzerstörbarer Lebenskraft, fuhr der alte Mann, von zweien seiner Enkel begleitet, in der kleinen „*Reprisal*“ über den Ozean und erreichte nach einer schrecklichen Reise, auf der er schwer unter der Seekrankheit litt, im Dezember 1776 die Küste Frankreichs.

Man hatte ihm ganz unbestimmte Anweisungen erteilt; nicht einmal einen Kreditbrief hatte ihm der Kongreß gegeben. Durch einen Glückszufall konnte die „*Reprisal*“ aber bei der Überfahrt zwei englische Kauffahrteischiffe kapern, und der Erlös aus ihrer Ladung Holz und Schnaps brachte dem amerikanischen Gesandten hinreichend Taschengeld, um einige Zeit auszukommen.

Der alte Drucker hatte niemals Psychologie studiert, aber er kannte trotzdem Männer und Frauen. Wenn er die Gunst des reichen, mächtigen französischen Volkes gewinnen wollte, mußte er an seinen Sinn für das Dramatische appellieren. Deshalb wurde er Schauspieler und spielte seine Rolle so glänzend, daß Frankreich zwei Jahre später mit den aufrührerischen Kolonien ein Bündnis schloß und mit Großbritannien in Krieg geriet. Wie fing er das nun an? Auf die einfachste Weise von der Welt: er blieb ganz er selbst. Die entsetzlich gelangweilten Höflinge König Ludwigs, an die öden Förmlichkeiten und das gekünstelte Wesen in Versailles gewöhnt, standen plötzlich einem alten Manne mit einem Biberkäppi und in einem Winzerrock aus dem Jahre 1730 gegenüber, der zu ihnen wie zu seinen eigenen Enkeln redete und, wenn sie sehr artig



Amerikanische Revolution I



Amerikanische Revolution II

waren, ihnen vielleicht eine amerikanische Nuß oder einen Apfel „aus seinem eigenen Garten“ schenkte.

Gott sei Dank, hier war einmal etwas Neues zu erleben. Frankreich raste vor Begeisterung über den Philosophen aus dem Hinterlande. In weniger als vier Wochen kannte jeder den Alten wenigstens vom Sehen. Hausierer brachten Bilder und Gipsbüsten von ihm von den Pyrenäen bis zur Maas. Jede modische Schnupftabaksdose und jedes Rasierbecken mußte das gütige Antlitz des „Apostels der Freiheit“ zeigen. Reizende Damen trugen Franklinarmbänder und Franklinringe. Nur ein Mann von der eisernen Konstitution des alten Druckers konnte sich durch alle Festmahle durchessen, die zu Ehren des erlauchten Gastes veranstaltet wurden. Indessen blieben dem guten alten Gesandten einige sehr ernste Verdrießlichkeiten nicht erspart.

Bei seiner Ankunft in Frankreich entdeckte er, daß ihm zwei andere Abgesandte aus Amerika zuvorgekommen waren. Einer von ihnen, Silas Deane, ein Yankee aus Connecticut, hatte schon höchst einträgliche Handelsbeziehungen zwischen dem Kontinent und den Kolonien hergestellt. Er hatte entdeckt, daß Pierre de Beaumarchais, der musikalische Hofuhrmacher Ludwigs XVI. und Verfasser zweier beliebter Lustspiele, den Kolonisten auf jede Weise helfen wollte. Folgenden genialen Plan hatte er mit Deane ausgeheckt.

In Paris trat die Firma Rodriguez Hortalez & Co. in Erscheinung. Sie stand in engster Verbindung mit dem Hause Diego Gardoqui in Madrid. Bald trafen große Mengen Schießpulver, Gewehre und Uniformen in den französischen Häfen Westindiens ein. Der Zufall wollte, daß die Fahrzeuge mit so kostbarer Ladung häufig gerade neben Klippen aus Nahant und Providence lagen. Und zwei Wochen später wußte niemand recht, wie es kam, daß dieselben Fässer mit Schießpulver, an einen ehrbaren Kaufmann in Guadalupe oder Haiti adressiert, von Soldaten aus dem Hauptquartier des Generals Washington gelöscht und die Gewehre, mit denen die Eingeborenen in Basse Terre hatten Enten schießen sollen, in den Händen pennsylvanischer Milizsoldaten entdeckt wurden.

Und trotz den ernststen Beschwerden, die der Botschafter Seiner Britischen Majestät wegen dieses unerhörten Bruches der Neutralität erhob, konnte ihm der französische Minister des Auswärtigen —

auf Ehrenwort — nicht erklären, wie es dazu gekommen war. Natürlich mußte ein so ungesetzliches Verfahren, um erfolgreich zu sein, völlig geheim bleiben. Buchführung war ausgeschlossen. Kein Notenwechsel durfte die Beteiligung der französischen und spanischen Regierung an diesem Wagnis erkennen lassen. Die Schmuggler mußten einander aufs Wort trauen.

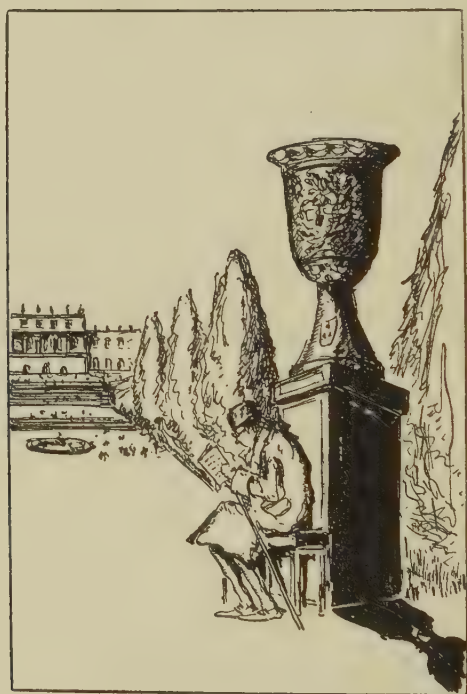
Solange Deane allein die Geschäfte leitete, ging alles gut. Als er aber mit Arthur Lee, dem zweiten Abgesandten, zusammenarbeiten mußte, stellten sich die Schwierigkeiten ein. Dieser Lee, von Beruf Arzt, ein Bruder von Richard Henry Lee, der den berühmten Antrag gestellt hatte, sah in allen Menschen Schurken und Diebe und glaubte nicht an das patriotische Interesse Deanes und ebenso wenig an die Redlichkeit Beaumarchais'. Der Kongreß nahm Lees Beschuldigungen gegen seinen Mitarbeiter ernst und verlangte von Deane Rechenschaft. Wie sollte Deane bei seiner vielseitigen Beschäftigung jetzt sagen, was aus dem Gelde geworden, das vor vielen Monaten durch seine Hände gegangen war?

Seine Antwort befriedigte die Richter nicht. Er wurde abberufen, und obgleich seine Unschuld (an der Franklin niemals zweifelte) sich bald herausstellte, starb er als freiwillig Verbannter in England, während Lee ein erbitterter Feind der Verfassung wurde. Diesem unangenehmen Vorkommnis und einer Reihe unbedeutender Ärgernisse, Folgen der Überheblichkeit und Taktlosigkeit von Lee, mußte Franklin seine Aufmerksamkeit bei der Ankunft in Paris zuwenden. Er, der an andere Kämpfe gewöhnt war, ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Der romantische, edelmütige Beaumarchais, den für all seine Mühen dieselben Menschen, denen er so viel Opfer gebracht hatte, einen Schurken und Dieb nannten, war nicht mehr in der Stimmung, freiwillig Hilfe zu leisten. Für ihn sprangen andere ein. Die Masse des französischen Volkes, begeistert von der Persönlichkeit des amerikanischen Gesandten, stellte sich entschlossen hinter ihn. Auch der Hof ließ sich belehren, besonders als ein junger Amerikaner aus Boston die Nachricht von der Gefangennahme des ganzen Heeres Burgoynes durch seine Landsleute, die jetzt tatsächlich das ganze nördliche Gebiet in Händen hatten, nach Europa brachte.

Vier Tage nach dem Eintreffen dieser fröhlichen Kunde in Paris ließ der französische Außenminister dem Dr. Franklin mitteilen, er würde ihn gern zu jeder ihm passenden Zeit empfangen. Und nach weiteren zwei Monaten erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten an, was Krieg mit England bedeutete.

Aber noch war Franklins nützliche Tätigkeit in Europa nicht beendet. Sieben lange, schwere Jahre blieb er noch hier, kaufte Vorräte auf, brachte Anleihen zustande, rüstete Kaperschiffe aus, schlichtete Zänkereien zwischen seinen Untergebenen und gewann andere Nationen für wirtschaftliche oder politische Bündnisse.

Für sich verlangte er sehr wenig, er war ja schon alt. In Gegenwart aller berühmten Männer Frankreichs hatte der große Voltaire ihn umarmt. Das war Lohn genug für einen wahren Philosophen.



*Nachrichten aus der Heimat
Benjamin Franklin in Versailles*

KAPITEL XXVIII

Jean-Jacques Rousseau schreibt ein Buch, und Herr Marquis de Lafayette studiert im amerikanischen Urwalde die reizenden Kinder der Natur

Mit dreizehn Jahren wurde Marie, Joseph, Paul, Roch, Yves, Gilbert Motier de Lafayette Waise; er war Träger eines der längsten und vornehmsten Namen in Frankreich und so reich, daß er nicht wußte, was er mit all seinem Gelde anfangen sollte.

Die Umwelt des andern Helden in diesem Kapitel, Jean-Jacques Rousseaus, war ganz anders. Auch er entbehrte schon der elterlichen Obhut, ehe er zum Jüngling erwachsen war. Die ersten Lebenserfahrungen machte er als Kupferstecherlehrling, Diener und Bummeler, und bis über die Fünfzig hinaus wußte er meistens nicht, woher er die nächste Mahlzeit nehmen würde.

Und doch sollten in geheimnisvoller Weise die Lebenswege dieser beiden Männer, die durch Schranken der Geburt und Erziehung so eigenartig getrennt waren, sich zum Vorteil für ein Land kreuzen, das keiner von beiden gesehen hatte.

Rousseau wurde Schriftsteller, Prophet und Philosoph und Vorkämpfer der neuen, packenden Lehre von dem Unwert aller modernen Kultur; echte Werte seien nur bei den Wilden zu finden, die nie unter dem verheerenden Einfluß der weißen Rasse gestanden hätten; die letzte Rettung für das Menschengeschlecht liege in der Rückkehr zur Natur.

Als die Nachrichten von den Erfolgen der bescheidenen Farmer im fernen Westen über die Streitkräfte des allmächtigen Herrschers von England sich verbreiteten, glaubte man mit einem Schlage in Frankreich an die Existenz des Paradieses, von dem der neue Philosoph so beredt predigte. Es lag an den Ufern des Susquehanna und des Jamesflusses und hieß Amerika.

Der junge Lafayette, angewidert von dem öden Dienst in seinem Dragonerregimente, wurde von starker Sehnsucht nach diesem Lande der Verheißung ergriffen. Gegen den ausdrücklichen Befehl seines

Königs, der ihn noch einige Jahre in der Heimat halten wollte, entwichte der Offizier nach Spanien und fuhr von dort nach Südkarolina.

Sein Englisch taugte damals noch nicht viel, und vergebens fragten die meisten Menschen, mit denen er auf seiner Reise nach Philadelphia zusammentraf, welches Schicksal den netten, prächtigen jungen Franzosen gerade zu ihrer Lichtung im Urwalde geführt hatte. Auch der Kongreß war leicht betroffen. In einem ausführlichen Briefe erklärte Silas Deane, Herr de Lafayette gehöre einer Familie an, die sich bis in die Zeit von Julius Cäsar zurückverfolgen lasse, sei liebenswürdig und verbindlich, und wenn ein Träger dieses Namens zum Stabe des Generals Washington gehöre, würde Frankreich und der ganze Kontinent stark beeindruckt werden.

Bei den schlechten Erfahrungen mit den zahllosen europäischen Offizieren, die in das amerikanische Heer aufgenommen worden waren, wurde jeder neue Ankömmling mit Argwohn angesehen. Der junge Lafayette indessen überzeugte seine Gastfreunde von der Lauterkeit seiner Absichten. Als Freiwilliger wollte er eintreten und auch nicht einen Heller für seine Dienste annehmen. Der Kongreß spitzte die Ohren, und am einunddreißigsten Juli 1777 wurde Marquis de Lafayette „in Anbetracht seines Eifers, seiner erlauchten Herkunft und hohen Beziehungen“ Generalmajor im Heere der Vereinigten Staaten.

Einen Tag später wurde er Washington vorgestellt.

Zuerst war der Oberbefehlshaber in Verlegenheit, was er mit einem neunzehnjährigen Generalmajor anfangen sollte. Er konnte doch wohl von seinen rauen Leuten aus den Bergen nicht verlangen, das Kind ernst zu nehmen. Aber bald lernte er die Vorzüge dieses jungen französischen Edelmannes schätzen und sah ein, daß ein Mann, der Frau und Kind und Heimat und mehrere Millionen für ein Ideal aufgibt, kein alltäglicher Mensch ist.

Natürlich wurde aus dem Dragonerleutnant nicht über Nacht ein großer Strategie für einen Kampf in der Wildnis. Das war auch gar nicht nötig. Lafayettes große Bedeutung lag auf moralischem Gebiete. Seine Teilnahme machte den Kampf Amerikas „salonfähig“. In den Augen der europäischen Aristokratie (immer noch des

wertvollsten Elementes in allen Staaten des alten Kontinents) hatte die Revolution „es erreicht“.

Nun merkten noch andere hervorragende Ausländer, erfahrene Kriegsleute, auf den eigenartigen, ungleichen Kampf am andern Ende der Welt. Baron von Steuben, ehemals General unter Friedrich dem Großen, wurde der große Exerziermeister der amerikanischen Truppen, und ein anderer Deutscher, Johann Kalb (besser als Baron Jean de Kalb bekannt), der mit Lafayette hinübergegangen war, leistete als Organisator unschätzbare Dienste und bezahlte seine Begeisterung mit dem Leben, als seine noch nicht ausgebildeten Truppen, in wilde Flucht gejagt, ihn den Regulären aus Cornwallis überließen.

Auch die Polen Kosciuszko und Graf Pulaski bewiesen ihre ungestüme Tapferkeit vor Neuyork und Savannah.

Um den Kampf durchzuführen, traten die Beauftragten des Kongresses an die Kaufleute in Amsterdam heran mit der verschwiegene Frage nach dem Abschluß einer Anleihe und eines Handelsbündnisses. Die Kaufleute wollten beides in Erwägung ziehen, bei der Neutralität ihres Landes aber ersuchten sie, die Verhandlungen sollten streng geheim bleiben und im Auslande erfolgen. Dem Vorschlage stimmten die Amerikaner zu, und binnen kurzem wurde ein vorläufiges Abkommen getroffen und die Urkunde darüber nach Philadelphia gesandt. Unglücklicherweise fiel dieses Schriftstück den Engländern in die Hände, denn sie fingen Henry Laurens, der auf dem Wege nach Amsterdam war und nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen hatte, um zu verhindern, daß seine zahlreichen Koffer mit diplomatischen Schriftstücken in feindliche Hände gerieten. Die Entdeckung dieser neutralitätsverletzenden Verhandlungen, sowie die Weigerung der holländischen Regierung, eine nach dem Hafen von Texel durch ein amerikanisches Kaperschiff gebrachte Prise, ursprünglich englisches Eigentum, den rechtmäßigen Besitzern auszuliefern, führte die Kriegserklärung Englands an Holland herbei. Während des Kampfes gingen aber keine holländischen Truppen nach Amerika; die holländische Flotte hielt mehrere englische Geschwader in der Nordsee fest, und was am allerbedeutsamsten war, der gewaltige Reichtum der alten Republik stand der jungen Schwester gerade zur Verfügung, als die Finanzen der Vereinigten Staaten

in hoffnungsloser Verwirrung waren. Es rächte sich der Mangel einer starken Zentralgewalt: die meisten der dreizehn Staaten waren bankrott, der Dollar völlig entwertet, die Truppen drohten zu meutern, weil es am Notwendigsten zum Leben fehlte. Frankreich hatte goldene Berge versprochen, aber die Staatskassen waren leer. Deshalb bestanden die Anleihen, die Franklin und später Adams erzielten, gewöhnlich in Schecks, die zum Ankauf von Kriegsvorräten in den französischen Gebieten dienen sollten, aber sich nicht in Bargeld umtauschen ließen. Und die sieben Millionen Dollar in bar aus Holland wurden wie eine Gottesgabe begrüßt.

Die Bankiers, die das Geschäft tätigten, handelten nicht aus Uneigennützigkeit oder aus Liebe zur Sache Amerikas. Sie erwarteten, daß nach Rückkehr des Friedens die amerikanische Regierung sich durch Abschluß eines günstigen Handelsvertrages für die Großmut dankbar erweisen werde. Darin wurden sie aber bitter enttäuscht. Inzwischen gelangten die Goldtransporte aus Holland an General Georg Washington (und nicht an den Kongreß) richtig über den Ozean und verhinderten mehrere Male den Ausbruch einer Meuterei.

Was des Mutterlandes Uhl,
ist des Grenzlandes Nachtigall

Nach drei Jahren Krieg dämmerte der Welt, daß die Amerikaner einen Verbündeten auf ihrer Seite hatten, der noch stets Unheil verbreitet hat, wenn er sich an einem Kampfe beteiligte: den Brigadegeneral Entfernung. Die Römer allein scheinen sich gegen diesen unermüdlichen Gegner behauptet zu haben.

Im Mittelalter wurden die Heerführer stets geschlagen, sobald dieser schreckliche Krieger in Begleitung seines erbarmungslosen Hauptmannes Meilenweit auf dem Schauplatz erschien. Und nun hatte sich der alte Kämpfer Entfernung dem Stabe von Georg Washington zugesellt. Die Engländer mochten sich noch so sehr anstrengen, noch so tapfer kämpfen, nach jeder Schlacht mußten sie wieder weiter marschieren und dem Feinde in neue Fernen folgen.

In allen bisherigen Kriegen hatten sie sich auf ihre Schiffe verlassen. In den Alleghanybergen waren Schiffe aber nutzlos, kein Kriegsschiff konnte mit einiger Sicherheit über die „ersoffenen Gebiete“ von Illinois fahren. Das Marschieren gab in diesem Kampf den Ausschlag, und zwei bis drei Jahre immer bloß zu marschieren, wird eintönig und kann die Disziplin der bestgezogenen Truppe untergraben. Sogar der lustige Lord North sprach von Vergleich, regte an, Mutterland und seine irrenden Kinder sollten Vergangenes vergangen sein lassen und auf neuer, gesunder Grundlage gemeinsam arbeiten.

Ich muß bekennen — ich will ja stets bei der Wahrheit bleiben —, die Botschaft wurde nicht tauben Ohren gepredigt. Als Volk im ganzen spürten die Amerikaner allmählich die Wirkung eines dreijährigen Stillstandes jedes Handels.

Die Königstreuen (und sie bildeten noch immer einen großen Teil der Bevölkerung) lauschten gar willig den süßen Tönen von England, aus denen Frieden und Einigung herüberklangen.

Ein amerikanischer General ging so weit, durch einen Handstreich Amerika für König Georg retten zu wollen. Aber auch dieses —

übrigens weitverzweigte — Komplott wurde entdeckt. Der Mittelsmann, ein Major André, wurde von den Amerikanern gehängt, während Generalmajor Arnold, Befehlshaber der wichtigen Festung West Point, der sein Land an den Feind hatte verraten wollen, entkam und als Brigadegeneral im englischen Heere starb.

Das widerliche Ereignis war ein Wendepunkt in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Bald danach machte sich den Engländern die Anwesenheit des Generals Entfernung deutlich spürbar. An der ganzen Front entlang zogen sich die fußkranken englischen Truppen langsam in der allgemeinen Richtung auf die atlantische Küste zurück. Ihr Marsch wurde indessen sehr durch den endlosen Troß von Flüchtlingen erschwert, die ihrer Spur folgten.

Die Königstreuen sahen ein, daß ihr Spiel verloren war; sie hatten auf ein falsches Pferd gesetzt, oder vielmehr: in dem Wettstreit zwischen Adler und Löwen hatten sie den Vierfüßler unterstützt, und nun humpelte der Arme nach Hause. Ihr bewegliches Gut luden sie auf Karren und brachten es nach Neu-Schottland oder Neu-Braunschweig. Häuser, Gärten, Höfe und Erbstücke ließen sie zurück, und dies alles fiel den siegreichen Jungen aus dem westlichen Hinterland in die Hände. Die neuen Besitzer gehörten zum größten Teile den „enterbten“ Farmern vom Grenzland an, und ihre plötzliche Wohlhabenheit stärkte das Ansehen der Demokraten bedeutend, während der erzwungene Abzug der Königstreuen die Sache der Aristokraten schwächte.

Aber noch auf andere Weise erweiterten die Demokraten ihren Landbesitz. Jetzt war die Möglichkeit gegeben zu entscheiden, wer die weite Wildnis an der Westgrenze sein nennen sollte.

Bisher waren die „Pioniere“ durch königlich französische Beauftragte oder Jesuitenpater oder die Offiziere Seiner Majestät in Schach gehalten worden. Die königlichen Beauftragten und die Jesuiten waren fort. Blieben die Truppen des Königs Georg. Gegen Kriegsende wurden die entfernten Posten allmählich zurückgezogen, und schließlich bekamen die Leute im Grenzlande freie Hand.

Für die Eingeborenen dieser wilden Gegenden begann eine traurige Zeit. Aus Selbsterhaltungstrieb hatten sie sich den Engländern

angeschlossen, von britischem Ruhm berauscht, scheußliche Grausamkeiten gegen wehrlose amerikanische Farmer begangen.

Nun mußten sie die Zeche bezahlen.

Ein Indianerstamm nach dem andern wurde hingemordet oder mußte weiter nach Westen wandern. Die zivilisierteren in den Wäldern des nördlichen Neuyork, unter einer Bundesregierung, die Franklin den Kongreßmitgliedern als Muster für die Vereinigten Staaten empfohlen hatte, versuchten Widerstand, wurden aber von einer ansehnlichen Streitkraft unter John Sullivan aus New-Hampshire geschlagen. Um seinen Sieg zu vollenden, ließ Sullivan alle Obstbäume und Kornfelder vernichten, so daß die Überlebenden zum Hungertode verurteilt waren. Sehr viele Leute erhoben gegen diese Barbarei Einspruch, der Kongreß aber begrüßte Sullivan als Helden und sprach ihm seinen besonderen Dank aus.

So endete die Indianergefahr für die Vereinigten Staaten, und von nun an brauchte man im Rücken keinen Angriff mehr zu fürchten. Aber auch im Osten waren die Amerikaner erfolgreich. Französische Soldaten, deutsche Exerziermeister, polnische Freiwillige und holländisches Geld im Verein mit dem alten General Entfernung rieben allmählich die alten Regimenter König Georgs auf.

Auch der letzte Versuch der Engländer, im Süden ihre Truppen zusammenzuziehen und sich dann nach Norden durchzukämpfen, endete mit der Übergabe des Lord Cornwallis und seines ganzen Heeres in Yorktown am neunzehnten Oktober 1781.

Im Frühjahr 1782 wurde in Paris die Friedenskonferenz eröffnet. Sie dauerte fast zwei Jahre und war eine geographisch-wirtschaftliche Debatte, in der Benjamin Franklin und John Adams sich ihren Gegnern weit überlegen zeigten. Am dritten September 1783 wurde der Friedensvertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten in aller Feierlichkeit unterzeichnet.

Zwei Jahre später wurde Adams Gesandter am Hofe von St. James. Als der Vertreter der neuen Republik dem Könige vorgestellt wurde, benahm er sich mit jener Natürlichkeit und Gradheit, die in seinem Lande als Zeichen ehrlicher Gesinnung bekannt und geschätzt war. Seine Majestät aber hielt eine hübsche kurze Rede, die Erwähnung verdient.

„Herr Gesandter,“ sagte er, „Sie wollen überzeugt sein — und meine Worte werden ihren Landsleuten in Amerika gewiß mitgeteilt werden — daß ich im Verlaufe des letzten Kampfes nichts getan habe, wozu ich mich nicht meinem Volke gegenüber unbedingt verpflichtet fühlte. Ich will offen mit Ihnen reden. Ich habe als letzter meine Einwilligung zu der Trennung erteilt. Nachdem aber die Trennung vollzogen und unvermeidlich geworden ist, habe ich stets gesagt, und ich sage es auch in diesem Augenblicke, daß ich der erste sein will, der Freundschaft mit den Vereinigten Staaten als selbständiger Macht schließt.“

Das Mutterland fügte sich in das Unvermeidliche.

KAPITEL XXX

Ein Vergleich rettet eine Nation und schafft ein Reich

Amerika war frei; was wollte es nun mit der Freiheit anfangen? Ich fürchte, Leuten wie Adams, der den unmittelbaren Ausbruch der Anarchie erwartete, oder Washington, der selbst den Polizisten spielen mußte und dessen bedeutender persönlicher Einfluß allein das Land vor gefährlicher Meuterei bewahrte, kam die Frage garnicht komisch vor.

Bisher hatte die amerikanischen Empörer das Band eines gemeinsamen Ideals umschlungen, nämlich des Ideals, allerlei Dinge ganz entschieden abzulehnen. Sie wollten der britischen Regierung nicht Steuern zahlen. Sie wollten nicht Bischöfe der Staatskirche haben. Der König sollte ihnen die Niederlassung in den westlichen Bezirken nicht verbieten, die den Indianern vorbehalten waren. Das Parlament durfte ihren Tee und ihr Glas nicht mit einer Steuer belegen. Nun war aber die Zeit des „das wollen wir nicht“ vorüber und die Zeit des weniger aufregenden „das wollen wir“ gekommen. Und das war wieder etwas ganz anderes, wie die erfolgreichen Empörer bald merkten.

Sie waren nicht mehr Untertanen einer fremden Krone, sie waren Bürger in ihrer eigenen Republik.

Was für eine Republik sollte es sein, woher sollte sie das für ein eigenes Heer, eine eigene Marine und Diplomatie, für eigenes Post- und Gesundheitswesen erforderliche Geld nehmen?

Bisher kannten die Amerikaner die Bedeutung des Wortes „Defizit“ nicht. Die Regierung Seiner Majestät hatte freundlichst sich um all die Kleinigkeiten gekümmert, wie Kampf gegen die Franzosen, Schutz der Siedlung der Weißen vor den Angriffen der Wilden, Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung, Besoldung und Verpflegung der bewaffneten Macht. Diese Zeiten waren für immer dahin.

Bei der Erörterung der Frage nach der Regierungsform tat sich die alte Kluft zwischen Stadt und Land, zwischen Küsten- und Grenzgebiet, sofort wieder auf.

Bei den Demokraten trat Thomas Paine für eine Res Publica — eine „Zufluchtstätte für jedermann“ — einen Bund selbständiger kleiner Staaten ein.

Den Aristokraten behagte dieser Gedanke nicht. Ein Bund selbständiger kleiner Staaten nahm sich auf dem Papier sehr gut aus. Was konnte aber eine Nation in dieser schlechtesten aller Welten ausrichten ohne Macht. Und was bedeutete Macht anders als starke Zentralregierung? Litten nicht jetzt gerade die einzelnen Kolonien unter der Unfähigkeit, ihr gutes Recht gegen die übrige Welt durchzusetzen?

Es erhob sich die Zollfrage. Seit dem Frieden von Paris mußten alle Waren aus Amerika in englischen Häfen verzollt werden. Die Amerikaner hätten gern Vergeltungspolitik getrieben. Wie konnten sie? Sollten dreizehn kleine Staaten dreizehn Zolltarife aufstellen? Weiter die Frage der Millionen Papierdollar, mit denen die verschiedenen Staatsverwaltungen das Land überflutet hatten; in manchen Gegenden standen infolgedessen Kreditwesen und Geschäftsleben völlig still. Erwartete jemand, dieselben Staatsverwaltungen würden das wertlose Papiergeld einziehen und zur Gold- und Silberwährung zurückgehen?

Wie würde man sich zu den zahllosen Requisitionsscheinen für Proviant, Verpflegung und Ausrüstung stellen, jenen Scheinen, die ein hungriger Offizier oder Soldat unter dem Druck der Not ausgestellt hatte? Was sollten die armen Farmer und Kaufleute mit diesen Papierschnitzeln anfangen? Dem Schatzmeister von Pennsylvania oder Delaware präsentieren? Das würde ihnen viel nützen. Seit Jahren schon waren diese Staaten bankrott, und ihr Papiergeld wurde als Tapete und Schreibunterlage verwendet.

Und die endlosen Schwierigkeiten, die sich aus dem zwischenstaatlichen Handelsverkehr ergaben! Durfte Neuyork einen Zoll von Waren aus New Jersey erheben und umgekehrt?

Eine erste Versammlung, die zur Schlichtung einer Zollstreitigkeit zwischen Maryland und Virginia nach Annapolis berufen wurde,

kam zu keinem Ergebnis. Überhaupt nur fünf Staaten hielten es für nötig, Abgeordnete zu schicken. Nach einigen matten Reden über die Notwendigkeit einer starken Zentralregierung zogen alle wieder heim. Hamilton aber, Washingtons ehemaliger Gehilfe und überzeugter Anhänger der aristokratischen Regierungsform, war unter den Teilnehmern gewesen, und dieser sehr gescheite Mann hatte erkannt, daß die Zeit zu durchgreifender Umgestaltung gekommen war, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte.

Deshalb trafen sich einige verschwiegene Herren in den Hinterräumen verschwiegener Gasthöfe, und Briefe gingen hin und her, und als Ergebnis der geheimen Besprechungen und Mitteilungen wurde eine ordentliche Versammlung nach Philadelphia für Mai des nächsten Jahres einberufen.

Zuerst waren nur sieben Staaten vertreten, allmählich folgten die andern außer Rhode Island. Am ersten Juni konnte die Versammlung schließlich eröffnet werden.

In dieser Stunde der Gefahr (das Land war nun fast zwölf Jahre ohne Zentralregierung) vergaßen die Staaten für den Augenblick die alten Zänkereien und Eifersüchteleien und sandten ihre tüchtigsten Bürger und engten sie nicht durch zu viele Instruktionen ein. Die Versammlung tagte hinter verschlossenen Türen. Aus den im Jahre 1827 gedruckten Verhandlungsberichten und vielen später veröffentlichten privaten Denkwürdigkeiten wissen wir jetzt aber, was sich in den vier Monaten abspielte, da das Schicksal Amerikas am seidenen Faden hing. Die extremen Demokraten wie auch die intransigenten Aristokraten fehlten. Die Mehrheit der fünfundfünfzig Abgeordneten waren Männer gemäßigter Richtung, Rechtsanwälte, Kaufleute und Soldaten, die das Ihre in den schlimmen Jahren der Revolution geleistet hatten, eine vernünftige Republik mit einer vernünftigen Regierungsform wünschten, zu seltsamen neuen Experimenten aber ganz und gar keine Neigung verspürten. Wie alle tüchtigen Geschäftsleute wußten sie, daß ein dreigliedriger Ausschuß nur dann etwas zustande bringt, wenn eines der Mitglieder zufällig krank ist und das andere fehlt. Die meiste Arbeit bei der Abfassung der notwendigen Urkunden mußte ein gewisser James Madison aus King George County in Virginien leisten. Er hatte

eine lehrreiche kleine Schrift mit dem Titel „*Die Fehler des politischen Systems in den Vereinigten Staaten*“ veröffentlicht, hervorragenden Anteil an der Einberufung der Versammlung in Annapolis gehabt und einen so vernünftigen und brauchbaren Entwurf für eine Verfassung (den sogenannten „Virginia-Entwurf“) mitgebracht, daß die Vertreter der kleineren Staaten, die jedes Wort von Zentralisierung als Angriff auf die Rechte der kleinen Nationen betrachteten, sofort über ihn als einen Gegner der Demokratie herfielen.

Sie ihrerseits unterbreiteten einen Entwurf, den sogenannten „New-Jersey-Entwurf“, den die Abgesandten der größeren Staaten als Versuch charakterisierten, die bedeutenderen Provinzen zugunsten der schwächeren zu benachteiligen.

Die Krisis war da: die kleinen Staaten schienen die Versammlung zu sprengen. Man sprengte aber nicht Versammlungen, in denen Seine Exzellenz General Washington den Vorsitz führte, und brachte es auch nicht fertig, wenn Dr. Franklin mit seiner Weisheit und Güte die erhitzten Gemüter in seinem Vorzimmer wieder beruhigt hatte. Die Versammlung ging also nicht auseinander, und im September 1787 war die Verfassung der Vereinigten Staaten für die Verhandlungen im Plenum der einzelnen Staaten fertig.

Die Bestätigung erfolgte sehr langsam und oft mit jener Gehässigkeit, die man in der Versammlung selbst mühevoll vermieden hatte.

Allmählich gab ein Staat nach dem andern seine Zustimmung, und sogar Rhode Island, das die Teilnahme an der Versammlung abgelehnt hatte, blieb weiter Teil der Vereinigten Staaten und tat sich nicht als eigener Staat auf.

Die Verfassung, ein Erzeugnis des Geistes, das wie Goethes „Faust“ oder Dantes „Göttliche Komödie“ oder Miltons „Verlorenes Paradies“, von vielen sehr gepriesen und nur von wenigen gelesen wird, ist wirklich eins der bedeutsamsten Dokumente der letzten zweihundert Jahre. Als Ergebnis eines Vergleiches verrät sie wenig hohe Inspiration, aber die in ihr niedergelegten Regierungsregeln haben trotz den gewaltigen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen der letzten hundertvierzig Jahre Gültigkeit behalten.

Am vierten März 1789 trat der erste nach den neuen Vorschriften gewählte Kongreß zusammen. Drei Wochen später wurde Seine Exzellenz General Georg Washington von den Stufen der Bundeshalle unter dem Jubel des ganzen Landes zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika ausgerufen.

Und wieder ein paar Wochen später stand der biedere Ludwig XVI. von Frankreich unbeholfen im Festsaal seines Schlosses zu Versailles und verkündete unter Totenstille den Vertretern seiner treuen Untertanen, wie er das gemeinsame Vaterland vor dem Untergange retten wolle.

Es geht seltsam zu in dieser Welt, und Männer jeder Gesinnung und jedes Standes müssen das Rad der Geschichte drehen.

Adams und Lafayette und Franklin und Washington und Rousseau und Hamilton und Jefferson und wie sie alle heißen treten auf, machen ihre Verbeugung, eilen auf die Bühne, sprechen ihre kleine Rolle und *pht* — steckt sie Klio wieder in ihre alte bekannte Schachtel. Dann richtet die geduldige Gottheit die Bühne für den nächsten Akt her und spielt uns eine Komödie oder auch eine Tragödie vor; wir schauen zu, lachen oder weinen und sind überzeugt, kein anderer hat jemals eine so wundervolle Aufführung gesehen.

KAPITEL XXXI

Herr Alexander Hamilton von der Insel Nevis (B. W. I.)
gibt dem Lande eine gesunde wirtschaftliche
Grundlage, und Seine Hochwohlgeboren
Herr Georg Washington kehrt,
älter und noch ernster, nach Mount Vernon zurück

Die Schöpfer der amerikanischen Verfassung hatten mit allen Kräften nach einem System gestrebt, das einer Wahlmonarchie möglichst ähneln und vor allem verhindern sollte, daß einem Ungeeigneten das höchste Staatsamt übertragen würde.

Weiter sorgten sie dafür, daß dem Volke, das sie in der Theorie liebten, in der Praxis aber verabscheuten und dem sie mißtrauten, kein unmittelbarer Einfluß auf die Wahl der ausführenden Gewalt eingeräumt wurde. Über diese Absicht gaben sie keine feierliche Erklärung ab, sie überließen die Angelegenheit der Geschicklichkeit der gesetzgebenden Körperschaften in den verschiedenen Staaten: diese wurden aufgefordert, Mittel und Wege zu finden, wie die Bürger eine kleinere Zahl von Wahlmännern wählen könnten, ohne daß die ärmeren Klassen den Ausschlag gäben. Diese Wahlmänner, hochangesehene Leute, sollten dann, unbeeinträchtigt durch Anweisungen von Seiten ihrer Wählerschaft, sagen: Nach unserer Ansicht ist Herr Soundso von da und da für das Präsidentenamt am geeignetsten. Deshalb bitten wir ihn, die nächsten vier Jahre unser Präsident zu sein.

Im Jahre 1789 war die Wahl natürlich einstimmig erfolgt.

Die Spatzen hatten den Namen Georg Washington von den Dächern gepfiffen.

Aber ein Mann kann nicht alle Einzelheiten der Verwaltung in einem Staate von fast vier Millionen Einwohnern allein erledigen. Er braucht Gehilfen.

Washington suchte sie sich sehr sorgfältig und klug, unbeeinflußt von persönlichen Neigungen. Da John Adams schon zum Vize-

präsidenten gewählt war, stand er nicht mehr zur Verfügung. Thomas Jefferson aber, der in fast allen Dingen anders urteilte als sein Nachbar aus Fairfax County, mit ihm aber die heiße Liebe zum gemeinsamen Vaterlande teilte, war jetzt aus Frankreich zurück und wurde Staatssekretär, während Alexander Hamilton sich um die von mehreren unfähigen Festlandkongressen überkommene Hinterlassenschaft kümmern sollte, nämlich um die völlig leere Schatzkammer.



Bank

Für diese Aufgabe war Hamilton hervorragend geeignet. Schon als Junge hatte er in Abwesenheit des Prinzipals ein gutgehendes Geschäft so vorzüglich geführt, daß freundliche Leute (nicht Angehörige) auf ihn aufmerksam wurden und ihm die Mittel gaben, die Columbia-Universität in Neuyork zu beziehen. Er war erst kurze Zeit dort, als die Revolution ausbrach, meldete sich als Freiwilliger, erwies sich als tüchtiger und fähiger Soldat, wurde bald Oberstleutnant beim Stabe des Generals Washington und war dann vier Jahre dieses Mannes Geheimsekretär und Generaladjutant.

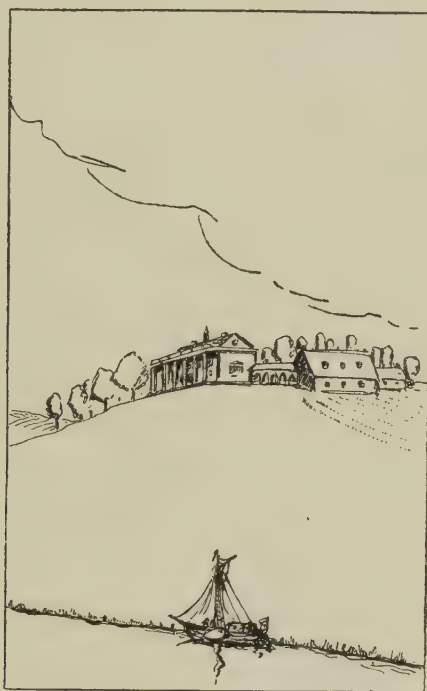
Im Jahre 1780 heiratete er in eine alte holländische Familie im oberen Tale des Staates Neuyork, ließ sich als Rechtsanwalt nieder und rettete die Gesellschaft vor der Anarchie, die den Demokraten reinsten Wassers so am Herzen lag. Hamilton war zu dieser Leistung besonders befähigt, da er, selber Sohn einer Holländerin und eines Schotten, auf der Insel Nevis geboren, sich frei von allem Lokalpatriotismus und in erster Linie als „Amerikaner“ fühlte. Er war in der Welt herumgekommen, sprach fließend Französisch, hatte mehrere Jahre mit internationalen Geschäften zu tun gehabt und wußte, daß aller Handel letzten Endes auf Kredit beruht. Die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften in den verschiedenen Staaten, meistens Farmer und nur mit dem Tauschhandel vertraut, verstanden hiervon nichts, und das Wesen des Geldverkehrs, Tratten und Schecks, galten ihnen immer als etwas Geheimnisvolles, Verdächtiges, eine Erfindung des Satans.

Als Hamilton das Schatzamt übernahm, schuldete das Land einige siebenzig Millionen Dollar, in jenen Tagen ein ungeheurer Betrag. Die allergrößte Schwierigkeit bereiteten die Summen, die amerikanische Bürger zu fordern hatten. Die Besitzer von Schuldverschreibungen brauchten oft Bargeld und verkauften ihre Ansprüche häufig für ein Zehntel oder Zwanzigstel des wirklichen Wertes an Spekulanten. Kaufte die Regierung diese Scheine jetzt zurück, so würden die Spekulanten Millionen verdienen und diejenigen, die aus echter, wahrhafter Vaterlandsliebe ihre Ersparnisse dem Kongreß anvertraut hatten, mittellos dastehen. Es standen sich also auch hier zwei Parteien gegenüber: Hamilton wollte alle Verbindlichkeiten aufnehmen. Jefferson war dagegen. Auch jetzt kam ein Kompromiß zustande. Jefferson gab nach, dafür versprach Hamilton, dem Plan Jeffersons, eine neue Hauptstadt am Potomac zu bauen, Unterstützung.

Hamilton war mit diesem ersten Erfolg noch nicht zufrieden. Er (in solchen Dingen mehr Europäer als Amerikaner) konnte sich sein Land nicht ohne eine Nationalbank denken. Venedig war durch sein Banco di Rialto gediehen. Die britische Regierung hatte sich in Zeiten der Gefahr auf die Bank von England verlassen. Schweden hatte seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts seine Reichsbank.

Im Jahre 1792 bekam Hamilton, die treibende Kraft in Washingtons Kabinett, seine Bank und errichtete sie in Philadelphia mit einem bescheidenen, aber ausreichenden Kapital.

Nun brauchte er auch regelmäßige Einnahmen für die Bundesregierung, um die Aufgaben zu erfüllen, die früher das Parlament Seiner Majestät gelöst hatte. Der Gedanke eines Zolles auf fremde



Mount Vernon

Waren war nicht neu. Der arabische Ursprung des Wortes Tarif (es bedeutet ursprünglich Lagerverzeichnis) wies darauf hin, daß die Einrichtung auf das frühe Mittelalter zurückging.

Fast alle Völker hatten einen Zolltarif.

Hamilton schlug auch einen für die Vereinigten Staaten vor.

Wieder ein Sturm der Entrüstung bei den Landwirten im Süden und Westen. Ein Schutzzoll, so behaupteten Farmer und Pflanzer, würde nur die Fabrikanten im Küstengebiet fördern und sie selbst noch weiter belasten.

Hamilton aber setzte sich durch und belegte auch den Whisky mit einer Steuer; das rief in den abgelegeneren Gegenden Pennsylvaniens, wo die Leute eben vom Rum zum Whisky übergegangen waren, viele Schießereien hervor und eine Unruhe, die Präsident Washington nur mit Hilfe von fünfzehntausend Milizsoldaten unterdrücken konnte.

Und noch einmal brach der alte Streit zwischen Küstenland und Grenzgebiet, zwischen Geldgeber und Geldborger, zwischen Stadt und Land, zwischen Aristokraten und Demokraten in alter Stärke aus; nur hatten sich die beiden Parteien jetzt ein bestimmtes Programm und einen neuen Namen gegeben. Die Anhänger Washingtons, Adams' und Hamiltons — das heißt die Vorkämpfer für eine starke Zentralregierung, in der die Wohlgeborenen, Wohlerzogenen und Wohlhabenden sitzen — hießen Föderalisten. Die auf Thomas Jefferson schworen — denen der Gedanke verhaßt war, die Staaten sollten einen Teil ihrer alten Selbständigkeit an die neu eingerichtete Bundesregierung abgeben —, die an die hohen Tugenden der Niedrigen, Geringen und Enterbten glaubten, hießen Antiföderalisten. Da aber die Föderalisten allgemein in dem Ruf standen, die Rückkehr einer milden Form der Monarchie zu begünstigen, gingen die Antiföderalisten noch einen Schritt weiter und nannten sich Republikaner. Der Streit zwischen beiden Gruppen verbitterte Washington die letzten Jahre seiner Amtszeit.

Beide Seiten führten den Kampf ohne Rücksicht auf die unter Gebildeten üblichen Formen.

Die Leute in den großen Städten, Neuyork, Philadelphia, Boston, Hartford, Charleston, wollten aus den Vereinigten Staaten das führende Wirtschaftsvolk der Welt machen und beschuldigten Jefferson gefährlicher Demagogie, warfen ihm Freidenkertum und Sittenlosigkeit und Mangel an vaterländischer Gesinnung vor.

Und die Leute im Grenzlande, die alle die vermeintlichen Segnungen aus dem Osten haßten, weil sie zu sehr an Europa erinnerten, dem sie glücklich entronnen waren, revanchierten sich kräftig und schmückten Washington und seine Ratgeber mit einer Reihe von Beinamen, die auch unsere zotigsten illustrierten Blätter nur in Gestalt von Gedankenstrichen und Sternchen drucken würden.

Das war alles schon recht schlimm, aber erst ein Anfang.

In Frankreich war die Revolution ausgebrochen, hatte zu Grausamkeiten geführt, daß selbst Edmund Burke, der alte Freund der amerikanischen Kolonisten in England, zum Kreuzzuge gegen jene Ungeheuer aufrief, die sich sogar gegen ihren rechtmäßigen Herrscher empörten und die Welt von jeder Erinnerung an Mittelalter und Feudalismus reinigen wollten. Die Beziehungen zwischen Frankreich und England wurden so gespannt, daß im Jahre 1793 der Konflikt ausbrach.

Nach der Meinung jedes Durchschnittsfranzosen war nun den Vereinigten Staaten ihr Verhalten vorgezeichnet. Zehn Jahre zuvor hatte sich Frankreich begeistert an die Seite des schwer bedrängten amerikanischen Volkes gestellt. Jetzt, da Frankreich ringsum von Feinden bedroht war, würden die Amerikaner Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber nichts dergleichen geschah. Mit einer leichten Bewegung der rechten Hand unterzeichnete Präsident Washington einen Aufruf, durch den allen seinen Mitbürgern strenge Neutralität in dem Konflikte zwischen dem französischen Direktorium und König Georg geboten wurde.

Diese Neutralitätserklärung schien dem natürlich empfindenden Franzosen ein Verstoß gegen alle Gesetze der Ehrenhaftigkeit und des Anstands. Sie war aber Landesgesetz, wie das französische Volk aus den Berichten seines jüngst ernannten diplomatischen Vertreters erfuhr.

Dieser liebenswürdige junge Herr, Edmond Charles Edouard Genêt mit Namen, hoffte in Amerika zu erreichen, was Benjamin Franklin an den Ufern der Seine gelungen war.

Genêt, bedeutend jünger, konnte natürlich nicht auf die gleiche persönliche Wirkung wie der freundliche alte Drucker rechnen. Die Vereinigten Staaten schuldeten Frankreich noch Millionen. Dieses Geld, so hoffte Genêt, würde ihm jetzt zur Verfügung gestellt werden, damit er gegen England und Spanien den Krieg eröffnen und Amerika zur französischen Verpflegungsbasis im Westen machen könne.

Zuerst verlief alles ohne Zwischenfall.

Genêts Reise von seinem Landungsplatz Charleston nach Philadelphia glich einem Triumphzug. Kaum aber hatte er die damalige Hauptstadt betreten, als der Ärger begann.

Die Neutralitätserklärung wurde nicht zurückgezogen und Genêt bedeutet, der heilige Vertrag zwischen seinem Vaterlande und den Vereinigten Staaten bestehe nicht mehr, da er vom Könige von Frankreich unterzeichnet war, den die Franzosen zu enthaupten beliebt hatten.

Die Bitte um Zurückzahlung eines Teiles des noch geschuldeten Geldes schlug Hamilton rundweg ab.

Und im nächsten Jahr sandte die amerikanische Regierung den Oberrichter John Jay nach London mit dem Auftrage, einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag abzuschließen.

Als die europäischen Zeitungen hiervon berichteten, hallten die Pariser Cafés von Schmähungen gegen die verächtliche Republik wider, die wirtschaftlichen Vorteil über Freundschaft stelle, und auch über Amerika ging eine Welle der Empörung. Das Repräsentantenhaus verlangte eine Abschrift der seltsamen Urkunde, die vor einigen Monaten in London ausgefertigt war, mußte sich aber mit dem Bescheide begnügen, für den Abschluß von Verträgen sei das Haus nicht zuständig und der Wortlaut werde der hohen Körperschaft vorgelegt werden, wenn sie über die Mittel zur Ausführung des Vertrages beschließe.

Alle Beruhigungsversuche von Seiten Hamiltons und der übrigen Ratgeber des Präsidenten vermochten die Republikaner nicht zum Schweigen zu bringen.

Im Jahre 1796 mußten Neuwahlen erfolgen. Washington sollte ein drittes Mal Präsident werden, aber er lehnte ab; er war es müde. Er war jetzt vierundsechzig Jahre. In den vergangenen zwanzig Jahren hatte er keinen ruhigen Augenblick gehabt; sie waren erfüllt von Feldzügen, Besprechungen, Versammlungen, Mißverständnissen, Schmähungen.

Ehe er die dem Präsidenten zustehende vierspännige Kutsche seinem Nachfolger überließ, veröffentlichte er eine Art politischen Testaments zum Besten der Nation, die er so liebte und für die er so große Opfer gebracht hatte. Er bat seine Freunde dringend, weniger an den einzelnen Staat, mehr an das gemeinsame Vaterland zu denken.

Nicht bloßer Parteigeist sollte sie in ihren Entscheidungen leiten. Und dann warnte er sie vor den Europäern, denen er immer mißtraut

hatte und von denen er nichts Gutes für sein Vaterland erwartete. „Europa,“ so schrieb er, „hat eine Reihe wichtiger Interessen, die uns gar nichts oder nur sehr wenig angehen. Deshalb muß es häufig in Streitigkeiten geraten, deren Gegenstand für uns völlig bedeutungslos ist. Deshalb wäre es unklug, uns durch künstliche Bande in die Wechselfälle seiner Politik verstricken zu lassen oder bei der Gestaltung seiner freundschaftlichen oder feindlichen Beziehungen mitzuwirken. Und es ist unsere richtige Politik, von dauernden Bündnissen mit irgendeiner Macht des Auslands uns fern zu halten.“

Am vierten März 1797 wurde John Adams auf den Präsidentenstuhl erhoben. Washington nahm an der Feierlichkeit teil. Als sie vorüber war, schritt er hinter dem neuen Präsidenten und Vizepräsidenten aus dem Saal, nahm einen Wagen und fuhr nach Mount Vernon. Zwei Jahre später starb er, ruhig, friedlich und fast so bedachtsam, wie er gelebt hatte.



Washington

KAPITEL XXXII

Seine Exzellenz der Herr Präsident John Adams muß erfahren, daß Revolution und Revolution nicht immer dasselbe sind

Wenn man unter Revolution „die durch die Beherrschten gewaltsam vorgenommene Einsetzung eines neuen Herrschers oder Einführung einer neuen Staatsform“ versteht, dann machten Amerika zwischen 1775 und 1783 und Frankreich zwischen 1789 und 1795 eine ausgewachsene Revolution durch.

Wäre es nicht vernünftig gewesen, wenn die beiden Schwesternrepubliken gute Freunde geworden wären?

Es kam ganz anders.

Die Führer auf beiden Seiten des Ozeans mußten erfahren, daß eine Revolution eine Revolution und doch etwas ganz anderes sein kann. In Amerika hatte die Revolution die Macht im neuen Staate den Grundbesitzern, den Aristokraten, den höheren Schichten überantwortet.

In Frankreich hatte die Revolution die Macht im neuen Staate den Enterbten, den Demokraten, in die Hände gespielt. In Amerika bestand die neue Regierung aus hochangesehenen und vermögenden Bürgern wie Washington, Adams und Hamilton. In Frankreich übernahmen die Verwaltung der völlig besitzlose Sohn eines bankrotten Notars, aus einer halb barbarischen Insel des Mittelmeers gebürtig; ein armer Pionierhauptmann; ein verkrachter Edelmann, der Abenteurer geworden war; und ein paar Politiker ohne besondere gesellschaftliche oder wirtschaftliche Stellung, alle ein bißchen schäbig. Die Revolutionen selbst waren ganz verschieden verlaufen.

Die Amerikaner hatte ein fünftausend Kilometer breiter Wassergraben vor den Feinden geschützt.

Die Franzosen hatten die ihren zu Nachbarn.

Nach den ersten siegreichen Schlachten bekamen die Amerikaner Bewegungsfreiheit. Die Königstreuen, ohne Waffen und Soldaten,



Französische Revolution

flohen nach Neu-Schottland und England und zählten nicht mehr als Gefahrenelement.

In Frankreich hingegen schufen Verschwörungen von seiten der Krone, des Adels, der Geistlichkeit und Bauernschaft einen Zustand furchtbarer Aufregung, in dem das Volk, plötzlich von unvernünftiger Angst gepackt, gräßliche Roheiten beging.

So konnten sich wohl beide Völker rühmen, eine gründliche Hausreinigung vorgenommen zu haben; bei der Arbeit hatten sie aber das Verständnis füreinander verloren.

Die neue amerikanische Regierung war in die Vorderzimmer eines geräumigen, vornehmen Ansiedlerhauses gezogen. Die französischen Gewalthaber, vor Anstrengung und Schlaflosigkeit halbtot, leiteten die Angelegenheiten ihres Volkes von Kellerräumen und Dachkammern in einem alten, zerstörten Königspalaste.

Wenn Herr John Adams und seine vornehme Gemahlin (geborene Abigail Smith) ihr erstes Frühstück durch die Lektüre der Briefe würzten, die Herr Morris, amerikanischer Botschafter in Paris, sandte, und vernahmen, wie die Versuche dieses Herrn, den König und der Königin zur Flucht zu verhelfen, mißlungen, die beiden Majestäten gleich gemeinen Verbrechern von ihren früheren Untertanen behandelt worden waren und eben diese früheren Untertanen in ihren neu-modischen, albernen Beinkleidern, die bis zu den Knöcheln reichten, und ohne Perücke, wohl aber mit langen glitzernden Bajonetten auf den Gewehren jetzt ganz Europa überrannten, die ungeheuerliche Lehre von der allgemeinen Gleichheit predigten, von der auch der unglückselige Herr Jefferson (der es doch besser wissen sollte) beständig schwatzte, und Brüderlichkeit verkündigten — dann schüttelten sie ihr würdiges Haupt und beklagten nur, daß die einst achtbare Nation sich so erniedrigt hatte.

Und als ein wenig später Herr Adams das Präsidentenheim bezogen hatte und entdeckte, daß mehrere Millionen seiner Mitbürger den Mördern und Räubern, jetzt Herrschern in dem armen bedrückten Frankreich, zujubelten, daß republikanische Zeilenschinder die Zeitungen mit langen Auslassungen über die Vorzüge der französischen Verfassung, die Tapferkeit der französischen Soldaten, die Hingebung der französischen Frauen füllten, da war er noch

fester davon überzeugt, das Land stehe vor dem Bürgerkriege und es sei an der Zeit (in der Sprache der Presse), etwas zu unternehmen. Das „Etwas“ konnten weder Präsident noch Räte bezeichnen, der Zufall gab ihnen aber einen Trumpf in die Hand, den sie mit großer Geschicklichkeit ausspielten. Wegen Genêts anmaßenden Auftretens in Amerika und Morris' ausgesprochenen Interesses für die Bourbonen hatten die beiden Länder noch keine diplomatischen Vertreter ernannt. John Adams wußte, wie sehr die Vereinigten Staaten nach ihrem langen, ermüdenden Kampfe um Selbständigkeit der Ruhe bedurften und erklärte sich entschieden gegen jede kriegerische Verwicklung. Deshalb sandte er aus der frohen Stimmung heraus: vorbei ist vorbei drei angesehene Landsleute zur Anbahnung friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen nach Paris. Er versprach sich von ihrem Unternehmen nicht übermäßigen Erfolg, meinte aber, ein, wenn auch nur scheinbar, herzliches Verhältnis, sei für die beiden Länder vorteilhafter, als die gegenwärtige versteckte Feindseligkeit und der heimliche Hader.

Die drei Amerikaner trafen in Paris gerade in dem Augenblick ein, da Frankreich schwer unter dem Verlust seiner Seemacht litt. Dazu verübelte man den Vereinigten Staaten die Nachsicht gegen das Kaperunwesen der Engländer, während nach jeder Beschlagnahme eines amerikanischen Schiffes durch Franzosen sofort empörte Briefe aus Washington in Paris eintrafen.

Die amerikanischen Beauftragten hätten das Verhalten ihrer Regierung den Franzosen durch mancherlei Gründe verständlich machen können, wenn sie in diesem Augenblicke nicht der „haute finance“ ins Garn gegangen wären.

„Hochfinanz“ hat nichts mit dem gewöhnlichen Bankwesen zu tun; sie macht die besten Geschäfte im Kriege. In solchen Zeiten brauchen die Regierungen plötzlich sehr viel Geld. Ganze Geschwader internationaler Schieber landen dann in den Hauptstädten, überfallen die Minister mit sinnlosen Angeboten und umspinnen diese bedauernswerten Beamten mit einem Netzwerk von Intrigen, daß nur die mutigsten und gerissensten sich intakt und sauber herausarbeiten. Die Amerikaner sahen sich von einem Quartett sehr beharrlicher Hochfinanziers verfolgt, die angeblich genau informiert waren und

ihnen — für eine entsprechende Gegenleistung natürlich — von großem Nutzen sein konnten. Die Forderungen der Franzosen gingen aber weit über das hinaus, was die Amerikaner ohne Gefahr politischer Verwicklung mit England gewähren konnten — die Finanzleute sprachen von einer Millionenanleihe — und die Beziehungen wurden abgebrochen.

Bis auf den heutigen Tag sind die Einzelheiten der ganzen finsternen Angelegenheit noch nicht bekannt. Als aber der Schriftwechsel zwischen den Abgesandten und den französischen Vermittlern in Philadelphia eintraf, erblickten die Föderalisten darin eine wunderbare politische Waffe zum Kampfe gegen ihre politischen Feinde. Alle Briefe wurden, allerdings ohne Namensnennung der französischen Schreiber, veröffentlicht, und nun konnten die Republikaner sehen, was für feine Leute ihre Freunde drüben in Europa waren.

Dieser Hieb genügte den Föderalisten noch nicht. Sie schufen im Augenblick der Erregung Gesetze, die das Land vor weiterer Beunruhigung durch die Republikaner schützen sollten. Erstens das sogenannte „Fremdengesetz“; durch dieses wurde die Zeit, während deren jemand in den Vereinigten Staaten wohnen mußte, um das Bürgerrecht zu erwerben, von fünf auf vierzehn Jahre verlängert; es verlieh dem Präsidenten das Recht, jeden „unerwünschten“ Fremden verhaften oder abschieben, und die Bundesbehörden ermächtigte es, jeden Angehörigen eines Landes, mit dem die Vereinigten Staaten im Kriege lagen, festsetzen oder verschicken zu lassen.

Zweitens das bekannte Krawallgesetz oder Gesetz zum Schutz der Republik. Danach wurde mit Gefängnis oder Geld bestraft, wer unwahre, ärgerniserregende oder Schmähschriften gegen die Regierung, den Präsidenten oder den Kongreß veröffentlichte oder zum Widerstande gegen gesetzliche Maßnahmen reizte oder die Pläne einer fremden Macht gegen die Vereinigten Staaten förderte.

Diese Gesetze waren viel zu streng, die ganze Arbeit der letzten sieben Jahre, die die autokratische Macht einer Zentralregierung hatte zerstören sollen, schien durch einen föderalistischen Federstrich vernichtet. Die Beschlüsse der neuen Sternenkammer trugen nicht mehr die Unterschrift Georg Rex, sondern John Adams, Präsident. Sonst hatte sich nichts geändert, und im Widerspruch zur

Verfassung waren die Bürger der Republik jetzt des Rechts der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift beraubt.

Bald machte sich der Ärger des demokratischen Teiles der Nation über die Engherzigkeit, mit der föderalistische Richter die Gesetze anwandten, in einer Agitation Luft, deren Hauptschürer Thomas Jefferson war. Seit seinem Austritt aus Washingtons Kabinett lebte er auf seinem Gute bei Charlottesville in Virginien und hielt sich mit fast römischer Strenge seinem Lieblingsspiel, der Politik, fern. Den schlaun alten Herrn plagte aber der unstillbare Appetit, Briefe zu schreiben, ein Appetit, der für viele Philosophen und Gelehrte im achtzehnten Jahrhundert bezeichnend ist. Er stand in täglichem schriftlichen Gedankenaustausch mit allen hervorragenden Männern unter den Republikanern. Er veranlaßte die „Zuschriften an die Redaktion“ in den republikanischen Zeitungen, und wenn die Führer der Partei sich keinen Rat wußten, luden sie sich zu einem „Wochenende“ nach Monticello ein und besprachen bei einem Glase Portwein (Mount Vernon kredenzte Madeira) Mittel und Wege zum Kampfe gegen die Aristokraten.

Als die gesetzgebenden Körperschaften von Virginia und Kentucky Entschließungen annahmen, durch die das „Krawallgesetz“ null und nichtig erklärt wurde, weil es direkt gegen die Verfassung verstieß, erkannte jeder Jeffersons feine italienische Hand, und nach der Ansicht vieler handelte es sich um einen verzweifelden Versuch der Republikaner, das Land vor dem drohenden Gespenst der Zentralisation zu bewahren.

Inwieweit diese beiden Gesetze und der Streit um ihre Aufhebung die kommenden Wahlen beeinflussen, ist schwer zu sagen.

Im Reiche der Politik scheint es „Saisons“ zu geben wie im Reich der Mode. Lange Röcke folgen auf kurze Röcke, auf eine Regierung der Reichen folgt eine Regierung der Armen. Trotz aller Bemühungen hat noch kein Modehaus, noch kein Staatsmann diesen Lauf der Dinge geändert. In den Wahlen vom Jahre 1800 unterlagen die Föderalisten, und die Republikaner gewannen.

Die besitzenden Klassen prophezeiten Anarchie.

Die Leute im Grenzgebiet brannten zur Feier der Beendigung des plutokratischen Schreckensregiments Freudenfeuer ab.

Und Herr Adams ging wieder nach Boston, während Herr Jefferson seinen Koffer packte und in einem Briefe die Direktoren eines bekannten Boardinghouses in Washington bat, ihm für Anfang März im nächsten Jahre freundlichst ein Zimmer zu reservieren.



Louisiana wird gekauft

KAPITEL XXXIII

Thomas Jefferson, Präsident der Vereinigten Staaten, schließt mit dem Kaiser Napoleon ein wichtiges Grundstücksgeschäft ab

„Kein Gericht“, sagt ein Sprichwort, „wird so heiß gegessen, wie es aufgetragen wird.“ Und keine radikale politische Partei ist, wenn sie zu Macht kommt, so radikal, wie sie in den aufregenden Tagen vor der Wahl sich gebärdete.

Jefferson der Privatmann war gegen jede Einmischung des Staates in die Rechte des Individuums. Jefferson der Präsident erkannte bald, daß sich keine Regierung halten kann, die nicht wirklich „regiert“.

Nun war Jefferson einer der gebildetsten Präsidenten, gründlich vertraut mit der Geschichte, ein guter Kenner des Altertums, ein Philosoph mit humorvollem Verständnis für das amerikanische Volk. Er wußte, daß es viel besser für einen Staat ist, einige feste, aber streng befolgte Gesetze zu besitzen als ein ganzes Aktenbündel Verordnungen und Erlasse, die schon am Tage der Veröffentlichung tote Buchstaben sind. Eine der ersten Maßnahmen Jeffersons nach seinem Amtsantritt war die Aufhebung vieler von den Föderalisten geschaffener Gesetze und die Entlassung föderalistischer Offiziere, soweit sie ohne Störung des politischen und wirtschaftlichen Lebens entbehrlich waren.

Natürlich wurde auch das Krawallgesetz widerrufen, die Marine auf ein Minimum beschränkt, entbehrliche Beamte möglichst anderen Berufen zugeführt. Auf jede Weise sollte das Land seine Schulden tilgen.

Der Präsident sparte sogar an Schuhen, denn er blieb hartnäckig an seinem Ende der Pennsylvaniastraße und ließ die Mitteilungen, die er dem Kongreß zu machen hatte, durch einen Laufjungen überbringen.

Alle diese Maßregeln stellten nur Abbau dar, Jefferson aber besaß zu viel Schaffensdrang, um sich mit einem negativen Programm zu begnügen.

Als er zuletzt den Aufbau begann, stellte sich heraus, daß dieser saloppe, aber gebildete Farmer aus Albemarle County, dieser einfache Hinterwäldler eine Tatsache erfaßt hatte, die bisher alle Staatsmänner bei ihren Regierungsversuchen übersehen hatten: die Tatsache nämlich, daß Besserung der politischen Zustände ohne gehörige Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse absolut wertlos ist.

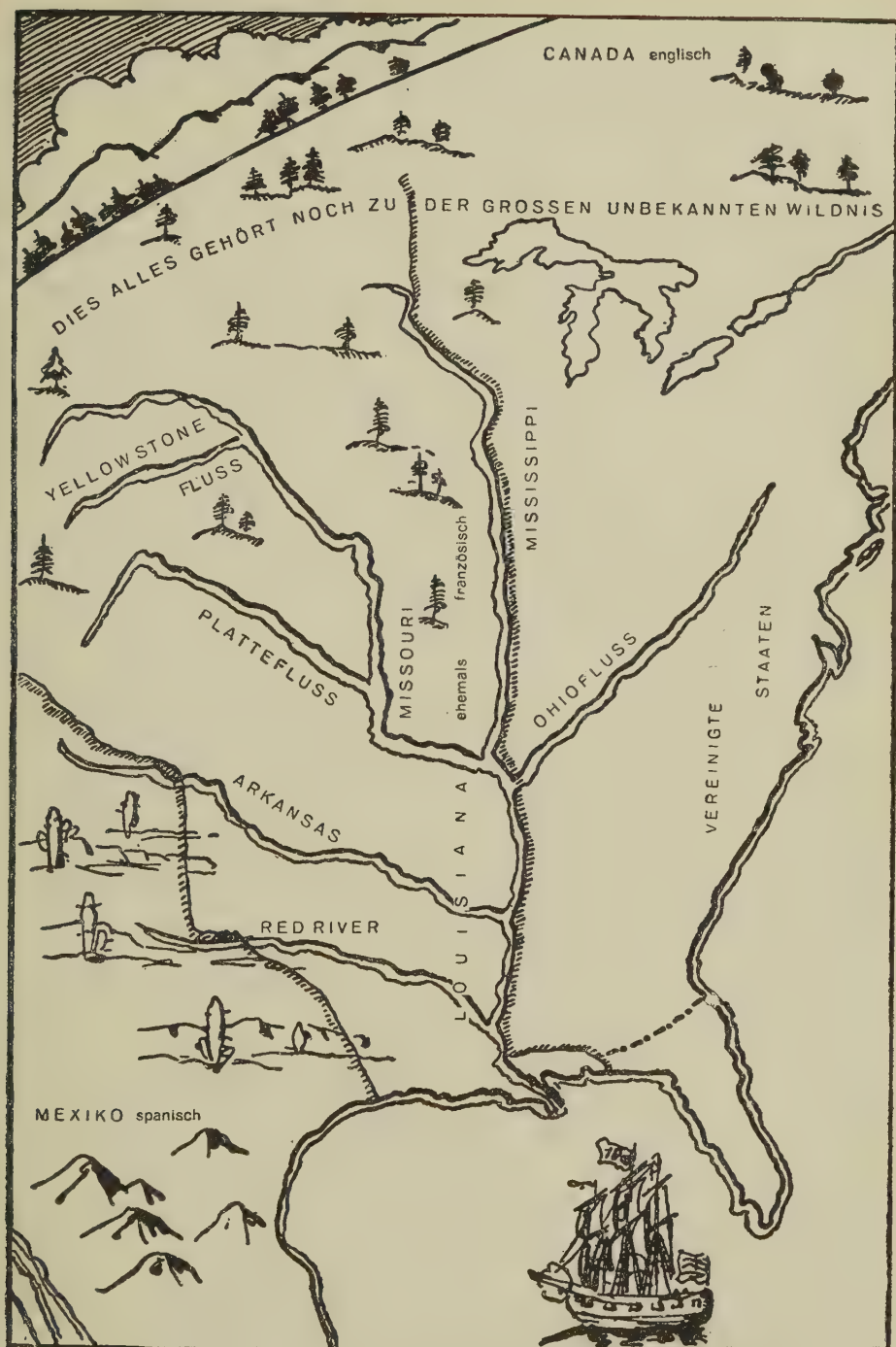
Was Jefferson wußte und als erster in die Praxis umsetzte, war folgendes: wenn ein Volk, das politische Freiheit erlangt hat, den richtigen Genuß des neuerworbenen Gutes haben will, muß die „Produktion“ gesteigert werden, damit für alle, die ehrlich arbeiten wollen, genug vorhanden ist.

Produktion bedeutet harte Arbeit, aber auch größeren Anteil des einfachen Mannes an Lebensbedürfnissen und Behaglichkeiten.

Jefferson liebte das Fabrikwesen nicht und fürchtete, die Industrie würde den Städten ein unnatürliches und gefährliches Übergewicht verleihen. Er glaubte, die Zukunft des Landes liege bei den Farmern, und lenkte alle Bemühungen der republikanischen Partei auf die Besserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse.

Dabei unterstützten ihn äußere Umstände in besonderem Maße. Er hatte immer Glück gehabt. Wäre er ein gläubiger Christ gewesen, dann hätte er sich Dr. Calvins Prädestinationslehre zu eigen gemacht; so aber nahm er die Dinge, wie sie kamen, und fand Erbauung bei Marcus Aurelius und im Don Quichote.

Vor drei Jahren hatte Napoleon durch ein Geheimabkommen mit dem Könige von Spanien die gewaltige französische Kolonie Louisiana wieder beschlagnahmt, die 1762 an Spanien abgetreten worden war. Bei seiner ausgedehnten Übung im Kartenlesen erkannte er gewiß, daß die Stadt New Orleans große strategische Bedeutung besaß als der Finger, mit dem man den großen Mississippi-Trichter zuhalten und den ruhigen Abfluß der Erzeugnisse aus dem westlichen Hinterlande verstopfen konnte. Und derselbe Mann, der ein tausendjähriges Reich vor dem Frühstück beseitigte und die ganze Karte Europas dreimal zwischen Mittag und Abendbrot umgestaltete, ließ mehr als anderthalb Jahre verstreichen, ehe er bestimmte Vorbereitungen für die Besetzung seines neuen Gebietes traf.



Grundstücksverkauf in Louisiana

Inzwischen war natürlich manches über das Geschäft zwischen Paris und Madrid durchgesickert. Rufus King, „persona grata“ am Hofe von St. James, hörte davon und berichtete an Madison, Jeffersons Staatssekretär. Madison meldete es Jefferson, und der Präsident geriet in große Aufregung. Millionen Morgen westlich des Alleghanygebirges waren im Besitze seiner lieben Pioniere. Sie waren bei der Ausfuhr ihres Kornes und ihrer Pelze auf den Mississippi angewiesen. Solange eine so schwache Macht wie Spanien den Schlüssel zu New Orleans besaß, war alles gut. Wenn es hart auf hart ging, konnten die Grenzland-Leute gegen die vernachlässigte Festung marschieren und die Hidalgos hinausjagen. Setzte aber dieser schreckliche Napoleon (der jeden Gegner und jedes Heer besiegte) sich an diesem wertvollen Platze fest, dann war der ganze Westen endgültig abgeschnitten. Die Sache war sehr ernst, die Unterstützung der Föderalisten nicht zu erwarten, denn die glaubten nicht an den Westen. Als echter Demokrat verschmähte Jefferson die Geheimdiplomatie. Die Frage kam ihm aber doch so kitzlig vor, daß er sie lieber etwas verschwiegen behandeln wollte. Er bat deshalb seinen Freund James Monroe (auch aus Westmoreland County in Virginien gebürtig), nach Paris zu gehen und zu sehen, ob die Franzosen, wie alle kriegerischen Völker stets in Geldnot, ihre amerikanischen Interessen vielleicht an ihre Freunde in Washington gegen eine Entschädigung in Gold verkaufen wollten. Monroe übernahm den Auftrag und segelte ab.

Ehe er aber Paris erreichte, war das Geschäft schon getätigt.

Wieder war der rechte Mann am rechten Platze erschienen.

Robert Livingston, amerikanischer Botschafter in Frankreich, war der geborene „Macher“. Er hatte sich schon um den Verkauf von New Orleans und des umliegenden Gebietes an die Vereinigten Staaten bemüht und seine Aussichten auf Erfolg durch das heimlich in Umlauf gesetzte (wenn man das Wort heimlich von den gewöhnlich indiskreten Gesprächen der französischen Salons gebrauchen darf) Gerücht gefördert, es bestehe die Gefahr eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England und des sicheren Verlusts der französischen Kolonien bei einem solchen Zusammenprall.

War es also nicht viel besser, die paar Quadratmeilen Wildnis jetzt gegen Bargeld zu verkaufen, als sie nachher zu verlieren und dann gar nichts für sie zu bekommen? Zufällig war Napoleons Finanzminister der Sohn eines früheren Statthalters von Pennsylvanien und hatte längere Zeit in Amerika gelebt. Dieser, Marbois mit Namen, war gerade auf der Suche nach Geld für den nächsten Krieg. Als er erfuhr, Monroes Schiff sei gesichtet, der amerikanische Bevollmächtigte komme mit einer ganzen Ladung von Goldrollen, stürzte er zu seinem Herren, dem ersten Konsul, und setzte ihm seine



Indianergrab

Pläne auseinander. Am nächsten Tage ließ Napoleon durch seinen Außenminister (keinen andern als den guten M. de Talleyrand, einen der Anonymi in der Enthüllungsschrift des Präsidenten Adams) mit Livingston Verhandlungen über den Verkauf Louisianas eröffnen.

Herr Livingston fragte nach dem Preise für New Orleans. Herr von Talleyrand antwortete mit der Gegenfrage, wieviel Herr Livingston für ganz Louisiana biete. Das war ein etwas überraschendes Angebot selbst für einen so verschmitzten Geschäftsmann wie Livingston. Er bat um Bedenkzeit. Inzwischen traf Monroe mit den letzten

Nachrichten aus Washington in Paris ein. Den ganzen Tag berieten die beiden Amerikaner über ihren nächsten Zug. Zufällig trafen sie beim Speisen Herrn Marbois, der erfreut war, Herrn Monroe kennenzulernen und beide Herren noch am Abend ins Auswärtige Amt bat, da er ihnen etwas Bedeutsames zu sagen habe.

Als sie erschienen, teilte Herr Marbois ihnen mit, nach einer Beratung mit General Bonaparte in St. Cloud sei er ermächtigt, ganz Louisiana für hundert Millionen Franken zu verkaufen. Livingston erwiderte, das sei zu teuer und bot weniger. Nach weiterem Feilschen wurde Louisiana für sechzig Millionen Franken verkauft.

Durch einen glücklichen Zufall verdoppelte Präsident Jefferson das Gebiet seines Landes für sechzehn Pfennig pro Morgen. Kein schlechtes Geschäft, nicht einmal für einen Yankee.

Am zwanzigsten Dezember 1803 wurde die französische Trikolore feierlich in New Orleans niedergeholt.

Im Frühling des nächsten Jahres machten sich Meriwether Lewis und William Clark aus Charlottesville in Virginien, beide gute Kenner der Wildnis, auf eine Forschungsreise durch jenes Land, das damals noch wie in den Tagen des Columbus eine terra incognita war. Sie erforschten den Missouri, gingen über das Felsengebirge und paddelten den Columbiafluß hinab, bis sie nach mehr als zwei Jahren den Stillen Ozean erreichten. Der geringe Verlust an Menschenleben (nur ein Mann von dreiundzwanzig Teilnehmern auf der dreijährigen gefährlichen Reise) beweist die Erfahrung dieser einfachen Leute in ihrem Fache. In Anerkennung der geleisteten Dienste wurde Lewis zum Statthalter von Nord-Louisiana gemacht. Er mußte nun in seinem Amtszimmer sitzen und Unterschriften erteilen, bis er das Leben nicht länger ertragen konnte und in die Jagdgründe seiner indianischen Freunde zog.

Inzwischen erforschte ein anderer Soldat aus Neu-Jersey die Quellen des Mississippi und vermaß zum ersten Male das Land, das noch immer spanischer Besitz war und als Tierra de Ningun Provecho galt. Die Leute aus dem Grenzland lasen nicht viel Märchen, sie brauchten es auch nicht: sie erlebten sie.

Das Mutterland macht Abschiedsbesuch

Die amerikanische Regierung mit Jefferson an der Spitze enthielt sich weise jeder Einmischung in dem großen Kampf, der zwischen Napoleon, nunmehr selbstgekröntem Kaiser der Franzosen, und den kaiserlichen und königlichen Hoheiten aus Ost und West entbrannte. Bald mußte aber die junge Nation erfahren, daß auf unserer kleinen Erde alle Nationen schicksalhaft verbunden sind. Die Vogelstrauß-Politik ließ sich wirksam befolgen, wenn der Konflikt auf ein paar Stämme unter den Buschmännern in der Kalahariwüste sich beschränkt hätte. Ein Krieg, an dem Frankreich, Rußland, Preußen, Österreich, Schweden, England und vierzig kleinere Staaten teilnahmen, wirkte sich von Neuseeland bis Hammerfest und von der Baffins-Bai bis Kapstadt aus.

Neutralitätserklärungen und ähnliche feierliche Kundgebungen waren ebensoviel wert wie ein paar Versicherungspolice bei einem Brande. Die beiden streitenden Gruppen waren scharf hintereinander her; wehe den armen Neutralen!

Die Verhältnisse gestalteten sich dadurch noch verwickelter, daß die Engländer bei Trafalgar die französische Flotte, Napoleon bei Austerlitz aber die Heere der Verbündeten vernichtete. England war Herr zur See und Frankreich Herrscher zu Lande. Keiner konnte an den anderen heran, Napoleon nicht vom festen Land, die Engländer nicht von ihren Schiffen herunter. Deshalb änderten die Kämpfer ihre gegenseitige Vernichtungstechnik nach der beliebten Gewohnheit aller großen Nationen: sie opferten die Rechte der Kleinen.

Im Mai 1806 erklärte England halb Westeuropa in Blockadezustand. Im November desselben Jahres beantwortete Napoleon diese Maßnahme durch einen Erlaß, in dem über die Britischen Inseln die Blockade verhängt wurde.

Nun riefen Frankreich und England laut nach den Erzeugnissen Amerikas und wollten phantastische Preise für Korn und Kriegsmaterial zahlen. Im ganzen dachten die Schmuggler der Vereinigten

Staaten menschlich; in ihrem Unabhängigkeitskrieg hatten sie die Lächerlichkeit von Blockaden erfahren. Aber eine doppelseitige Blockade war ihnen doch etwas Neues, und sie gingen sehr vorsichtig zu Werke. England, das ohne fremde Unterstützung seine Menschen nicht ernähren konnte, schlug einen Vergleich vor: Amerikanische Schiffe durften sogenannte Kontrebandewaren nach Frankreich bringen, wenn sie vorher einen englischen Hafen anlaufen, Zoll bezahlen und einen Passierschein zum Handel mit dem Feinde in Empfang nehmen würden.

„Sehr gut,“ antwortete Napoleon, „dann werde ich jedes Schiff mit solchem Schein als feindliches Fahrzeug ansehen.“

Aufbringen und Beschlagnahme gingen mit recht unbehaglicher Regelmäßigkeit weiter und Millionen Dollar den ehrlichen amerikanischen Kaufleuten und noch mehr Millionen den unehrlichen verloren; und die einen rieten zur Kriegserklärung an England, die andern zum Kampf gegen Frankreich, und dann zogen alle nach Washington und baten den Präsidenten Jefferson: „Bitte, unternehmen Sie etwas!“

Das hatte Jefferson gerade vermeiden wollen. Er liebte den Frieden. Krieg schien ihm eine Absurdität. Ein paar Breitseiten auf tripolitanische Seeräuberschiffe abzugeben, die an Amerikanern Erpressung versuchten, mochte gelegentlich erforderlich sein, aber daß gebildete Nationen das Blut ihrer besten Söhne aus Ruhm oder Gewinnsucht vergossen, der Gedanke allein war hassenswert. Statt Kriegsvorbereitungen zu treffen, vernachlässigte der Präsident die Reste von Heer und Marine in solchem Grade, daß Frankreich und England sich um die Vereinigten Staaten gar nicht mehr kümmerten und die amerikanischen Freunde unbesorgt plünderten, wie wenn sie Bürger eines ganz kleinen Staates wären.

Die Europäer täuschten sich aber über die Wirkung ihres Verhaltens. Jefferson war Philosoph, kein Pazifist. Wenn er sich auch gegen den Krieg sträubte, so ersann er einen höchst originellen Plan, gegen das hochmütige Verhalten vorzugehen, durch dessen Ausführung er beide Parteien auf die Knie gezwungen hätte.

Ganz plötzlich im Jahre 1807 verhängte Amerika seinerseits die Blockade. Jefferson und seine Minister wußten, wie verzweifelt nötig

Frankreich und England amerikanisches Getreide brauchten. Deshalb ordneten sie im Dezember an, alle amerikanischen Schiffe sollten bis auf weiteres in der Heimat bleiben, und schrieben nach London und Paris, kein Wispel amerikanischen Korns und kein Ballen amerikanischer Baumwolle würde nach Europa befördert, bis die beiden Regierungen den amerikanischen Handel unbehelligt ließen. Leider setzte sich Jeffersons Idee einer Hafensperre nicht durch. Die achtbaren Kaufleute waren in kürzester Zeit ruiniert, die andern (die große Mehrzahl) wandten sich dem Schmuggel zu und häuften Millionen auf.

Das Geschrei der großen, einflußreichen Gruppe, die vor das Konkursgericht kam, war so laut und nachhaltig, daß das Embargo-Gesetz aufgehoben und durch ein „Handelsverbot“ ersetzt wurde: es untersagte den Handel mit England und Frankreich, ließ ihn aber mit den „neutralen“ europäischen Staaten zu. Hiermit unternahm Jefferson, aus Unkenntnis der wahren Verhältnisse in Europa, einen falschen Schritt. Diese sogenannten Neutralen waren nur noch dem Namen nach selbständig. Und so ging die Beunruhigung des amerikanischen Handels weiter, und nur mühselig ließ sich die „absolute Neutralität“ aufrechterhalten.

Inzwischen rückte die Zeit heran, daß Herr Jefferson seine Koffer packte und die Hauptstadt verließ. Genau wie Washington war der dritte Präsident froh, den Rest des Lebens bei seinen Hunden und Pferden zu verbringen. Er war jetzt sechsundsechzig Jahre, die letzten vierzig hatte er im Dienste seines Landes verbracht. Seine Freunde wollten ihn ein drittes Mal wählen, er lehnte ab. In Zukunft wollte er Zuschauer sein. Er kehrte nach Monticello zurück, widmete sich dem Aufbau der Universität von Virginien, predigte geruhsam seine Lehre vom gesunden Menschenverstand und von persönlicher Unabhängigkeit und überließ die Staatsangelegenheiten seinem Freunde, James Madison, der schon acht Jahre hindurch Staatssekretär war und deshalb vermutlich die auswärtigen Angelegenheiten besser als sonst jemand kannte.

James Madison war weniger Idealist als seine Vorgänger, und als Staatssekretär hatte er den Glauben an die Güte der Menschen verloren. Er hatte die Kränkungen tobender britischer Gesandter hinnehmen müssen und im nächsten Augenblick Versicherungen

ihrer Freundschaft empfangen, hatte die Unehrllichkeit napoleonischer Staatsmänner entdeckt und viel von ihrer unvergänglichen Bewunderung für den großen Dr. Franklin gehört und wußte, daß die Parteien sich keinen Pfifferling um die Rechte des amerikanischen Handels kümmerten oder ihre Politik der „Schrecklichkeit“ erst angesichts einer ausreichenden Zahl von amerikanischen Kreuzern ändern würden.

Daß bloße Ultimata auf dem Papier nichts erreichten, hatte Madison an dem Tage begriffen, als das britische Schiff *Leopard* die amerikanische Fregatte *Chesapeake* (die eben vom Stapel kam und noch nicht einmal ihre Kanonen in Stellung gebracht hatte) anhielt, einundzwanzig Mann der Besatzung totschoß und verwundete, vier Fahnenflüchtige verhaftete und dann zu dem englischen Geschwader stieß, das neuen Wasservorrat in der Höhe von Norfolk einnahm. Das Vorkommnis wurde natürlich sofort nach London gemeldet, und das Auswärtige Amt sagte Entschuldigung zu. Die Aufgabe, den Amerikanern das Bedauern ihrer englischen Freunde über den unerhörten Bruch der Neutralität, wenn nicht sogar Verletzung der Gastfreundschaft auszusprechen, wurde einem jener hochmütigen Sendlinge übertragen, die seit dem Bestehen der amerikanischen Unabhängigkeit für den Posten in Washington gut genug erschienen und mehr Verstimmung zwischen beiden Ländern verursacht haben, als alle Kohlengruben und Ölquellenbesitzer zusammen, denen gewöhnlich die Schuld an der Rivalität zwischen den beiden Demokratien in die Schuhe geschoben wird.

Weitere vier Jahre dauerten die Reibungen; Indianeraufstände (angeblich von britischen Agenten angezettelt) brachen aus, das widerrechtliche Verfahren der englischen Kriegsmarine, den amerikanischen Schmugglerschiffen die Besatzung abzunehmen, um selbst tüchtiges Matrosenmaterial zu bekommen, griff immer mehr um sich, und all dies führte schließlich zum Ausbruch eines Krieges zwischen dem Mutterlande und seinen früheren Kolonien. Auch in ihm ereignete sich viel, was die betrubte, deren Erinnerung noch bis zu den stolzen Tagen von Saratoga und Yorktown zurückreichte.

Wieder entstanden schreckliche Mißhelligkeiten zwischen den einzelnen Staaten. Die Neu-Engländer, über deren „Söldnergeist“ und

„Mangel an Patriotismus“ schon Washington geklagt hatte, warfen ihren südlichen und westlichen Nachbarn vor, ohne rechte Ursache den Krieg zustande gebracht zu haben, und fünf Neu-England-Staaten arbeiteten einen vollständigen Entwurf für die Gründung eines Neu-England-Bundes aus.

Unter solchen Umständen waren große militärische Erfolge nicht zu erwarten. Zur See erfocht die amerikanische Handelsmarine zwar in einem fast zwölfjährigen ungleichen Kampfe mehrere Siege. Zu Lande folgte ein Unglück dem andern. Die Miliztruppen wollten entweder überhaupt nicht kämpfen oder nicht jenseits ihrer Heimatgrenzen. Wertvolle Festungen (z. B. Detroit 1812) wurden kampfflos übergeben, die amerikanische Hauptstadt der eindringenden britischen Streitmacht überlassen und von ihr zum Teil angezündet; britische Matrosen durften nach Herzenslust im Herzen von Maryland plündern.

Da erhob sich ein Sturm der Unzufriedenheit mit dem Präsidenten, und auch der viel gepriesene Sieg Perrys an den Großen Seen konnte den Zusammenbruch seiner Partei nicht aufhalten.

Daß weitere Demütigungen der amerikanischen Republik erspart blieben, war das Verdienst Europas und trug sich folgendermaßen zu. Die Kriege gegen Napoleon hatten Großbritannien völlig erschöpft. Als nach seiner Niederlage bei Leipzig Napoleon in die Verbannung nach Elba ging, glaubte die britische Regierung, die Hände frei zu haben und wollte mit einem Heere altgedienter Soldaten aus Montreal und Quebec die aufständischen amerikanischen Provinzen wiedererobern. Alles war schon zum Feldzug vorbereitet, da erschien das korsische Ungeheuer wieder auf dem europäischen Festland, und England mußte sein Kontingent zu den Heeren der Verbündeten stellen. Nach dem Siege bei Waterloo und dem Pariser Frieden ergab sich, daß jeder siebente Engländer infolge der langen Kriegszeit der öffentlichen Armenpflege zur Last lag, und die Fortsetzung des Kampfes in Amerika, an dem niemand wirklich interessiert war, erschien sinnlos; außerdem war seit der Verbannung Napoleons nach St. Helena ein großer Teil der englischen Marine überflüssig, und deshalb bestand auch kein Bedürfnis mehr, fremde Matrosen gewaltsam in die Dienste Seiner Majestät zu holen.

Der Zankapfel war damit verschwunden und beiden Ländern weiteres Kämpfen herzlich leid.

Zu jener Zeit war Gent in Flandern das Hauptzentrum diplomatischer Interessen. Es lag nahe am Kanal und nicht zu fern der französischen Grenze, so daß die Sprößlinge der Bourbonen jeder denkbaren Gefahr mit einem Minimum von Besorgnis und einem Maximum von persönlicher Sicherheit entrinnen konnten. Deshalb gingen die amerikanischen Unterhändler nach Gent. Dort unterzeichneten sie nach den üblichen Beratungen und Verzögerungen am vierundzwanzigsten Dezember 1814 einen Vertrag, der alles beim alten ließ. Ehe noch die Nachricht vom Friedensschluß über den Ozean gelangte, wurden die britischen Truppen auf dem Zuge gegen New Orleans von einem General, der Alte-Nuß-Jackson genannt, aufgegriffen und die letzten englischen Truppen aus den Südstaaten verjagt. Dies Ereignis übte auf die Schlußverhandlungen der Genter Bevollmächtigten keinen Einfluß, verlieh aber nach vier Jahren steter Niederlagen dem Lande das Gefühl der Sicherheit und Zuversicht, dessen es sehr bedurfte.

In der augenblicklichen Begeisterung vergaß man der Männer, die das Land durch die gefährliche Periode einer Verwicklung mit Europa geleitet hatten. Der unerwartete Sieger aus dem Tennessee-Gebirge war der Held der Stunde. Dies Verhalten war symbolisch für den Umschwung der Gesinnung, den der Amerikaner in den letzten Kriegsjahren durchgemacht hatte.

Die ältere Generation, als Kolonisten einer europäischen Macht geboren und aufgewachsen, dachten immer in Begriffen des Mutterlandes. Ohne es zu wollen, waren sie Amerikaner geworden, gewisse Umstände hatten sie dazu gezwungen.

Die Männer, die jetzt in die erste Reihe traten, kannten diese Zwiespältigkeit des Treueverhältnisses nicht.

Sie waren in Amerika geboren, hatten eine amerikanische Schule besucht, waren niemals in Europa gewesen und kümmerten sich nicht darum, ob sie je einen Europäer sahen oder nicht.

In den Entwicklungsjahren hatten sie unter der Auswirkung des sinnlosen Kampfes um die Führerschaft in Europa Leid und Entbehrungen ertragen. Alle diese Europäer und ihre Könige und Kaiser

erschieden den jungen Männern hoffnungslos. Da diese Potentaten aber ihren Einfluß über fünftausend Kilometer fühlbar machen konnten, mischte sich die äußere Verachtung mit innerer Furcht, und aus dieser seltsamen Verbindung widerstreitender Empfindungen erwuchs jener trotzige Geist, der jede weitere Beschäftigung mit europäischen Angelegenheiten ablehnte, eine Art frühen amerikanischen Fascismus'.

Nach dem — verheerenden — Abschiedsbesuche des Mutterlandes wurde der Amerikaner ein wirklich freier Bürger.



Erforschung des Nordwestens

KAPITEL XXXV

Präsident James Monroe grüßt die Heilige Allianz, und Simon Bolivar zieht zur Gründung einer neuen Welt aus

Wenige Wochen nach dem Rücktritt des Präsidenten Jefferson im Jahre 1809 besuchte die Vereinigten Staaten ein junger Mann, der auf den melodischen Namen Simon Bolivar hörte. Er stammte aus Caracas in Venezuela, war von Hause aus reich, mit sechsundzwanzig Jahren Witwer und ungemein wißbegierig und interessiert.

Während seiner Studentenzeit in Paris war er Zeuge manchen ruhmreichen und ruhmlosen Ereignisses der Revolution. Nun wollte er mit eignen Augen sehen, wie das von den amerikanischen Empörern entwickelte System funktionierte, um zu wissen, wie er seinem Volke am besten helfen könne, denn aus seinem Geburtsland waren Gerüchte von Unzufriedenheit zu ihm gedrungen.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist etwas verwickelt, aber nicht ohne tieferes Interesse. Sie beweist die Wahrheit der von mir früher aufgestellten Behauptung, daß wir alle Wanderer auf einem winzigen Planeten sind und keiner meinen darf, durch das Leben zu kommen, ohne von dem Schicksal seiner Umgebung beeinflußt zu werden. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Spanien, das Mutterland für den größten Teil von Südamerika, sich eng mit Frankreich verbündet und indirekt die Sache der amerikanischen Freiheit aufs beste gefördert.

Diese Politik hatte ihm die Feindschaft Englands eingetragen, und bei Trafalgar wurde durch die fast völlige Vernichtung der spanischen und französischen Geschwader die Schuld beglichen.

Seitdem war Spanien (abgesehen von der gelegentlichen Fahrt eines Depeschenbootes) von dem direkten Verkehr mit seinen amerikanischen Kolonien abgeschnitten. Entgegen der Hoffnung, die man in England hegte, erklärten die Kolonisten sich aber trotzdem nicht unabhängig. Neu-Spanien war nicht Neu-England. Seine Treue kannte keine Grenzen, und als Napoleon den stupiden Ferdinand VII.

vom Throne stieß, verweigerten die Kolonisten wie ein Mann ihrem neuen Herrscher, einem Bruder Napoleons, die Anerkennung, und anstatt ihrem neuen königlichen Statthalter zu gehorchen (in ihren Augen Vertreter des Thronräubers Joseph Bonaparte) bildeten sie selber mehrere Regierungen in Erwartung des Tages, da Seine Maje



stät aus der Verbannung zurückkehren würde und sie sich wieder stolz seine allergehorsamsten Untertanen nennen könnten. Die Anwesenheit des rechtmäßigen Herrschers von Portugal, der im Jahre 1807 aus seinem europäischen Reiche geflohen, seinen Hof in Rio de Janeiro errichtet und Brasilien zuerst zu einem Königreich,

dann zu einem Kaiserreich erhoben hatte, trug dazu bei, den Südamerikanern ein Selbstgefühl zu verleihen, wie sie es in den alten, öden Tagen der Vizekönige nie empfunden hatten.

Sobald die spanische Krone die Beziehungen zu den südamerikanischen Besitzungen wieder aufnehmen konnte, wollte sie die Zustände der guten alten Zeit erneuern. Doch die Verhältnisse hatten sich geändert, und neue soziale Einflüsse machten sich auch in dieser Gegend der Erde fühlbar. Ich denke an die Frage der Kreolen.

Die Kreolen waren Nachkommen von Weißen, die sich vor vielen Jahren, ja sogar vor Jahrhunderten in den Kolonien niedergelassen hatten. Sie waren selbst Weiße, aber in den Kolonien geboren, und diese Tatsache verlieh ihnen in den Augen der Beamten, die in Europa das Licht der Welt erblickt hatten, eine soziale Minderwertigkeit, von der sie sich niemals befreien konnten. Vor dem Gesetze galten sie genau soviel wie ihre Herren aus Kastilien oder Katalonien. In der Praxis waren sie aber von der Teilnahme an der Verwaltung ihrer Provinzen völlig ausgeschlossen: kurz, sie hatten nur Steuern zu zahlen und durften zusehen und lächeln, wenn ein Statthalter nach dem andern sich auf ihre Kosten bereicherte.

Das behagte ihnen natürlich nicht. Sie waren aber ohne politische Zucht und Organisation, in verschiedene Sippen gespalten, die einander recht herzhaft haßten, und so geschah nichts zur Besserung ihrer Lage, und sie blieben, was die Engländer so hübsch „colonials“ (Leute in den Kolonien) nennen.

Der junge Bolivar gehörte einer solchen Familie an und verkörperte alle Fehler und Tugenden seiner Herkunft. Er war tapfer, großmütig, konnte ungewöhnliche körperliche Strapazen aushalten und am Tage nach einer Niederlage sich wieder zum Kampfe stellen. Es fehlten ihm aber alle Eigenschaften, deren der erfolgreiche Führer einer Empörung bedarf.

Außerdem war er als Angehöriger der Aristokratie seines Bezirks von früh an gewöhnt, über ganze Heere von Halbblut und folgsame kleine Indianer zu gebieten, hatte dadurch eine falsche Einstellung zum Leben gewonnen und zu den Aufgaben des Führers eines Feldheeres. In Nordamerika deckten sich die Interessen der Großgrundbesitzer in Virginien und Kaufleute in Boston wenigstens in gewissem Grade

mit denen der meisten Farmer und Handwerker. In Südamerika waren spanische Beamte, Kreolen, Mischlinge und Eingeborene geschworene Feinde, und die Ideale der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit hatten soviel Aussicht, hier Wurzel zu schlagen, wie Senfsamen in Grönland. Trotz diesen zahlreichen, schweren Hemmnissen erregten Bolivar im Norden und San Martin im Süden eine Bewegung, die nach politischer Selbständigkeit zielte, sich dem



Trapper

ganzen südamerikanischen Festlande mitteilte und die Macht den alten eingesessenen Familien in die Hände legte.

Ungefähr 1811 begannen diese Bestrebungen mit einem Aufstand der Venezuelaner und endeten 1823, als Mexiko das spanische Joch abschüttelte.

In dieser Zeit saß die spanische Regierung natürlich nicht müßig da und wartete, bis die irrenden Kinder zur Mutter zurückkehren würden. Im Gegenteil versuchten die Bourbonen mit allen Kräften, die verlorenen Provinzen wiederzuerobern: die Schiffsverluste in den

napoleonischen Kriegen, die gähnende Leere im Familiengeldschrank und der Aderlaß an Männerkraft durch den scheußlichen Kleinkrieg zwischen Spaniern und Franzosen machten erfolgreiche Unternehmungen unmöglich.

In dem Augenblick, als alles (die Ehre eingeschlossen) verloren schien, kam Hülfe von einem unerwarteten Freunde: der Heiligen Allianz, jenem Bündnisse zwischen den Kaisern von Rußland und Österreich und dem König von Preußen, dem sich noch viele andere Regenten Europas, den Englands ausgenommen, anschlossen. Als die Heilige Allianz hörte, daß die Truppen des Königs von Spanien, aus dem Innern Südamerikas vertrieben, in Küstenfestungen Zuflucht gesucht, ja daß die Untertanen in Spanien Seine Allerkatholischste Majestät selbst aus der Hauptstadt verjagt hatten, meinte sie, solche Störung der göttlichen Weltordnung nicht dulden zu dürfen. Der König von Frankreich sollte über die Pyrenäen ziehen und seinen liebwerten Bruder wieder auf den Thron seiner Väter setzen, dann, so hieß es, würde Seine Französische Majestät dringend gebeten, über den Ozean zu fahren und die aufrührerischen Kolonien von Süd-, Mittel- und Nordamerika wiederzuerobern.

Das sollte aber nur ein Anfang sein.

Die Russen hatten schon im siebzehnten Jahrhundert eine Kolonie in Alaska angelegt und erforschten allmählich die amerikanische Küste des Stillen Ozeans. Genau in der Höhe des Busens von San Francisco, auf den Farallones-Inseln, hatten sie sich niedergelassen und ein kleines Fort in geringer Entfernung vom Goldenen Tor errichtet. Das ganze Gebiet war noch eine Art Niemandsland, wenn auch manche Karten und Atlanten es zu Mexiko rechneten. Genau genommen gingen also die moskowitischen Kolonialexperimente die Regierung in Washington nichts an; als aber der Zar plötzlich für alle fremden Fahrzeuge (die amerikanischen eingeschlossen) eine hundertfünfzig Kilometer breite Bannmeile um seine amerikanischen Besitzungen zog, ging vielen Leuten in Neuyork und Philadelphia der Scherz zu weit, und sie meinten, es handle sich um einen Fall, der zum Lachen oder Kampfe reize — eher zum letzten.

Bald danach berichteten die Zeitungen, das englische Volk teile diese Ansicht. Nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten in Chile und

Peru war England an die Stelle Spaniens als Lieferant für alle Lebensbedürfnisse getreten. Falls das Mutterland die aufrührerischen Staaten, die jetzt ihre hübsche gelbe, grüne und purpurrote Flagge zeigten, wiedereroberte, würde der britische Kaufmann sehr ernste Verluste erleiden. Es lag also ganz einfach im Interesse Großbritanniens, daß jemand ein ernstes Wort mit dem Vater der Heiligen Allianz redete. Aus politischen Gründen hielt man es für besser, die Warnung nicht direkt von London aus zu erteilen. Die Botschaft, die Staatssekretär Georg Channing über den Ozean flüsterte (und so flüsterte, daß sie allenthalben zu vernehmen war) lautete: Vorwärts; alles getan, um Spanien an der Wiedergewinnung seiner früheren Besitzungen zu hindern! Wir werden euch bei diesem Bemühen nach besten Kräften unterstützen.

Infolgedessen (und nach eingehender Beratung mit seinem Kabinett) verkündete James Monroe, Präsident der Vereinigten Staaten, in einem Briefe an den Kongreß vom zweiten Dezember 1823 allen europäischen Nationen, die Zeit für die Jagd auf unzufriedene Untertanen in Amerika sei jetzt vorüber und würde, soweit es in der Macht der Vereinigten Staaten stünde, nie mehr beginnen.

Die Botschaft bedeutete einen kühnen Schritt.

Die Vereinigten Staaten waren nicht in der Lage, dem drastischen Worte „Verboten“ eine Tat folgen zu lassen.

Hätten Frankreich oder Rußland ernstlich die Rechtmäßigkeit dieser Entscheidung durch die Sprache ihrer Kanonen in Frage gezogen, so wäre das Ergebnis sehr zweifelhaft gewesen.

Präsident Monroe besaß aber für sein hohes Amt noch andere Eigenschaften als jene, die er sich als einer der zuverlässigsten Leutnants unter Washington und als der „Oberst House“ unter Jefferson erworben hatte.

Schon früh in seiner Laufbahn hatte er gelernt, wie wirksam eine Schreckmaske sein kann.

KAPITEL XXXVI

Neuer Glaube

In den vierundzwanzig Jahren zwischen der Präsidentschaft des Generals Washington und der des Generals Jackson vollzogen sich in dem Lande grundlegende Wandlungen der Lebens- und Denkweise.

Sie machten sich im Osten nicht sehr fühlbar, beschränkten sich auf den Westen und Süden oder, um die Sprache der modernen Historiker zu sprechen, waren Erzeugnisse des Grenzlandes.

Wenn man das festgestellt hat, folgt das übliche Preislied auf den Unternehmungsgeist der Pioniere und all die andern Vorzüge dieser Leute.

Gewiß waren die Siedler abenteuerdurstig und gastfrei; arbeiteten schwer und hatten ihre eigenen Ansichten vom Leben, ohne sich auch nur einen Pfifferling daran zu kehren, was andere über sie dachten. Diese Eigenschaften sind aber auch für andere Menschen charakteristisch, die ebenfalls in die Wildnis zogen, und doch hat sich in anderen Gegenden aus denselben Eigenschaften nicht jene bestimmte Weltanschauung entwickelt, die man amerikanisch nennt. Woher kommt das?

Ich will eine Vermutung aussprechen, kann mich aber täuschen. Die englischen, russischen, französischen und holländischen „Pioniere“, die nach der unbekannten Wildnis in Indien, Sibirien, Afrika und Borneo zogen, blieben im wesentlichen Engländer, Russen, Franzosen oder Holländer. Sie waren Weiße neben gelben, schwarzen oder dunkelfarbigen Nachbarn. Das Band, das sie (wenn auch noch so lose) mit der Heimat verband, war die Rettungsleine, die sie vor dem Ertrinken in dem Meere der Einsamkeit und Verzweiflung bewahrte, und sie brachten jedes Opfer, um sie in Stand zu halten. Denn wenn sie riß, waren sie verloren und mußten zu Strandräubern entarten. Der amerikanische Pionier hatte eine andere soziale und wirtschaftliche Entwicklung durchgemacht. Sein Leben war wirklich nicht leicht. Die Stubben waren widerspenstig, die Moskitos

gefährlicher als Wölfe, verwünscht viel Steine vom Felde aufzulesen, Rinder und Schafe litten an Krankheiten, die kein Tierarzt heilen konnte. Aber von Einsamkeit — keine Spur. Einsamkeit im herkömmlichen Sinne des Wortes war ihm unbekannt, denn seine Gemeinde gründete sich auf etwas, was die Welt bisher nicht kannte und ich in Ermangelung eines besseren Ausdruckes „organisierte Vereinsamung“ nennen möchte. Der westliche Pionier war unzweifelhaft vereinsamt, abgetrennt von der übrigen Welt. Aber viele tausend Gleichgesinnte hatten sich gleichzeitig in die Vereinsamung begeben und waren über das Appalachen-Gebirge gezogen: die Wüste war nicht mehr öde, und die Wälder verloren den Schrecken ihrer geheimnisvollen Stille.

Nicht mehr von tausend Besorgnissen gequält, meinten diese Pioniere, nun ohne die kulturelle Rettungsleine leben zu können, die sie noch mit der Kultur ihrer Jugend verband. Sie nahmen das Beil, hieben sie durch und sagten: Gut, daß wir die los sind. Und dann arbeiteten sie einen Plan für die Lebensführung aus, die ihren geistigen Bedürfnissen und ihren wirtschaftlichen Zielen genau entsprach, und mit der Zeit wurde dieses erste gemeinschaftliche Programm ungeschriebenes Gesetz für das ungeheure Gebiet, das die Tatkraft und Ausdauer dieses Vortrabs der Kultur dem Willen des Menschen untertan gemacht hatten.

Die Grenzlandmenschen, die Washingtons Mitkämpfer, Jeffersons wackere Gefährten gewesen waren und ihre dreizehn kleinen Kolonien zu einer mächtigen Nation zusammenschweißten, hatten immer noch zu dem Kulturideale der Welt zu gehören gemeint.

Die neuen Pioniere aus den zwanziger und dreißiger Jahren sahen sich in einem anderen Licht. Auch sie wollten gute, treue Bürger sein, gut und treu aber in dem Sinne, den diese Begriffe in einem Lande bewahrten, das sich freiwillig von der Gesamtheit losgelöst hatte und Talgerzen den Öllampen vorzog.

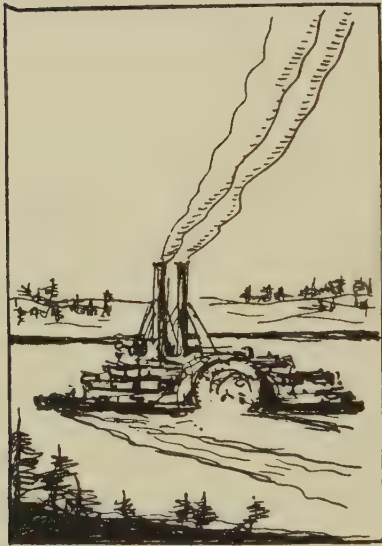
Sie glaubten so fest an die Vorzüge ihres Evangeliums, daß sie eines Tags die frohe Botschaft allen ihren Nachbarn im Norden und Osten bringen wollten.

Keine neue Lehre dringt aber auch nur einen Schritt weiter ohne einen Apostel. Bisher hatten nur kleine Propheten an der Verbreitung

des neuen Glaubens gearbeitet. Der Tag des echten Jeremias der Demokratie war erschienen.

Im Jahre 1824 trat er auf.

Er bewarb sich um das Präsidentenamt und war kein anderer als unser alter Freund Andreas Jackson, der Held von New Orleans.



Flußdampfer

Diktatur

Bei dem ersten Versuch, zur Macht zu gelangen, erreichte Jackson fast sein Ziel; er schoß so nahe daran vorbei, daß die Anhänger des neuen Messias von „schändlicher Schiebung“ redeten.

Schmähungen und Angeberei, die der Niederlage Jacksons im Jahre 1824 folgten, waren um so wirkungsvoller, als im Laufe der vergangenen fünfundzwanzig Jahre die Politik bedrohlich in die Reihe der achtbaren Berufe einrückte.

Die ersten sechs Präsidenten der Vereinigten Staaten waren vornehme, würdige Herren, hatten berühmte Gymnasien und Universitäten besucht und Examina abgelegt, waren in den schönen Wissenschaften bewandert, mit den Umgangsformen in der guten Gesellschaft vertraut, Kämpfer für die alte Gesinnung, die die Republik begründet und die Verfassung geschaffen hatte.

Keiner von ihnen hatte je einen Spaten oder eine Axt in Händen gehabt. Aus persönlichem Geschmack und wegen ihrer wirtschaftlichen Zugehörigkeit hatten einige sich an die Farmer um politische Unterstützung gewandt, andere sich mit den Kaufleuten, Geldmännern und Fabrikanten an der Küste verbündet. Ob Vertreter des aristokratischen oder demokratischen Lebensideals, alle hatte der Wunsch geleitet, erfolgreiche, ehrliche Dienste zu leisten, und sie hatten das hohe Amt, in das sie berufen wurden, als fast königliche Belohnung dafür angesehen (in aller Bescheidenheit sei es ausgesprochen), daß ihre Landsleute in ihnen die geeignetsten Männer sahen, zeitweilig über sie zu herrschen.

Jacksons Eltern waren 1765 von Irland nach Nord-Karolina gezogen. Zwei Jahre später wurde ihr Sohn Andreas geboren, und vierzehn Jahre danach war der Knabe so kräftig, um in die Reihen der Revolutionäre einzutreten; er nahm an einigen Scharmützeln teil und geriet in ein britisches Gefangenenerlager. Die Erinnerung an seine Erlebnisse dort bewahrte Jackson bis an sein Lebensende, und im Leben wie im Sterben war er ein offener, ausgesprochener Feind Großbritanniens.

Inzwischen hatte der junge Mensch beschlossen, der Fronarbeit auf einer Farm in Tennessee den Rücken zu kehren. Unbegrenzter Glaube an die in jedem Kinde schlummernden Fähigkeiten war ein Artikel im Gesetzbuch des neuen Westens. Der junge Andreas verwandte also seine Freistunden zum Rechtsstudium und zur Vorbereitung auf seine politische Laufbahn.

1788 bekam er sein erstes Amt. Er wurde Staatsanwalt für den Westbezirk von Nord-Karolina. Bald danach stieg er zur Würde eines Mitgliedes des Bundeskongresses und Senators der Vereinigten Staaten empor.

In diesen Stellungen zeichnete er sich nun durch seinen Haß gegen alles aus, was an die Zeiten der Monarchie erinnerte, eine Gesinnung, die besonderen Ausdruck in dem heftigen Kampfe gegen die Politik Washingtons fand.

Fern von Washington beteiligte er sich dann an der Schaffung der Verfassung für seine Adoptivheimat — mehrere Jahre lang war er Richter am höchsten Gerichtshof von Tennessee — und galt als einer der kommenden Männer der Republik.

Die friedliche Betätigung auf dem Gebiete der Rechtsprechung und Verwaltung hinderte ihn nicht, ein temperamentvoller Staatsbürger zu sein und zahlreiche Duelle auszufechten. Warum und wie er zu diesen gefährlichen Vergnügungen kam, wissen wir nicht; in einer Gesellschaft, die in eisgekühltem Pfefferminzbranntwein schwamm, konnte ein einziges Wort Streit herbeiführen, und im Jahre 1800 folgten einem Streite unvermeidlich „Pistolen für zwei.“ In den Zweikämpfen schoß Jackson manchmal den Gegner nieder. Bei andern war er nicht so erfolgreich, und eine Wunde aus dem Jahre 1806 setzte ihm bis zum Tode zu.

Dann kam der letzte englische Krieg und der Aufstand der Indianer in Alabama und Georgia. Als Befehlshaber einer kleinen Abteilung Milizsoldaten folgte Jackson den Creeks in die Wildnis und schlug sie in der Schlacht am Hufeisenbogen so entscheidend, daß sie die Sicherheit der südlichen Staaten nie wieder bedrohten.

Der Erfolg in diesem Feldzug brachte ihm ein Kommando bei dem regulären Heere ein. Er blieb im Süden, wo er das Gelände gut kannte, besetzte die Teile Floridas, aus denen die Engländer ihre

Operationsbasis gegen Amerika machen wollten, und rettete New Orleans durch die Niederlage, die er der britischen Abteilung unter Pakenham beibrachte.

Als militärischer Befehlshaber von New Orleans setzte er sich über alle Zivilgesetze hinweg, verjagte einen föderalistisch gesinnten Richter, der sich ihm nicht fügen wollte, und wurde selber in einen Prozeß wegen Nichtachtung gesetzlicher Anordnungen verwickelt, der sich fast dreißig Jahre hinzog. Im Jahre 1818 brach ein regelrechter Krieg zwischen den Seminolen (einem Rest des alten Creekbundes) und den Ansiedlern in Süd-Georgia aus. Die Seminolen wandten den alten Kniff an. Sie entzogen sich der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten durch Übertritt auf spanisches Gebiet. Für Jackson bedeutete eine Grenzlinie auf dem Papier nichts weiter als eine ärgerliche Erinnerung an veraltete Diplomatenkunst. Er setzte den Seminolen über die spanische Grenze nach, bemächtigte sich Floridas (obgleich die Vereinigten Staaten und Spanien im Frieden waren), ließ zwei britische Kaufleute hängen, die er der Unterstützung der Seminolen beim Aufstande beschuldigte, und geriet in unbändige Wut bei der Meldung, sein Einfall in befreundetes Gebiet fände in Washington keine Billigung und mehrere angesehene Bürger des Ostens wollten ihn wegen des „Mordes“ an Arbuthnot und Ambrister vor ein Kriegsgericht gestellt sehen. Bei der ganzen Geschichte kam nichts heraus. Spanien verkaufte Florida für zwanzig Millionen Mark an die Vereinigten Staaten, die Anklagen fielen unter den Tisch oder der Vergessenheit anheim, und Jackson wurde zum Militärgouverneur des neuen Gebietes ernannt, eine Stellung, die ihn wieder in Konflikt mit Gerichtsbehörden und selbständig denkenden Untergebenen brachte.

Den alten Haudegen schlug Tennessee in seiner Hauptversammlung zum Präsidenten vor, und ihn stützten die Stimmen so vieler überzeugter Demokraten, daß er mit neunundneunzig Stimmen gegen vierundachtzig, einundvierzig und siebenunddreißig der anderen Kandidaten an der Spitze stand.

Einem Gemüte, das der Mehrheit das Recht zubilligte, die Minderheit zu beherrschen und gelegentlich auch zu vergewaltigen, schien es unbegreiflich, daß die Präsidentschaft ihm nur wegen eines Para-

graphen in einer papiernen Urkunde vorenthalten blieb. Da aber keiner der Kandidaten die absolute Mehrheit hatte, lag dem Repräsentantenhaus die Entscheidung ob. Sie fiel zu Gunsten von Adams aus. General Jackson nahm seine Niederlage hin, verließ Washington aber in der festen Überzeugung, daß er getäuscht sei und die verhaßten Aristokraten aus dem Osten das einfache Volk wieder einmal betrogen hätten.

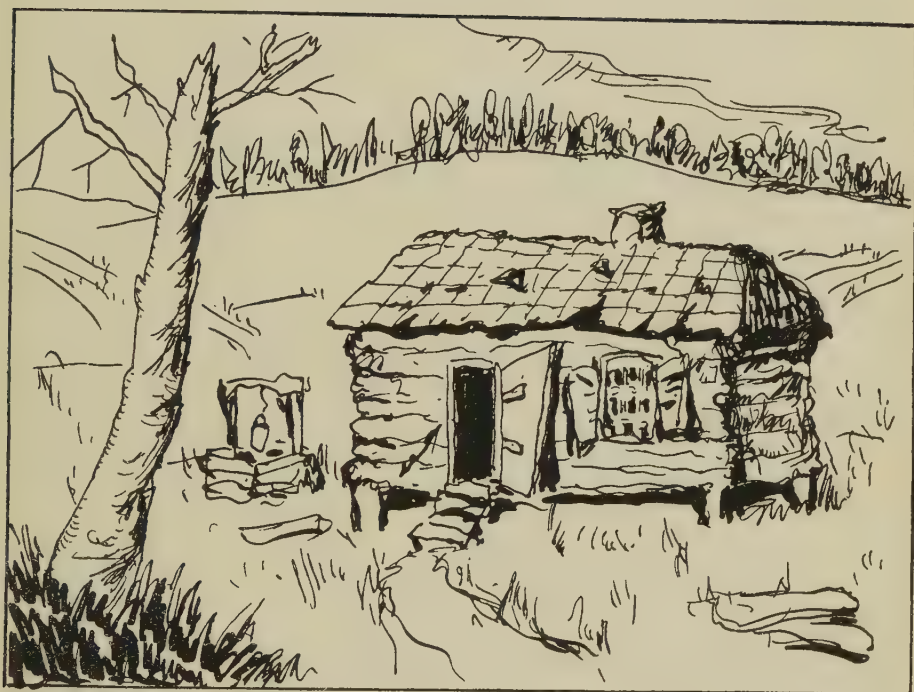
Bei der Wahl im Jahre 1828 erhielt er doppelt soviel Stimmen wie Adams und konnte in Washington als Diktator einziehen. Am vierten März 1829 lauschten über fünftausend Menschen der Eröffnungsrede ihres Führers.

Jackson spielte seine neue Rolle mit der gewöhnlichen Geschmeidigkeit. Die nächsten acht Jahre regierte er das Land nach seinem Willen und den besten Vorbildern antiker und moderner Despoten. Im Grunde war er konservativ. Nicht im neuenglischen Sinne. Sondern konservativ im Geiste jener Grenzland-Männer, die alles, was ihren Bedürfnissen nicht diente, als überflüssige, verächtliche Reste einer alten, verweichlichten Kultur ablehnten und an die Stelle der strengen, festen Regeln einer hochgebildeten Aristokratie die starren Richtlinien einer neuen, unerprobten Demokratie setzen wollten.

Unter Andreas Jackson gewann Washington als Hauptstadt sehr an Bedeutung.

Die Feinde des Kapitalismus kamen nicht auf ihre Rechnung. Der Schutzzoll wurde zwar leicht umgestaltet, aber nicht abgeschafft. Jackson beging schreckliche Irrtümer. Wenn Ärger oder Verdacht sich in ihm regten, ließ er sich zu Handlungen hinreißen, die geradezu verheerend für Wohlstand und Gedeihen des Landes wurden. Zu gleicher Zeit erteilte er aber Amerika und der ganzen Welt eine Lehre in praktischer Politik.

Er zeigte den Menschen der Alten und Neuen Welt, daß eine demokratische Regierung ein großes Reich ebenso erfolgreich leiten konnte wie eine hochentwickelte Aristokratie. Nicht so reibungslos vielleicht oder so würdevoll, aber mit der Bürgerschaft, daß unter ihr das in Selbstachtung und Selbständigkeit angelegte Kapital mehr Glücksgefühl erzeugte als unter irgendeinem andern System.



Verlassene Rodung

KAPITEL XXXVIII

Leichtsinnige Gaukler und unnütze Lautenspieler

Die Renaissance, die den Blick der Menschen von den problematischen Freuden eines sehr problematischen Himmelreiches auf die Glücksmöglichkeiten dieser höchst wirklichen Erde lenkte, hatte ihren Ursprung in Italien. Sie kam dann über die Alpen und brachte jedes Land des alten Kontinents unter den Einfluß ihres neuen Evangeliums von der Göttlichkeit des Menschen.

Vom Kontinent durch Nordsee und Kanal getrennt, verspürte England ihre Wirkung zuletzt. Und als gerade Dichter, Musiker, Dramatiker, Schauspieler und Maler unter der guten Königin Bess ihr schmales Inselchen zu einem Paradies der Fröhlichkeit gestalteten, kamen Dr. Martin Luther und Dr. Johann Calvin daher, schütteten eine ganze Fuhre von klobigen Streitfragen in den fröhlichen Ententeich der neuen Menschlichkeit und verursachten eine Unruhe, die noch heute zu spüren ist. Mit anderen Worten, ehe die Renaissance die britischen Inseln völlig erfaßt hatte, ertränkten sie die gewaltigen Wogen der Reformation, die wieder die unsicheren Freuden im Jenseits an die Stelle des Glückes setzte, das goldene Licht der Sonne zu schauen.

Und eine seltsame Laune der Geschichte: die Schicht, die am wenigsten von den neuen Idealen einer edlen Menschlichkeit ergriffen wurde und später völlig in den Bann der Reformation geriet, bildeten gerade jene Auswanderer nach der Neuen Welt, die unter ihr eigenes Sittengesetz und ihre Regeln guten Geschmacks und Anstandes die ganze Kolonialgemeinschaft des nördlichen Amerika beugten.

Der kalvinistische Geistliche, der das Puritanerreich mit eiserner Rute regierte, hatte Menschen gegenüber, die sich den Künsten widmeten und für ihren Lebensunterhalt nicht in der Fabrik oder im Büro arbeiteten, etwa dieselbe Einstellung wie die Schreckensmänner der französischen Revolution.

Er ließ zwar keine Maler, Bildhauer oder Schriftsteller enthaupten; er brauchte es nicht; denn die armen Teufel ließen sich hier gar nicht

blicken. Im Reiche der Künste brachte Neu-England ebensowenig hervor, wie das alte unfruchtbare Judäa, das den Gründern des neuen Zion in Massachusetts als Ideal vorschwebte.

Eine Ausnahme bilden einige Handwerker. Die biedereren Zimmerleute und Maurer schufen „erstklassige Ware“. Die Architektur



Unnütze Kritzelei

hatte kalvinistische Voreingenommenheit immer gelten lassen: hatte Salomo nicht einen Tempel gebaut, dessen Ruhm bis nach dem entlegenen Abessinien drang? Enthielt das zweite Buch Mosis nicht eine Fülle einzelner Angaben über Pfeiler, Dielen, Türen und Balken?

So ließ man den Holzarbeitern die Zügel etwas lose, und die wenigen Kupfer- und Silberschmiede pflegten die Geschicklichkeit weiter, die ihr Handwerk schon in der alten Welt besonders ausgezeichnet hatte.

Literatur im weiteren Sinne war für Menschen überflüssig, die in der Bibel den höchsten Gipfel der Wortkunst sahen.

Musik wiederum unterhielt zu enge Beziehungen zu den weltlichen Vergnügungen des Theaters und des Tanzsaales, als daß man sie auch nur einen Augenblick geduldet hätte.

Malerei hatte in den einfachen Häusern, denen die meisten Auswanderer entstammten, nie eine Stätte gefunden, und die Geschichten, die sie über das Atelierleben während des langen Aufenthaltes in den Niederlanden gehört hatten, überzeugten sie, daß Pinsel und Palette Erfindungen des Teufels sind und streng gemieden werden mußten, wie Spielkarten und Weihnachtsgeschenke.

Blieb noch die Bühne. Sie ist immer denen verhaßt gewesen, die ihre Seele in unbefleckter Reinheit bewahren wollten. Bei dem bloßen Namen Shakespeare schauderten sie, und die anderen großen elisabethanischen Theaterdichter erwähnten sie überhaupt nicht. Natürlich war ein Leben schwerer Arbeit ohne Berücksichtigung des normalen Sinnes für Schönheit fürchterlich öde. Aber die haarsträubenden Bußpredigten am Sabbatmorgen, wenn bei der anschaulichen Beschreibung der Herrlichkeiten im Jenseits Weiber weinten und Kinder kreischten, gewährten einen Auslaß für die gesamten Empfindungen des Durchschnittsmenschen; während die gelegentliche Orgie einer Hexenjagd mit all den dazugehörigen Rasereien und sadistischen Halluzinationen denen aus der Gemeinde Erleichterung verschaffte, die stärkerer Mittel als der Beschreibung von Sodom und Gomorrha bedurften.

Von ein paar Sammlungen anspruchsloser Psalmen, Fibeln und der unvermeidlichen Auswahl schrecklicher Predigten abgesehen, hat Amerika im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert weniger als nichts zur Kunst beigetragen.

So konnten die Zustände aber nicht bleiben.

Verhältnismäßig leicht hatte sich die Gemeinschaft der Heiligen von allen andersdenkenden Elementen rein halten lassen, solange man

die Quäker einfach aufhing und Schauspieler einlochte. Als die Jugend des Landes aber selbst aufbegehrte, war das vorbei, und die bisherigen Richter über das Gewissen wurden in jenes vernichtende Nachtrabgefecht verwickelt, das noch nicht beendet ist. Gerade als diese Befreiung der Seele erfolgte, wanderte unglücklicherweise der Mittelpunkt der amerikanischen Kultur von Osten nach Westen, und die Pioniere, die freiwillig eine Kultur aufgegeben hatten, die ihrem Drange nach Freiheit und Selbständigkeit nicht Genüge tat, mußten die Künste als unnützes Überbleibsel aus Tagen ansehen, da in der Welt Taugenichtse und hübsche Damen in Samt und Brokat den Ton angaben.

Es dauerte daher Jahre, ehe die, die etwas zu sagen hatten, ihre Gedanken in Büchern oder Zeitschriften niederlegten, und die meisten Schriftsteller dieser Frühzeit waren sich ihrer untergeordneten Stellung in der Gesellschaft zu bewußt, als daß sie einen eigenen Stil entwickelten, und (im Reich der Literatur wenigstens) begnügten sie sich damit, nach Amerika verpflanzte Engländer zu sein. Bisweilen verwoben sie amerikanische Elemente in ihre Romane, schrieben aber, wie wenn eine Trennung vom Mutterlande noch nicht erfolgt sei. Trotz ihrer beständigen Berufung auf reinen, unverfälschten Patriotismus waren sie sich dessen, was sie Amerika verdankten, viel weniger bewußt als der eckige Grenzlandsmann, dessen bewährte Tugenden sie in ihren Geschichten priesen, dessen Anwesenheit in den Städten und gesetzgebenden Körperschaften sie aber mit trüben Ahnungen für die Zukunft erfüllte. In dieser Frühzeit kamen indessen einige vorzügliche Leistungen in Prosa zustande. Die Unabhängigkeitserklärung war unzweifelhaft das Werk eines Mannes, der den Wert der Worte richtig fühlte, und die Herausgeber des *Föderalisten* zeigten, daß sie ihre Sprache nicht nur aus der Fibel für NeuEngländer gelernt hatten.

Diese Urkunden waren allerdings mehr Ausdruck politischer Klugheit als Erzeugnisse des Wunsches, die Schätze der Literatur zu mehren. Erst eine Generation später erteilten Irving, Hawthorne, Cooper, Lowell und Longfellow befriedigende Antwort auf Sydney Smith's wenig schmeichelhafte spöttische Frage: Wer liest ein amerikanisches Buch?

Doch hätte damals ein Mann ohne Vermögen von seinen Einkünften als Schriftsteller nicht leben können. Die Hochachtung, die man Lowell, Irving und Cooper zollte, galt ebenso sehr ihrer hervorragenden sozialen und wirtschaftlichen Stellung als der Bedeutung ihrer Werke. Als ein Künstler ersten Ranges auftrat (ein Mann, einzig an Originalität und künstlerischem Verständnis), genügte die bloße Tatsache, daß Poe ein unbeständiger Charakter, ein „Bohémien“ war, um ihn zu einem so jämmerlichen Leben zu verurteilen, wie es kaum eine erbärmliche talentlose Schreiberseele durchmacht.

Schließlich blieb denen, die ihren Mitbürgern etwas zu sagen hatten, aber keine Bücher schreiben wollten, noch der Weg zur Journalistik offen. Ich denke dabei an jene Zeit, da die Blätter noch der Aufklärung des gesamten Volkes und dem Kampfe gegen die Macht der Unwissenheit und der Vorurteile dienten.

Zuletzt gab es noch ein Mittel, durch das ein junger Mann dem Büro und der Fabrik entrinnen und sich doch schaffend betätigen konnte: den Lehrberuf.

Das gewöhnliche Schulwesen war noch ziemlich unentwickelt, und die Colleges trugen noch den Stempel ihres Ursprungs als Pfarrerbildungsstätten.

Die armen Geschöpfe also, die mit dem Fluch selbständigen Denkens belastet waren, gehörten nicht zu jenen Lehrern, deren Dienste an den Stätten der Gelehrsamkeit begehrt waren, wie Seine Ehrenwürden Dr. Emerson und einige seiner bedeutendsten Zeitgenossen aus eigener bitterer Erfahrung bestätigt hätten.

Ich habe kein erfreuliches Bild von der Lage der Kunst und schönen Wissenschaften in den ersten Jahren der Kolonien und Republik malen können. Für die, die von Dingen träumen, die sich nicht für Geld kaufen lassen: nämlich von edleren Gedanken, als denen ums tägliche Brot, war das Leben grausam und hart. Diese Hemmungen erwiesen sich aber als ein Segen.

Fast alle, die das Geld zu einer Reise über den Ozean erbitten, borgen oder stehlen mußten, flüchteten nach Ländern, wo sie Formen der Kultur kennen lernten, über die sich niemals der tötliche Meltau des Calvinismus gelegt hatte.

Die meisten dieser Selbstverbannten kamen wieder, denn die Heimatliebe in ihnen war stark, und im Kreise der Gläubigen führten sie den Kampf weiter, stritten für das Recht der Freiheit in Gedanke, Wort und Schrift, traten der Tyrannei der geistlichen Hexenjäger entgegen und setzten ihr Bestes daran, die reiche Heimat zur Stätte echter Kultur zu gestalten. Wie zu erwarten war, ernteten die meisten dieser ausgezeichneten Männer und Frauen für ihre selbstlosen Anstrengungen kargen Dank, und die geistige Einsamkeit, in der sie den größten Teil ihres Lebens verbringen mußten, trieb viele dem Wahnsinn der Trunksucht oder des Selbstmordes in die Arme. Ein paar Widerstandsfähigere behaupteten sich. Und sie waren nicht die unbedeutendsten unter den Pionieren.

Gewiß haben sie nie einen Baum gefällt oder einen einzigen Morgen Wald gerodet.

Sie brachten aber Ideen zum Wachsen auf einem Boden, den bisher nur unfruchtbare Blöcke religiöser Vorurteile und sektiererischer Überheblichkeit bedeckten. Und das war keine geringe Leistung.

KAPITEL XXXIX

Präsident Santa Anna von Mexiko
erfährt die Richtigkeit des Gesetzes vom
Horror Vacui der Natur

Wenn das Land A 50000000 Morgen besitzt, für die es keine Verwendung hat, und das Nachbarland B durchaus eines Zuwachses um 50000000 Morgen bedarf, und Land A schwach, Land B aber stark ist, wie lange dauert es, bis Land B die 50000000 Morgen von Land A bekommt?

Die Antwort gibt die Geschichte des mexikanischen Krieges.

Nach einer Revolution reaktionärer Elemente, die das Land unabhängig erklärt hatten und im Jahre 1822 einen jungen Kreolen, Augustin de Iturbide, zum Kaiser machten, ihn aber vor dem üblichen Schicksal mexikanischer Herrscher nicht bewahren konnten, — er wurde schon zwei Jahre später erschossen — blieb das Land selbständig und erbt spanische Besitzungen in Nordamerika, die irgendwo am Karibischen Meer begannen und, keiner wußte genau, wo, zwischen den Ebenen und Gebirgen des fernen Westens endeten. Auch über die Einwohnerzahl bestanden nur Vermutungen.

Auf jeden Fall war hier eine gewaltige Fläche ungemein ergiebigen Landes dem Indianer und Präriewolf überlassen, und gerade gegenüber am andern Ufer des Roten Flusses lag das stürmische, ruhelose Gebiet der neuen Republik, wo der feste Glaube herrschte, jedem Bürger sei der Besitz eines eigenen Grundstückes durch einen Artikel der Verfassung verbürgt. Selbst wenn die mexikanische Regierung ihr Gebiet den Amerikanern sperren wollte, wäre das bei der nur von wenigen Festungen geschützten, unendlich langen Grenze kaum durchführbar gewesen. Die Mexikaner beabsichtigten das auch gar nicht. Im Gegenteil hießen sie die wetterfesten Einwanderer herzlich willkommen und gewährten mächtigen Landbesitz allen Spekulanten, die eine Zahl weißer Siedler zu stellen versprochen. Zwölf Jahre etwa ging alles gut; dann entdeckte die mexikanische Regierung plötzlich, daß sich ein Staat im Staate gebildet hatte.

Ein solcher Zustand führt leicht zu sehr peinlichen, langwierigen diplomatischen Verhandlungen, und General Antonio Lopez de Santa Anna war für eine so schwierige Aufgabe nicht der geeignete Mann. Er verlor den Kopf und griff zu Mitteln, die Flut der amerikanischen Einwanderung abzdämmen, die nur Verstimmung hervorriefen. Alle alten Übertragungen an Grundbesitz wurden für ungültig erklärt, neue Siedler nicht über die Grenze gelassen und die Sklaverei abgeschafft. Darob große Bestürzung unter den Ansiedlern. Da die Farmer nicht recht wußten, was sie nun anfangen sollten, taten sie, was gute Amerikaner in solcher Lage immer tun: sie organisierten sich. Dann faßten sie nach dem Vorbild ihrer Väter eine Reihe von Entschliefungen, gaben eine Unabhängigkeitsklärung ab und riefen Freiwillige auf.

Inzwischen blickten Zehntausende mit gierigen Augen über die Grenze und erwarteten die Zeit, da sie mit ihren Freunden am andern Ufer des Sabinenflusses zusammenkämen. Weitere Hunderttausend hofften, in naher Zukunft nach einem niedlichen Eigenheim in Texas zu ziehen, und zehn Millionen Tabak- und Baumwollpflanzer verfolgten aufmerksam in den Zeitungen die Berichte über das Unternehmen von Jim Bowie und Davie Crockett. Einige Monate später wurden die beiden Helden mit hundert andern Amerikanern kaltblütig von den Truppen Santa Annas ermordet. Das schreckliche Ereignis machte auf die Leute in der Heimat tiefen Eindruck, und laut forderten viele den Rachekrieg.

Ehe aber von Amts wegen etwas geschah, hatten die Grenzland-Leute selbst die schwere Aufgabe gelöst. Unter Sam Houston, ehemaligem Statthalter von Tennessee, einem hervorragenden Mitgliede des Stammes der Tscherokesen, schlugen sie das mexikanische Heer, nahmen Santa Anna gefangen und riefen die selbständige Republik Texas aus. Dann baten sie, als unlösbarer Teil (in Wirklichkeit waren sie es schon, wenn auch der Form nach noch nicht) der Vereinigten Staaten in den Bund aufgenommen zu werden.

Der Süden empfing sie mit offenen Armen, der Norden aber hegte gegen Anschluß noch eines sklavenhaltenden Staates Bedenken und war entschieden gegen die Aufnahme, und die Staaten Neuenglands sträubten sich direkt gegen die Anerkennung des Vertrags, bis 1845

Präsident Tyler schließlich den Beschluß unterschrieb, der Texas zu einem Teil der Union machte.

Damit übernahm natürlich die amerikanische Regierung auch die Erledigung der zahlreichen Streitfragen, die noch zwischen der Republik Mexiko und der früheren Republik Texas schwebten.

Der unerfreuliche Zustand rührte zum Teil von den seltsamen Vorstellungen her, die sich die Menschen des fernen Westens von Gebietsumfang machten. Wenn sie etwas beanspruchten, forderten sie nicht lumpige fünfzig oder fünfhundert Morgen. Nein, fünfzigtausend war das geringste, womit sie rechneten. Und da das Gebiet am Rio Grande zum größten Teil den Meßtisch des Landmessers noch nicht gesehen hatte, ließ sich schwer sagen, was wem warum gehörte. Das diktatorische Verfahren Jacksons und die Befolgung seiner Grundsätze auch durch Präsidenten Van Buren verliehen den Bewohnern der westlichen Staaten ein solches Gefühl der Stärke und Selbständigkeit, daß sie jeden bekämpften, der Amerikaner an der Erfüllung ihrer heiligen Pflicht hinderte, ihrer gesunden Lebensanschauung bis in die äußersten Winkel des Kontinents Geltung zu verschaffen, d. h. in alltägliches Deutsch übertragen, zu nehmen, was sie wollten.

Schließlich führte die Annexion von Texas doch zum Kriege mit Mexiko. Er endete mit dem Siege der Vereinigten Staaten, die gegen ein paar Millionen Dollar von Mexiko einen Landstreifen kauften, der fast so groß wie ganz Louisiana war und vom Rio Grande bis zum Stillen Ozean reichte. Beinahe gleichzeitig erwarb die große Republik auf friedlichem Wege die weit im Westen liegenden Gebiete von Oregon, so daß nach dem Friedensvertrage von Guadalupe Hidalgo die Vereinigten Staaten sich an Größe gegen 1845 verdoppelt hatten und Amerika hinsichtlich des Flächeninhalts zu den bedeutendsten Ländern der Erde gehörte.

Sklaverei und Dampfmaschine

Viele Jahre hindurch zogen die nach den freien Farmen im Westen strebenden Einwanderer dicht an den Flüssen hin und durch die Täler und mieden möglichst, was auch nur entfernt einem Berge ähnelte. Als die Zahl dieser Wanderer aber wuchs, die Straße durch die Täler des Hudson und Mohawk zu lang und umständlich wurde, mußten sie im Anblick der Notwendigkeit einen Pfad übers Gebirge durch Anschalmen bezeichnen und Schluchten erforschen, durch die seit ungezählten Jahrhunderten Indianer aus den östlichen nach den westlichen Jagdgebieten zogen und umgekehrt.

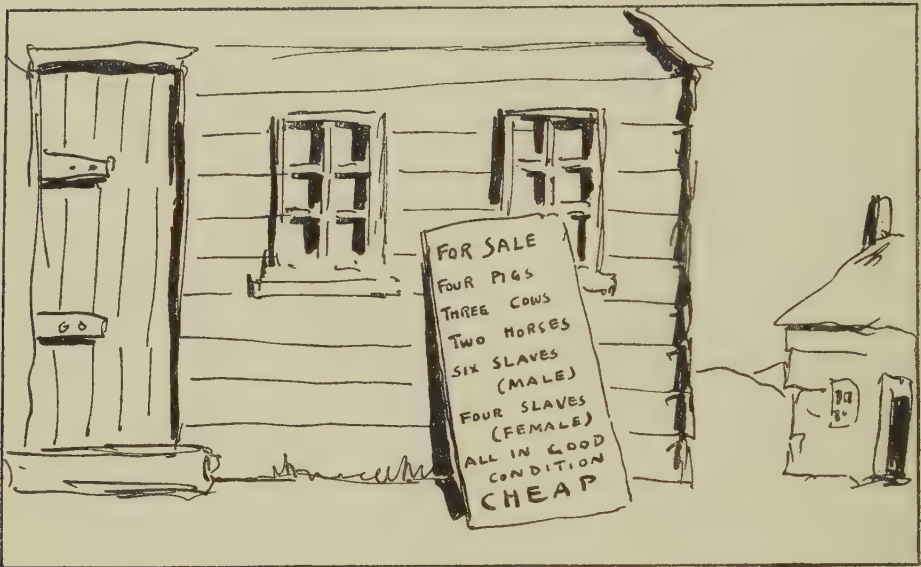
War der Einwanderer, der noch ein paar Dollar sein eigen nannte, erst einmal über die Alleghanies gelangt, dann warf er alle Sorgen hinter sich. Er stieg in eins der breiten Schiffe, die Waren stromabwärts brachten, und trieb friedlich seiner neuen Heimat zu. Mußte er allerdings stromaufwärts ziehen, so war das Pech, denn dann hieß es zu Fuß gehen.

Im Osten des Landes lag das Problem viel einfacher; alle Staaten an der Küste waren von der Kanalwut gepackt und vergeudeten Millionen für neue Wasserwege. Gewöhnlich mied aber der Einwanderer den Osten und strebte in möglichst kurzer Zeit weit westlich über das Appalachegebirge hinaus, und seine Beschwerden fanden erst ein Ende, als James Watt die Dampfmaschine so vervollkommnete, daß sie wirklich praktisch verwendbar wurde. Deshalb muß ich Watt als den Mann preisen, der für die Entwicklung Amerikas mehr geleistet hat als alle Staatsmänner, Generale und Bankiers in der zweiten Hälfte des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

James Watts Entdeckung verwandte dann der geniale Robert Fulton, ein armer Ire in NeuYork, der seine Erfindung eines Unterseeboots Napoleon vergeblich anbot, nach seiner Rückkehr in die neue Welt zum Bau eines Dampfschiffes. Die „Clermont“ (so hieß der erste

Dampfer auf dem Hudson, dessen Rumpf Fulton in Amerika konstruierte, während er die Maschine im englischen Birmingham bestellte), war ein wirtschaftlicher Erfolg, und im Verlauf von noch nicht zwölf Monaten genügte sie nicht mehr für die Fahrgäste, die in der fabelhaft kurzen Zeit von sechsunddreißig Stunden von Neuyork nach Albany reisen wollten.

Es dauerte lange, ehe die Dampfschiffahrt allgemeine Verbreitung fand. Denn in den ersten Jahren waren die großen Gesellschaften



Sklavenhandel

Zu verkaufen: Vier Ferkel, drei Kühe, zwei Pferde, sechs Sklaven (männlich), vier Sklaven (weiblich). Alles in guter Verfassung. Billig!

mehr an der Sicherung von Vorzugsrechten und Fahrtmonopolen interessiert als an der Entwicklung des Verkehrs. Und erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erreichte der Dampfschiffahrtsbetrieb einen angemessenen Umfang.

Inzwischen war noch ein Mittel zur Überwindung der großen Entfernungen erfunden: die Lokomotive und mit ihr die Eisenbahn. Zuerst wurden in Amerika kurze Eisenbahnstrecken gebaut; sie ließen sich auch nur bei Sonnenschein benutzen, weil die damaligen Lokomotiven glitten, sobald die Schienen feucht waren.

Im Jahre 1828 begann man ernstlich mit dem Bau regelrechter Eisenbahnlinien. Am vierten Juli dieses Jahres legte Charles Carroll of Carrollton, der letzte noch lebende Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, den Grundstein zur Eisenbahn zwischen Baltimore und Ohio. Zehn Jahre später hatte das Land etwa 3500 km Eisenbahnstrecken, und zwanzig Jahre später war die Frage des Verkehrs zwischen Ost und West endgültig gelöst.

James Watt hatte triumphiert, und der bescheidenste Einwanderer konnte jetzt mit Behaglichkeit reisen, so daß Kleinmütige, die bisher lieber noch in der östlichen Heimat geblieben waren, frischen Mut schöpften, den steinigten Acker in Neuengland verkauften und die wagemutigeren Verwandten aufsuchten, die schon eine Generation vorher mit einem Bündel auf dem Rücken und einem Gewehr über der Schulter in die Freiheit der Wälder und Steppen gezogen waren. Die Aufgabe, Menschen und Tiere schnell zu befördern, war gelöst, es blieb die andere, ebenso wichtige, Gedanken ohne großen Zeitverlust von einem Ort zum andern zu senden.

Ein Maler (und diesmal ein guter; Fulton war auch Maler, aber ein schlechter) rang mit der Schwierigkeit und überwand sie.

Samuel Morse hatte als Student in Yale elektrische Versuche gemacht, war dann dem Drange des Künstlers folgend nach Europa gegangen, hatte in England und Frankreich studiert und nach seiner Rückkehr in die Heimat die Gründung der Nationalzeichenakademie gefördert. Eine beiläufige Bemerkung, die im Rauchsalon seines Schiffes bei der Rückfahrt fiel, brachte ihn auf den Gedanken, mit Hilfe der Elektrizität Nachrichten augenblicklich zu übermitteln. Er erfand wirklich einen Apparat, der das ausführte; zwölf Jahre aber vergingen, bis er Verständnis für seinen elektrischen „Fernschreiber“ fand. Schließlich gewann er das Interesse eines Drahtfabrikanten in New Jersey mit Namen Vail und die Gunst eines Quäkers aus Newyork, namens Cornell (der die Welt mit der Telegraphenstange und einer Universität beschenkte), und am zweiten September 1837 sandte er durch fast 600 m Kupferdraht eine Nachricht von einem Saale in der Newyorker Universität nach einem andern.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit bewilligte der Kongreß Morse die Mittel zum Bau einer Telegraphenlinie von Washington nach

Baltimore, und 1843 (nur fünf Jahre nach seinem Antrag auf Gewährung des Geldes) überwachte Morse den Bau der ersten elektromagnetischen Telegraphen, die bald danach Philadelphia zu einer Nachbarstadt von San Francisco und London zu einem Vorort von NeuYork machten.

Soviel über den Kampf des jungen Landes zur Überwindung der Entfernungen. Es lag aber noch ein anderer Feind auf der Lauer, ein Bösewicht, der den Menschen verfolgt, seitdem er im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen verdammt ist: der Hunger.

Manche glauben, die Geschichte sei nur ein Bericht über des Menschen Kampf um sein tägliches Brot, und bedauern, daß Unabhängigkeitserklärung und Verfassung so wenig Zeugnis von dem materialistischen Geiste ablegen, der angeblich jede Phase der menschlichen Entwicklung beherrscht. Sie erklären diese Tatsache daraus, daß die amerikanische Revolution im wesentlichen von Reichen hervorgerufen wurde in der Absicht, selber „Eigentum“ zu erwerben und die Regierung der Republik den „Guten und Weisen“ zu sichern. Solche Ansicht ist etwas einseitig und wird den Leuten nicht ganz gerecht, die das Schifflein der dreizehn Staaten durch den Sturm des Unabhängigkeitskrieges steuerten. Es ist wahr, in vielen Staaten wurden nur die Besitzer eines gewissen Vermögens Beamte (von fünf tausend Dollar in Massachusetts bis fünfzigtausend in Südkarolina), und nur Steuerzahler besaßen das Wahlrecht; man kann aber nicht verlangen, daß eine Gesellschaftschicht zugunsten der andern Selbstmord begeht, und da Eigentum seit den Tagen des Nebukadnezar in dieser Welt besteht, wäre es unvernünftig zu erwarten, daß ein paar Pflanzer in Virginien und Kaufleute aus Neu-England mit jenen Tugenden ausgestattet sein sollten, deren sogar Moses, der Schöpfer des amerikanischen Sittengesetzes, ermangelt zu haben scheint.

Leute wie Washington, Hamilton, Adams und Jefferson glaubten, eine feste Regierung sei unmöglich, wenn die, die nichts zu verlieren haben, die gleichen Rechte bekämen wie die, die etwas einsetzen können. Außerdem brauchten die Männer dieser Generation nicht so sehr mit Gewinn und Verlust zu rechnen wie wir heutzutage. Im

Jahre 1780 war das Leben verhältnismäßig einfach und nicht so kompliziert wie 1880 (geschweige denn 1929). Jeder Haushalt war noch eine selbständige wirtschaftliche Einheit; man war sein eigener Schlächter, Bäcker, Lichtzieher. Die Bedürfnisse waren gering und Luxus und Vergnügungen unbekannt.

Die Farmer im Westen schuldeten den Bankiers im Osten gewöhnlich den Kaufpreis für ihr Gehöft und für die Pferde, Kühe, Wagen, die sie bei ihrem Auszug in die Wildnis mitnahmen. Von den ersten Tagen, da es Kolonisten in Amerika gab, bestand eine deutliche soziale Spaltung zwischen Gläubiger- und Schuldnerschicht, und nicht selten bezeichnete man sich gegenseitig mit wenig höflichen Namen. Noch war das Land aber so reich, daß Feld, Wald und Meer Nahrung genug für alle spendeten, und nur wenige junge Männer mußten — nach den Worten Thomas Jeffersons — sich den Launen und Zufällen des Handels aussetzen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Allmählich füllte sich das Land, und die überzählige Bevölkerung mußte sich den Mitbürgern verdingen, die aus eigenen Mitteln sich eins oder zwei von den kostspieligen Werkzeugen leisten konnten, die in dem neuen Zeitalter der Dampfkraft unter dem Namen „Fabriken“ liefen, und bei den Massen so beliebt waren, wie eine Handgranate in einem eben gebauten Unterstand.

Hier begann jener seltsame *circulus vitiosus*, der bald die ganze Welt umspannte und den Philosophen der letzten hundert Jahre viel Kopfzerbrechen bereitet hat.

Mit den neuen, verzwickten Werkzeugen (gewöhnlich Fabriken genannt) ließ sich ungeheuerliches Geld verdienen. Menschen, die bisher in fast vorsintflutlicher Einfachheit gelebt hatten (ein Holzhaus mit steinernem Kamine, Kleider, Lebensmittel und ganz wenige primitive Möbel hatten sie), konnten sich nun leisten, was in alter Zeit nur Haus und Tafel üppiger Fürsten geschmückt hatte. Bald nahmen sie diesen ungewöhnlichen Luxus als selbstverständlich hin und beanspruchten mehr. Je mehr sie bekamen, um so schwerer mußten sie arbeiten, und um so zahlreicher wurden Fabriken und Werkstätten zur Befriedigung der immer wachsenden Ansprüche. Inzwischen mußten die wenigen Reichen, die Besitzer der modernen

Werkzeuge, der Fabriken, um ihre Arbeiter das ganze Jahr hindurch zu beschäftigen und ihnen beständigen Verdienst zu sichern, nach neuen Märkten, günstigen Absatzgebieten in China, dem übrigen Asien und Afrika Ausschau halten und durch geschickte Kunstgriffe ihre besonderen Fabrikationszweig selbst vor zeitweiligem Verlust bewahren.

Der schnelle Übergang vom einfachen Agrarwesen des Mittelalters, das noch zehn Jahre nach Gründung der Republik vorherrschte, zu der höchst verwickelten internationalen Wirtschaft, die sich nun schnell über den ganzen Erdball verbreitete, rief bei allen Völkern eine gewaltige Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten hervor. Im Norden und Westen, wo die Gesellschaft fast nur aus Weißen bestand, zum größten Teil Farmern, vollzog sich die Umgestaltung ohne große Aufregung langsam und schrittweise; man nahm sie als unvermeidlich hin. Natürlich bildeten sich auch Reibungsflächen, selten aber kam es zur Entzündung, und die Kultur, zu deren unlöslichem Bestandteil sie wurde, blieb erhalten.

Das gleiche läßt sich aber nicht vom Süden sagen, wo die führenden Männer mit allen Kräften jede Mechanisierung zu verhindern und so den bösen Wirkungen des gefürchteten Fabriksystems zu entrinnen strebten. Der Süden blieb beim Ackerbau, und nach dem Wunsche der Großgrundbesitzer, die in den gesetzgebenden Körperschaften von Virginien, Tennessee, Kentucky und den Karolinas in der Mehrzahl waren, sollte es so bleiben. Die Yankees mochten sich die Luft durch qualmende Maschinen verrußen. Sie wollten ihr Herrenleben weiter führen und, hier und da eine Schnapsbrennerei ausgenommen, auch nicht den Schein des ungehörigen Fabriksummels auf ihren Stammgütern dulden.

Aber ach, ein Herrenleben kostet Geld, und da alles teurer wurde (Streiks brachen aus, die Löhne und die Preise für Rohstoffe stiegen), brauchten die Herren Grundbesitzer jetzt viel mehr bar Geld als früher, mußten also mehr Baumwolle und Tabak pflanzen, brauchten also mehr Arbeitskräfte auf ihren Besitzungen, also mehr Sklaven.

Wieder sollte ein *circulus vitiosus*, aus dem niemand herausfand, das Schicksal einer Nation entscheiden. Es war diesmal ein recht bunter *circulus vitiosus*, teils weiß, teils schwarz, teils braun.

Die Bürger der nördlichen Bezirke der Vereinigten Staaten dürfen nicht in moralischer Entrüstung die Hände über die schrecklichen Menschen des Südens ringen, die Sklaven hielten, denn Sklaverei hat immer bestanden, manchmal führte die Einrichtung nur einen andern Namen.

Die freundliche Magd in den „Zehn Geboten“ war in der Tat Sklavin. Vor Troja stritten sich hervorragende Griechen um den Besitz einer besonders begehrenswerten Sklavin. Paulus betrachtete die Sklaverei als notwendig. Die Magna Charta anerkannte die Leibeigenschaft. Allmählich wurde im westlichen Europa und östlichen Amerika diese Einrichtung abgeschafft, weil die Welt kirchlicher Auffassung weniger Bedeutung beimaß, als den Ideen Christi selbst, und weil sie sich nicht mehr lohnte.

So bestand eine Wirtschaftsform, sonst überall ein Anachronismus, in den Staaten südlich der Mason-Dixon-Linie weiter und ließ sich absolut nicht zerbrechen.

Aber, so wird man einwenden, begriffen denn die Regierenden im Süden nicht die Gefahr, die sie durch ihren Starrsinn heraufbeschworen? Wußten sie nicht, daß die Sklaverei seit Jahrhunderten von allen anständigen Menschen verurteilt worden war und im Laufe der Zeit ihren Wohlstand vernichten würde?

Natürlich wußten sie das!

Genau wie ihre Freunde im Norden die Fabriken um jeden Preis in Gang halten mußten, um ihre Konkurrenten zu überbieten und für ihre Arbeiter Beschäftigung zu schaffen, oder sonst bankrott gingen, so sahen sich die Pflanzer beständig gezwungen, recht ertragreiche Ernten zu erzielen, um passende Verwendung für ihre Sklaven möglichst lange im Jahre zu finden, d. h. sie mußten Baumwolle und Tabak bauen und mehr Baumwolle und mehr Tabak und immer mehr, bis schließlich Überproduktion sich ergab.

Dann kamen sie auf den Gedanken, auch anderes zu pflanzen. Reis, Korn, Zuckerrüben und der Himmel weiß was, und sie gingen zu den Bankiers, die das nötige Geld hatten, um die Frühlingsbestellung zu finanzieren, verhandelten über den Zinsfuß und baten um eine Anleihe.

Die Bankiers aber lehnten ab, denn sie sahen im Anbau von neuen Erzeugnissen ein unsicheres Experiment, bei dessen unglücklichem

Ausgang sie ihr Kapital zu verlieren fürchteten. Deshalb mußten die Pflanzer bei Baumwolle und Tabak bleiben, und viel davon bauen, um ihre unseligen Sklaven zu beschäftigen, die nicht müßig gehen durften, — denn müßige Sklaven (im Gegensatz zu gut funktionierenden Maschinen) verlangten Essen, Kleidung und Unterkunft.

Das waren wirklich niederschmetternde Verhältnisse, und sie waren um so schlimmer, als der Norden von diesen Zuständen nicht das geringste wußte. Die wohlhabenden Familien in Virginien und Karolina sandten ihre Söhne zur Erziehung gewöhnlich nach Harvard, Yale oder Princeton. Wenige Neuengländer waren aber jemals über die Linie hinausgelangt, die Charles Mason und Jeremias Dixon, die englischen Astronomen, als Grenze zwischen den Besitzungen des Hauses von Penn und des Hauses von Baltimore bezeichnet hatten, und die jetzt als Trennungslinie zwischen Sklavenstaaten und Freistaaten galt.

Was sie an Nachrichten erhielten, war oft ungenau. Dann folgten Anklageartikel in den Zeitungen und Zeitschriften von Charleston und Springfield, und eines schönen Tages wurde die ganze Frage in das ergötzliche Reich der Literatur gezerzt, und eine wohlmeinende, aber puritanisch völlig voreingenommene Frau zeichnete ein so ungeheuerliches Bild von den Verhältnissen in den Sklavenstaaten, daß der ganze Norden zum Kriege bereit schien, um die feige Sippschaft von Simon Legrees und anderen Sklavenjägern auszurotten. In ihrem hitzigen Eintreten für Gerechtigkeit und Billigkeit übersahen die Leute aus dem Norden aber eins: die Sklaven haltenden Südstaatler waren selbst Sklaven des Systems, das ihnen Sklaven aufzwang. Wenn nun die Verhältnisse so hoffnungslos verworren sind, daß niemand mehr einen Ausweg findet, scheint es nur eine Lösung zu geben.

In künftigen Zeiten, wenn wir in sehr viele wichtige Tatsachen viel genauere Einsicht haben als heute, können wir solche Übel vielleicht friedlich durch Vernunft und Verstand heilen.

Heute scheint für solche Leiden der Menschen (des einzelnen oder einer Vielheit) nur ein Heilverfahren zu bestehen. Kommt es für einen von uns in Anwendung, nennen wir es Operation; muß eine ganze Nation es gebrauchen, führt es den schrecklichen Namen Krieg.

Ein lästiger Vertrag

Der Unterschied zwischen der Geschichte der Vereinigten Staaten und der anderer Länder liegt in dem Einfluß, den die Kunst der Rede auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung Amerikas ausgeübt hat.

Republiken waren nichts Neues, als die Amerikaner mit der ihren auf den Plan traten. Die Regierung durch Volksvertreter an Stelle einer reinen Demokratie hatte es bereits im alten Rom gegeben. Und Bundesrepubliken konnten schon fast auf ein Jahrtausend zurückblicken, als die Abgesandten der dreizehn kleinen selbständigen Staaten ein Schutz- und Trutzbündnis eingingen.

Wenn man von den kurzlebigen kleinen griechischen Republiken absieht, hatten die Völker aber niemals der Beredsamkeit die geringste Beachtung geschenkt. Vielmehr hatten sie Hamlets bekannte Abneigung geteilt und waren gewöhnlich gegen Menschen, die durch „Worte, Worte, Worte“ Schwierigkeiten aus der Welt schaffen wollten.

Jene einseitige Entwicklung Amerikas hat einen triftigen Grund. Schon vor zweitausend Jahren waren die alten Juden als Schriftsteller hoch berühmt, weil Schrifttum die einzige Kunstform war, in der sie sich mitteilen konnten. Gewiß hatte David Musik gepflegt und Harfe gespielt. Aber dies klimpernde dreisaitige Instrument sprach nicht zu Menschen von schöpferischer Kraft, und da das zweite Gebot den Juden bildende Kunst jeder Art untersagte, blieb ihnen als einziges Gebiet künstlerischer Betätigung nur das des geschriebenen Wortes.

Die Puritaner, im Anfang Beherrscher der Kultur in Amerika, hatten sich erfolgreich in die Rolle der geistlichen Nachfolger der alten Hebräer hineingefunden. Sie lebten, aßen, tranken, haßten, pflügten, ernteten, herrschten über Weib und Kind und behandelten ihre eingeborenen Mitmenschen nach den Vorbildern im ersten Buch Mosis und im Buch der Richter.

Daher die völlige tiefe Verachtung vor edleren Gemütsregungen, weil sie heidnischen Ursprungs verdächtig waren. Daher das allmächtige Mißtrauen gegen Maler, Schauspieler, Musiker und jene überflüssigen Menschen, die nur auf Mehrung äußerer Schönheit und inneren Glückes in unserem irdischen Leben bedacht waren. Die Rednerkunst allein machte eine Ausnahme. Erstens war sie echt hebräischen Ursprungs und deshalb über jeden Vorwurf erhaben und zweitens in den Händen der Geistlichkeit eine mächtige Waffe zur Beherrschung der großen Masse.

Man nehme einer Gemeinde den Trost, den Bach und Händel spenden, und die hungernden Seelen werden bald an den wortreichen Reden über Hölle und Verdammnis sich laben, die ihnen in der Jugend bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gehalten wurden. Die Rednerkunst war deshalb bei den amerikanischen Kolonisten immer als Ausdrucksmittel innerer Erregtheit beliebt, begleitete sie auf ihrem Zuge nach dem Westen in die Wildnis, und als sie unabhängig geworden waren, löste den theologischen Worddrehsler der politische Schwaffer ab. Und während sonst alle älteren Republiken mit ganz geringem Aufwand von Worten geleitet wurden, Venedig, Island, Holland und die Schweiz sich und die Kolonien ohne patriotische Beredsamkeit regierten, feierte der neue amerikanische Freistaat jedes noch so unbedeutende Ereignis durch Abbrennen eines glänzenden Feuerwerkes von Worten.

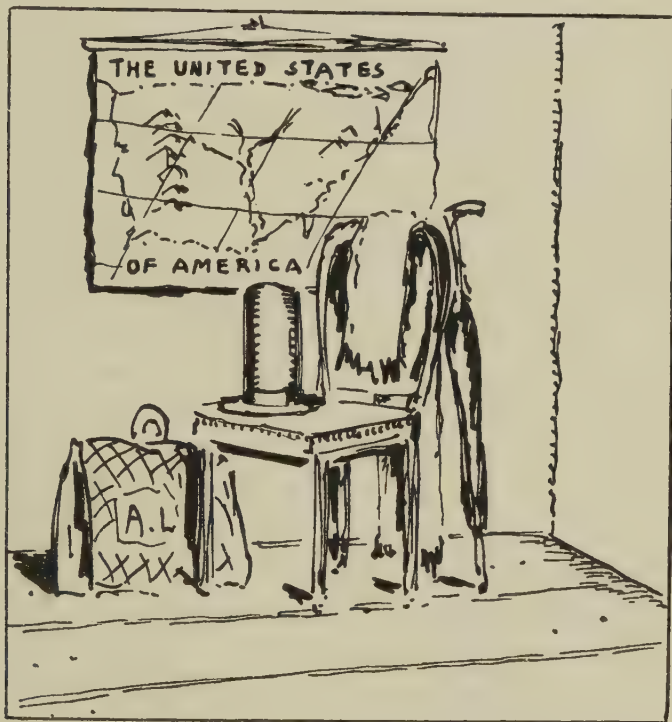
Die Gründerväter wie alle Aristokraten waren von diesen rednerischen Ergüssen wenig berührt worden. Geduldig hörten sie zu (weil es klug war, dem aufgeregten Kollegen aus dem Hinterlande geduldig zuzuhören), wenn sie sich aber wirklich unter sich fühlten (z. B. bei der Ausarbeitung der Unabhängigkeitserklärung oder der Verfassung), zerbrachen sie sich über beredte Darstellung wenig den Kopf und hielten sich an Tatsachen.

Als jedoch Pflanzung und Forst über die Stadt triumphierte und die Vereinigten Staaten eine reine Demokratie wurden (ein Unheil, das die Gründer besonders gefürchtet und gegen dessen Eintreten sie alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten), wuchsen die rauschenden Bäche bitterer Worte zu brausenden Strömen und drohten oft durch ihre Gewalt den kleinen Nachen umzuwerfen, den

Washington, Jefferson, Franklin und Adams so mühselig auf dem ungestümen Ozean internationaler Politik gesteuert hatten.

Jetzt entstand jene seltsame Wahnidee, die während der Diktatur Jacksons so gefährlich an Anhängern gewann, die von Millionen geteilte Überzeugung, Redegabe allein befähige schon zur Leitung des Staates.

Die Alten aus der Zeit der Revolution traten schnell von der



Der Rechtsanwalt aus Illinois

Bühne ab. Ihre Kinder mit guter Erziehung und sorgfältiger, philosophischer Bildung wollten von derselben hohen Warte aus wie die Eltern die Geschäfte leiten. Die Republik wünschte aber ernst nachdenkliche Männer nicht mehr. Augenfällige Begabung und jahrelange Vorbereitung, Beweismittel für jene seltsame Eigenschaft, die man „Geistigkeit“ nennt, verhiessen dem Bewerber Mißerfolg.

Die Aristokratie, die in den ersten dreißig Jahren die Republik leitete, hatte viele Fehler. Die steifnackigen, vornehmen Herren waren völlig blind gegen die Vorzüge Ärmerer, die sich aus der Masse emporgearbeitet hatten, errichteten in ihrer Scheu vor der Demokratie willkürliche Wälle zum Schutze der Interessen ihrer Schicht und kümmerten sich schmähsch wenig um das Wohlergehen der Gesamtheit.

Sie waren aber meistens von hohem Pflichtbewußtsein erfüllt; ihre Lauterkeit war (sehr wenige ausgenommen) über jeden Vorwurf erhaben. Die Tyrannei religiöser Enge hatten sie abgeschüttelt. Sie traten in viel größerem Maße für Duldsamkeit ein, als viele Mitbürger für erträglich hielten, und bei tiefem Mißtrauen gegen schön klingende Redensarten sagten sie lieber wenig und handelten. Die neuen politischen Führer stammten sozial und geographisch aus einer anderen Welt. Sie merkten bald: wenn sie an die Eitelkeit derer appellierten, die sich stolz das „einfache“ Volk nannten und Schmeichelei ebenso nötig wie frische Luft brauchten, ließ sich aus der Politik ein einträgliches Geschäft machen und gleichzeitig der Ruhm gewinnen, Retter des Landes zu sein.

Diese ganze Darstellung soll bloß als Erklärung für die — keineswegs originale — Bemerkung dienen, daß die Zeit von der Wahl Andreas Jacksons bis zu der Abraham Lincolns nicht als eine glückliche in der amerikanischen Geschichte zu bezeichnen ist.

Leider geriet der gesunde Rat des ersten Präsidenten, sich jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten zu enthalten, völlig in Vergessenheit. Die Männer der neuen Schule begriffen, welchen Wert die Allgegenwart des amerikanischen Adlers als Faktor nationaler Politik hatte, und ihre Reizmittel brachten das Tier zum Kreischen, bis es in einem Anfall von Adlerhysterie auf jeden und alles mit Schnabel und Klauen loshackte und sich selber schweren Schaden zufügte.

In den zwanzig Jahren nach der Wahl Van Burens (gleichsam Jacksons Freitag und Erbe) gerieten die Vereinigten Staaten mindestens einmal im Jahre mit anderen Mächten zusammen.

Die Monroedoktrin sollte die Forderung erhoben haben: „Amerika nur den Amerikanern“, indem sie nachdrücklich betonte, daß die

Vereinigten Staaten in die Verwaltung keiner Kolonie des Kontinents sich jetzt oder später einzumischen gedächten und in Frieden und Freundschaft mit allen Nachbarn zu leben wünschten.

Aber diese Einstellung: Leben und leben lassen! war denen zu zurückhaltend, die in dem ersten Anflug Jacksonscher Begeisterung allen Völkern auf Erden den Segen reiner Demokratie bringen wollten. Deshalb fuhren amerikanische Kriegsschiffe nach fernen Weltgegenden und „erschlossen“ China und die Hawai-Inseln und Japan und andere Reiche des Ostens, die bisher sich den Weißen lieber vom Halse gehalten hatten. Dann unternahm man eine direkte Landung auf feindlichem Gebiet, als einige amerikanische Diplomaten in der Nähe der Spieltische von Ostende ein großsprecherisches Manifest aufsetzten, das erklärte, die Insel Kuba gehöre „eigentlich“ zu den Vereinigten Staaten und Amerika müsse sie durch Waffengewalt nehmen, falls Spanien diese alte geschätzte Besetzung nicht verkaufen wolle. Da diese Urkunde von einem Manne herrührte, der Gesandter in Madrid geworden war, weil man ihn daheim nicht haben wollte (eine verheerende diplomatische Neuerung, die Jacksons Bewunderer einführten), ließen sich die unerfreulichen Folgen dieses Mißgriffes durch Abberufung Seiner Exzellenz und durch Abgabe einer Erklärung, es liege ein Versehen vor, aus der Welt schaffen.

Die Angriffslust und die verletzende Taktlosigkeit, die Amerikas Verhalten in auswärtigen Angelegenheiten charakterisierten, bedeuten nichts im Verhältnis zu der Heftigkeit, mit der die beiden Parteien sich daheim bekämpften.

Denn zwei ausgesprochen feindliche Parteien mit eigenen Idealen und Schlagwörtern hatten sich gebildet, und alle schönen Redensarten konnten die Tatsache nicht verbergen, daß die Einführung der Dampfkraft einen hoffnungslosen Gegensatz der Interessen geschaffen hatte zwischen den Staaten, die die Sachen „fabrizierten“, und jenen, die mit Gottes und der Sklaven Hilfe sie „produzierten“.

Der Norden hing in seiner Existenz von der wachsenden Zahl der Fabriken ab, in denen vermeintlich freie weiße Männer und Frauen arbeiteten.

Der Süden hing in seinem Gedeihen von den Erzeugnissen des Bodens ab, den ehemalige afrikanische Potentaten bebauten.

Der Norden forderte ein Monopol für den amerikanischen Markt durch strengen Ausschluß aller ausländischen Waren.

Der Süden brauchte Freihandel, um seine Tabak^s, Baumwollen^s und Reiserzeugung nach Europa zu verkaufen.

Der Norden wollte in Wäldern und auf Feldern im fernen Westen Fabrikgemeinden entstehen lassen.

Der Süden hoffte auf die Unterstützung durch die Grenzdistrikte, wenn er sie in Gemeinden mit Landwirtschaft und Sklavenbetrieb umgestaltete.

Beide Parteien stellten ihre Forderungen auf und redeten viel von selbstlosem Patriotismus. Beide Parteien wußten auch, daß es sich nur um einen Streitpunkt drehte, der mehr auf moralischem als wirtschaftlichem Gebiete lag: die Sklaverei.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war das Gewissen der Menschheit (wenn es eins gibt; ich glaube es) so weit geschärft, daß es die Sklaverei nicht mehr ertrug. Noch einige zwanzig Jahre vorher konnten die Gründer der Republik der Frage aus dem Wege gehen; in ihrem Inneren hatten sie gewußt, daß die Stunde der Sklaverei geschlagen hatte. Sie waren aber schon etwas zu alt und durch die Aufregungen in den sieben Jahren zu verbraucht, um sich an die Lösung der schwierigen Aufgabe zu wagen.

Nacheinander hatten zwischen 1788 und 1864 die Völker Europas und Amerikas die Sklaverei abgeschafft, und obgleich in vielen Ländern die Sklaven eine ungeheure Kapitalsanlage darstellten, ließ sich die Änderung doch ohne Blutvergießen durchführen. Man vernahm Murren und Proteste und forschte im Alten Testament sorgfältig nach Stellen, um aus ihnen die unerträgliche Knechtung der Schwarzen als eine ewige, fast göttliche Einrichtung nachzuweisen.

Die schwellende Flut anständiger Gesinnung ließ sich aber nicht mehr eindämmen, auch die Stimmen nicht mehr zum Schweigen bringen, die verkündeten, Gottes Vatergüte gelte allen seinen Kindern und kenne keine Ausnahmegesetze für besonders pigmentierte.

Daß viele dieser Kreuzfahrer von gestern in ihrem heiligen Eifer sich über alle Regeln politischen Anstandes hinwegsetzten und ebenso engstirnig und verrannt waren, wie ihre schlimmsten Gegner, war bedauerlich, aber unvermeidlich, denn der Kampf rührte an die

Tiefen ihres subrationalen Ich, und wenn das eintritt, weicht die Vernunft der Leidenschaft.

Die wirkliche Gefahr drohte indessen weder von den wütenden Sklavenhaltern noch von den ebenso wütenden Gegnern, sie stieg herauf mit der schnell wachsenden Schicht von Bürgern, die in der Republik ein behagliches Kosthaus sahen, deren Ehrgeiz darin gipfelte, in denkbar kürzester Zeit möglichst viel Geld zu verdienen und die deshalb um jeden Preis Ruhe und Frieden wünschten.

Der Krieg gegenseitiger Schmähung dauerte endlos, im Norden redeten einige von der Auflösung der Union, im Süden regten einige die Bildung einer eigenen Bundesrepublik an, keiner aber zeigte den Mut zu einem entscheidenden Schritte. Da gebar Nancy Hanks, die Frau des Thomas Lincoln, einen Knaben und hoffte zu Gott, der Junge werde nach ihrer Sippe schlagen und nicht sein ganzes Leben lang dem unfähigen Vater bei der Bewirtschaftung eines Gutes helfen müssen, das nicht Futter für eine einzige Kuh abwarf.



Grenzland

KAPITEL XLII

Ein unbekannter Rechtsanwalt aus Illinois ist bereit, den Prozeß zu übernehmen

„Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben“ und andererseits: „Ich behaupte, daß nicht ich den Gang der Ereignisse beeinflußt habe, sondern gestehe ganz offen, daß die Ereignisse meine Handlungsweise beeinflußt haben.“

Die Männer, die am Ende ihrer Tage ihre Lebensweisheit in diesen kurzen, eindrucksvollen Sätzen zusammenfaßten, waren Zeitgenossen, aber örtlich und sozial durch eine Welt getrennt.

Der eine war der Sohn eines reichen, ehrgeizigen Vaters, der Ruhm von der glänzenden Laufbahn seines frühreifen Sprossen erhoffte. Der andere wurde in dem düsteren schlampigen Hause eines Bauern geboren, der seinen Beruf verfehlt hatte, eines unbrauchbaren Zimmermanns, der kaum seinen Namen schreiben konnte.

Der ältere konnte sich alles für das Geld seines Vaters leisten: Privatlehrer, Universität, Bücher, Reisen.

Der jüngere mußte für jeden Brocken des Wissens, über das er später verfügte, erst hart arbeiten und verbrachte den größten Teil seiner Kindheit in einem kalten, unbehaglichen Winkel unwegsamer Wildnis.

Ein seltsames Paar!

Aber der Genius, Gott sei Dank, kümmert sich nicht um Stammbäume. Er strich Abraham Lincoln und Johann Wolfgang von Goethe leicht über die Stirn und verlieh beiden Lieblingen die höchste Ehre, die Menschenkindern zuteil werden kann, verlieh ihnen ewiges Leben und machte sie zu ewigen Symbolen der edelsten Bestrebungen in ihrem Lande.

Die Lincolns stammten aus England. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren sie von Hingham in Norfolk nach Hingham in Neu-England gekommen. Erst einmal in der Neuen Welt, waren sie ihrer Wanderlust gefolgt, von Massachusetts nach Pennsylvanien, von hier nach Kentucky gezogen, brachen dort,

als Abraham vier Jahre alt war, die Zelte wieder ab und wanderten nach Indiana.

Dort schnitzte der neunjährige Knabe die Holznägel zum Sarge seiner Mutter und schaute verwundert drein, als man die Arme hinaustrug und mit ihrem Geheimnis begrub.

Es hieß nämlich, Nancy Hanks sei nicht aus demselben gewöhnlichen Staube gebildet wie jene ehrbaren Weber und Eisengießer, mit denen sie ihr Leben in dem schmutzigen, armseligen Grenzgebiet verbracht hatte.

Wie alle anderen Jungen in Spencer County arbeitete der junge Abraham auf der Farm.

Er lernte auch lesen, schreiben und rechnen. Dann nahm Sarah Bush, seine Stiefmutter, die Erziehung in die Hand und erklärte die Schönheit des gedruckten Wortes, wie wir sie bei Burns, Defoe und Shakespeare finden.

Das war alles sehr nett, aber der Alte lebte noch, verhunzte seine Farmerarbeit wie gewöhnlich und gewährte murrend den Unterhalt nur gegen einige Stunden harter Arbeit. Die Aussicht, sein ganzes Leben als seines Vaters Tagelöhner zu verbringen, sagte Abraham nicht zu. Er ging von Hause, und aufs ungewisse zog er hinaus nach dem ungewissen Dollar.

Er verdang sich als Schiffsarbeiter, verrichtete leichte Hausknechtsarbeit, war freundlich zu jedem Lebewesen, das seine schwächtigen Hände irgendwie berührte, er erzählte Geschichten — er hörte zu — er lächelte. Dann arbeitete er als Handlungsgehilfe in einer Reihe von Geschäften der einen oder der anderen Art, meist der andern Art. Nun kam der Indianeraufstand, er ließ sich anwerben. Die armen Wilden aber machten sich aus dem Staube, ehe Hauptmann Lincoln auf der Bildfläche erschien, und weil kein Feind mehr da war, legte er seine kriegerische Verkleidung ab und wurde wieder Kaufmann.

Das neue Unternehmen erwies sich als noch erfolgloser als die Kriegerlaufbahn. Kunden kamen nicht wieder — ein nichtsnutziger Teilhaber trank allen Schnaps aus — und die Firma flog mit solchem Krach auf, daß Lincoln fünfzehn Jahre brauchte, um seine Schulden zu bezahlen. Alles dies, ich gebe es gern zu, ist recht wenig versprechend in einer

Geschichte, die von einem amerikanischen Nationalhelden handeln soll. Es scheint so nebensächlich. Es grenzt an das Groteske. Und doch sogar das Erlebnis mit dem Konkursgericht spendete Nutzen. Es diente als Fortbildungskursus in der Kenntnis des Alltagslebens, und als solcher trug es reiche Frucht.

Der junge Mann war in den Zwanzigern, als er sich von den Hemmungen, die aus seiner Umgebung erwachsen, befreite und andere Einflüsse sich in seinem Kampfe um Anerkennung geltend machten. In diesem komisch aussehenden Riesen schien etwas zu stecken, etwas Eigenartiges — Seltsames. Er schien ein Mensch mit drolligen Einfällen zu sein — ein Mensch, der eigene schmale Seitenwege geht, die in sonderbaren Windungen vom Lächerlichen zum Erhabenen führen — aber ein Mensch mit Herz und Verstand.

Und da solcher Artikel recht selten ist, fand er Beachtung und gelangte mit seinem Besitzer in ein Anwaltsbüro, und vom Anwaltsbüro wurde er in die Regierung gebracht und von dort in das Repräsentantenhaus im fernen Washington befördert und sogar in einer Zeit begehrt, da Denken einen Mann des Hochverrats und der Feigheit verdächtig machte. Lincoln kam in die Hauptstadt während des mexikanischen Krieges. Dieser Krieg war ihm zuwider.

Er sagte es.

Dann machte er es sich in seinem plumpen Umhang bequem, den er für die weite Reise nach der Hauptstadt gekauft hatte, und wartete. Noch ein Sturm kam herangebraust.

Diesmal wollte er vorbereitet sein.

Das Land trieb der Anarchie und dem Bürgerkrieg schnell zu. Sklaverei und Nicht-Sklaverei hatte die alten politischen Parteien in eigenartig sortierte Gruppen von Heiligen und Räubern gespalten — Realpolitiker und gefühlsduselige Schwachköpfe — die keinem Führer, keinem Parteiprogramm folgten und nur durch ein paar gemeinsame Anschauungen und Vorurteile zusammenhielten.

Bis die sklavenhaltenden Südlichen sich um die Fahne der demokratischen Partei sammelten, während ihre Gegner eine eigene Gruppe bildeten, die sich stolz Republikanische Partei nannte und den Grundsatz von einer ungeteilten Union und von der Freiheit aller Menschen verkündete.

Die Sklaverei mußte aufhören. Bei einem Kulturvolke hatte sie keine Berechtigung mehr. Die Frage, vor die das Land gestellt war, lautete so: ließ sich die Änderung durchführen, ohne die Nation zugrunde zu richten, und wenn nicht, sollte man die Nation einem Gerechtigkeitsideal opfern?

Der alte verrückte John Brown brüllte „Nein, es geht nicht ohne Blutvergießen.“ Und er entfaltete die flatternde Fahne der Empörung, die ein paar Tage danach ehrfurchtgebietend seinen Sarg schmückte. Aber Südkarolina antwortete höflich „Ja“. Und ruhig und bescheiden löste sich der Staat von der Union und begab sich feierlich zu den „freien und unabhängigen Völkern der Erde“.

Das geschah im Dezember 1860.

Drei Monate später reiste Abraham Lincoln, von Gnaden der Republikanischen Partei Präsident der Vereinigten Staaten, wieder nach Washington und brachte seine Reisetasche in das große weiße Gebäude, das am andern Ende der Pennsylvania Avenue lag.

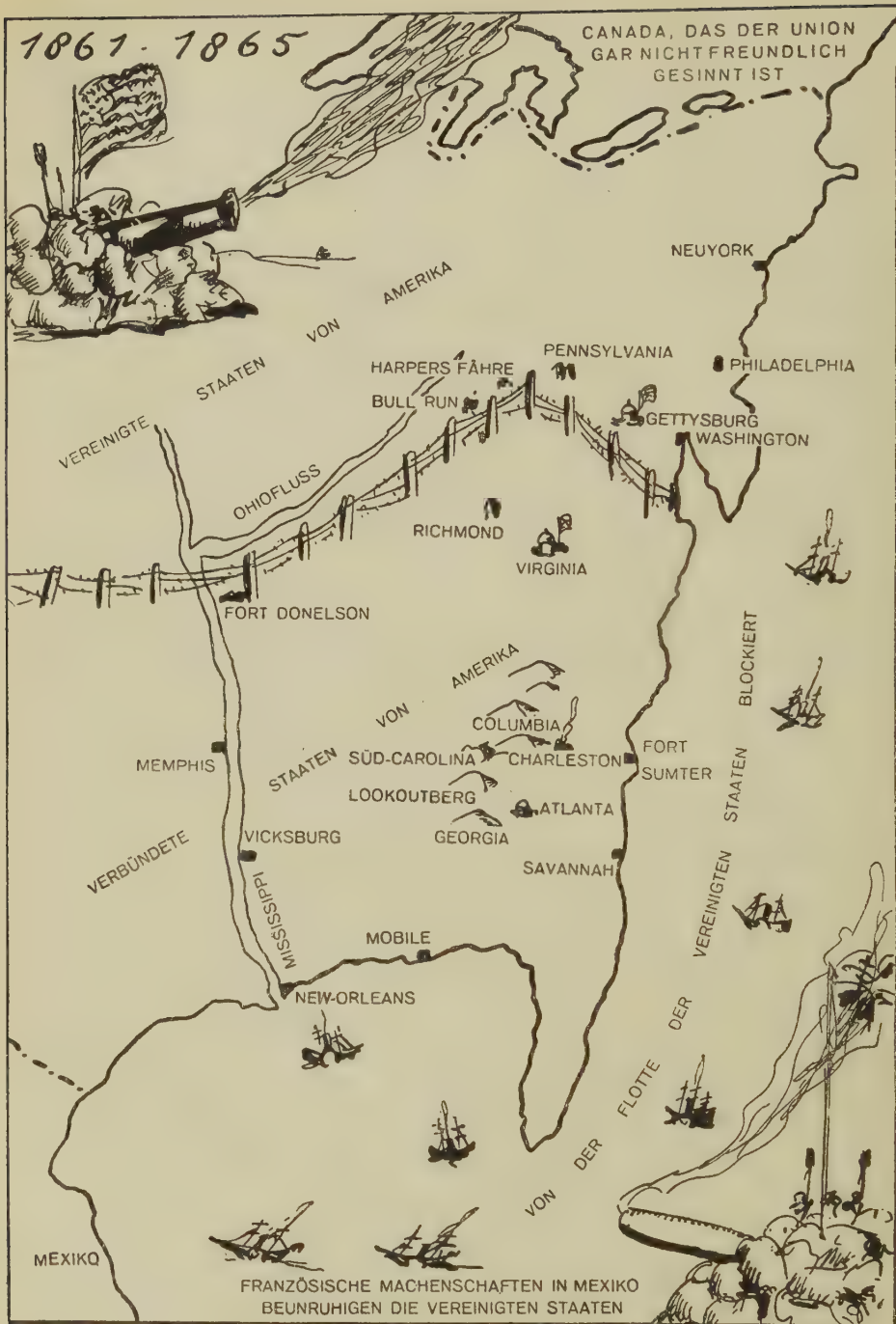
Zwei Tage danach leistete er den Amtseid und legte, unbeholfen in voller Größe aufgerichtet, den versammelten Mitbürgern seine Absichten dar.

Es war seine Pflicht, die Union zu schützen, zu erhalten und zu verteidigen. Und jetzt drohte eine beträchtliche Zahl seiner Landsleute eben diese Union zu vernichten.

Das war sehr töricht von ihnen. Er war, Gott weiß, nicht ihr Feind. Er wollte alle vernünftigen Einwände anhören, jeden Versuch zu schleuniger, friedlicher Lösung unterstützen. Aber durch seinen Eid war er gebunden, die Union zu schützen, zu erhalten und zu verteidigen.

Er sprach in sehr einfachen Worten, in so einfachen Worten, daß die meisten seiner geliebten Landsleute sie gar nicht verstanden.

Deshalb stießen sie sich gegenseitig an, lachten und sagten: „Haben Sie gesehen, was für einen komischen Hut der trug?“



Bürgerkrieg I

Der Prozeß vor dem Gericht

Seltsam, daß gerade die Südstaaten den feierlichen Vertrag vom Jahre 1787 brachen und sich von der Union trennten.

Bisher war die Gefahr immer von den Neuengländern gekommen. Ihr häufig geäußelter Wunsch, den Vertrag zu annullieren, (ein klangvolles Wort, das die Staatsmänner erfunden haben für den Fall, daß sie aus einem Vertrag einen Fetzen Papier machen wollen) entsprang der heimlichen Überzeugung, die Bewohner von Massachusetts und ihre Nachbarn wären vornehmer als die Gesellschaft, der sie angehörten; sie sollten sich lieber selbständig machen, dann brauchten sie nicht fortwährend Störungen von seiten ungebildeter Bürger zu fürchten, die jenseits von Berkshire und dem Connecticut wohnten. Das Vorkommnis im Jahre 1860 war indessen ganz anderen und viel ernsteren Charakters.

Um die nackte Wahrheit zu sagen, seit Jacksons Diktatur hatte der Süden die übrigen Staaten terrorisiert. Allein war er nicht stark genug dazu gewesen; unter geschickter Ausnutzung der ungezügelten, aber wirklich aufrichtigen Begeisterung des Westens hatte er den Norden und Osten als politisch abhängig, als kleine Schwesterrepublik behandeln können, die zu gehorchen hatte, sonst

„Nun, was sonst?“ fragte die alte Bohnenstange im Weißen Hause. „Sonst spielen wir nicht mehr mit,“ schrien die stürmischen jungen Böcke aus Charleston, New Orleans, Savannah und Richmond.

Und sie liefen zu ihren Schneidern, ließen sich schmucke Uniformen anfertigen, die ganz anders aussahen als die der Soldaten vom Bundesheer, präsentierten vor einer neuen Flagge, die in nichts an das alte vertraute Sternenbanner erinnerte, und lachten herzlich bei dem Gedanken an den tollen Streich, den sie jetzt den verd Yankees spielen konnten; die waren natürlich viel zu erpicht darauf, ihre alten Fabriken und Banken und Geschäfte zu leiten, als daß sie ein Gewehr nahmen und zum Kampfe eilten.

Wie sich recht bald herausstellte, war das ein schwerer Irrtum.

Wenn in alten Zeiten die Menschen zum Kriege schritten, zogen sie eben in den Krieg, versuchten aber nicht Vorbereitungen darauf mit dem Glorienschein heiliger Langmut und übermenschlicher Geduld zu umgeben.

Die Erfindung der Schreibkunst (von der verhängnisvollen Entdeckung des Fernsprechers und Telegraphen ganz zu schweigen) hat das geändert. Seit zweitausend Jahren laufen die kriegführenden Parteien nach Ausbruch der Feindseligkeiten jedesmal zu Geschichtsprofessoren und fordern von ihnen eine Darstellung der „Vorgeschichte“ des bedauerlichen Mißverständnisses, damit die übrige Welt die völlige Schuldlosigkeit der Partei A (oder Partei B) ersehen kann, welche ohne begründeten Anlaß von der Partei B (oder Partei A) angegriffen und bedauerlicherweise gezwungen worden ist, eine Teilmobilisierung zu erklären „zum Schutze ihrer heiligen Rechte gegen einen brutalen Angreifer“.

Beim Bürgerkriege dauerten die vorbereitenden Verhandlungen und amtlichen Alibis ungefähr fünf Monate.

Am zwanzigsten Dezember 1860 sagte sich Süd-Karolina von der Union los. Im Januar des nächsten Jahres folgten Mississippi, Florida, Georgia, Louisiana, Alabama und Nord-Karolina, im Februar Texas seinem Beispiele.

Am vierten Februar 1861 kamen Vertreter aus diesen Staaten in Montgomery, einer Stadt in Alabama, zusammen. Sie bildeten eine eigene Republik unter dem Namen Verbündete Staaten von Amerika und wählten Jefferson Davis zum Präsidenten.

Davis stammte, wie Lincoln, aus Kentucky. Unter dem Präsidenten Pierce war er Kriegsminister und setzte eine vollständige Reorganisation des Heeres durch. Beim Ausbruch der Empörung der Südstaaten vertrat er Mississippi im Senat. Unzweifelhaft war er ein fähiger und aufrichtiger Mann. Ihm fehlte aber eine Eigenschaft, die den unerhörten Erfolg Lincolns erklärt. Der Präsident der Verbündeten Staaten besaß nicht den scharf zergliedernden Verstand, mit dem der Präsident der Vereinigten Staaten das Wesentliche jeder Frage genau erkannte, ohne sich durch die Fülle von nebensächlichen Einzelheiten ablenken zu lassen. Demzufolge (denn in derartigen Konflikten pflegt der zergliedernde Verstand mit fast mathematischer Sicherheit

zu siegen) bestehen die Vereinigten Staaten noch heute, während die Verbündeten Staaten dem Museum für Altertümer überwiesen sind.

Virginien, Tennessee und Arkansas schlossen sich bald den andern unzufriedenen Staaten an, und dann traten beide Republiken in Besprechungen ein oder, um mich genau auszudrücken, regte Präsident Davis einen Vergleich an, nach dem die Aufrechterhaltung oder Abschaffung der Sklaverei jedem Staate überlassen bleiben sollte.

Seine Nebenbuhler in Washington lehnten solche Vorschläge ab, wenn die Verbündeten Staaten nicht zur Union zurückkehrten.

Dann wollte man die Lage dadurch retten, daß der Verfassung eine Ergänzungsbestimmung angefügt wurde, die ein für allemal die Befugnisse des Kongresses bezüglich der Sklaverei regeln sollte. Der Norden aber wehrte sich gegen eine Maßregel, die keine Lösung der Frage bedeutete und der Bundesregierung die Hände band, während sie den Sklavenhaltern völlige Bewegungsfreiheit gestattete. Der Vorschlag wurde also verworfen, und man ließ den Dingen ihren Lauf, ohne noch weiter Tinte und Papier zu vergeuden.

In all diesen Monaten quitierten (oder verließen) zahlreiche Offiziere, die aus den Südstaaten stammten, den Dienst bei Heer und Marine. Die meisten hatten sich Jefferson Davis zur Verfügung gestellt und bildeten nun in kleidsamer grauer Uniform „verbündete“ Rekruten aus, während der Norden untätig zusah.

Als Washington schließlich den Gang der Dinge erkannte, entschloß es sich widerwillig zu Gegenmaßnahmen und zur Vorbereitung auf einen Krieg, der sechs Wochen oder auch vier Monate dauern konnte.

Einer der wenigen befestigten Punkte im Gebiete des Südens, der in Händen der Nordstaaten blieb, war ein altes Fort im Hafen von Charleston. Es hieß nach Thomas Sumter, dem letzten noch lebenden General aus dem Heere Washingtons. Auf einer kleinen Insel gelegen, war es eine der drei Befestigungen, die die Einfahrt zum Ashley- und Cooperfluß beherrschten. Major Anderson, der es befehligte, war friedlich, wurde aber sehr hungrig, denn seine Vorräte schwanden, und ein Versuch, ihm Anfangs Januar frische Bohnen und Speck zu bringen, war mißlungen, als der Dampfer *Abendstern*, der die Flagge der Union zeigte, von einer südkarolinischen

Batterie beschossen und zur Umkehr gezwungen worden war. Gegen Ende März erhielt der wackere Major die Meldung, eine neue Expedition werde in der Marinewerft von Brooklyn vorbereitet und seine Wartezeit näherte sich dem Ende. Die zweite Expedition sollte tiefes Geheimnis sein, jeder aber sprach von ihr, und die



Fort Sumter

Regierung der „Verbündeten“, bei den Tausenden von glühenden Anhängern im Norden, war völlig auf dem laufenden und erwartete in schlecht verhohlener Ungeduld den *Powhatan*. Als die Bühne aber schließlich zum offenen Ausbruch von Feindseligkeiten hergerichtet war, bekamen beide Parteien gelinden Schrecken und so

starkes Bedenken, die Verantwortung für die „offenkundige Tat“ zu übernehmen, daß die Abfahrt des kleinen Schiffes in dem Schriftwechsel zwischen den Kriegsministerien der Vereinigten und Verbündeten Staaten erwähnt wurde und Washington erklärte, der *Powhatan* bringe der Besatzung von Sumter nicht Verstärkungen, sondern nur Lebensmittel, Arzneien und Verbandstoffe.

Warum die Verbündeten diesen Augenblick wählten, um die Entscheidung mit Gewalt herbeizuführen, ist noch immer ein Geheimnis. Unzweifelhaft war der Entschluß mehr das Ergebnis psychologischer als politischer Erwägungen. Die Südstaatler regierten das Land schon so lange, daß es ihnen immer unerträglicher werden mußte, sich beständig von einem hinterwäldlerischen Rechtsanwalt überhöpelt zu sehen, der kein richtiges Essen zu geben verstand und dazu noch waschechtester Republikaner sein sollte.

Und in einem Augenblick geistiger Fassungslosigkeit erging aus Furcht, Lincoln hecke wieder einen Streich aus, telegraphisch Befehl an General Beauregard in Charleston (früher im Heere der Vereinigten, jetzt aber im Heere der Verbündeten Staaten), im Notfalle Fort Sumter anzugreifen.

Schon ein paar Stunden später bereuten Davis und sein Kabinett den übereilten Schritt. Er war aber getan, und obgleich Anderson bekanntgab, er habe nur noch für zwei Tage Lebensmittel und müsse sich dann ergeben oder sich aushungern lassen, eröffneten die „verbündeten“ Batterien am Morgen des zwölften April 1861 das Feuer gegen ihn, und nach vierundzwanzigstündiger Beschießung wurden die Angreifer für ihren Eifer mit der Übergabe der widerwärtigen Festung belohnt.

Trotz vielem Geschützdonner und Qualm war nur unbedeutender Schaden angerichtet.

Nicht ein einziger Soldat war getötet oder verwundet. Die Verbündeten hatten die Angelegenheit zu einem gesellschaftlichen Ereignis gemacht und ihre Zehnpfünder unter dem Beifallsgeklatsch der hübschen Mädchen von Charleston wacker abgefeuert.

Das alles erschien recht harmlos.

Die biedern Menschen übersahen aber eine sehr wichtige Tatsache. Sie hatten den ersten Schuß abgegeben.

Sie hatten die Flagge der Vereinigten Staaten herabgeholt.
 Sie hatten die kriegesischen Handlungen begonnen und ihrem klugen Gegner im Weißen Hause gerade geschaffen, worauf er gehofft, worum er die ganze Zeit gebetet hatte, eine treuergebene Nation, die sich bei allen Schritten, die er für notwendig erachten würde, hinter ihn stellen sollte.

Am fünfzehnten April 1861 forderte Lincoln fünfundsiebzigtausend Freiwillige.

Einen Tag später setzten sich die ersten Yankeeregimenter nach Washington in Bewegung.



Georgia

Der Prozeß wird in letzter Instanz entschieden

Es wäre gewiß recht angenehm, wenn jeder von uns auf seinem eigenen kleinen Planeten leben könnte. Wie die Dinge aber nun seit Billionen Jahren liegen (und wahrscheinlich noch Billionen Jahre liegen werden), gehören wir der sogenannten Kulturwelt an, und all unser Handeln wirkt auf unsere Mitmenschen, und das Handeln unserer Mitmenschen beeinflußt unser eigenes Wohlbefinden und Gedeihen. Nach Ansicht des Nordens hatten sich die Vereinigten Staaten der undankbaren, aber notwendigen Aufgabe gewidmet, eine Empörung zu unterdrücken.

Nach Ansicht des Südens kämpfte eine Reihe selbständiger Staaten für ihre Unabhängigkeit.

Nach Ansicht Europas war in Amerika zwischen zwei kleinen selbständigen Nationen Krieg ausgebrochen, und dieser Konflikt versprach den Niedergang und Zerfall einer bisher starken und gefürchteten Republik.

England hatte sich, amtlich wenigstens, längst mit dem Abfall seiner früheren Kolonien und der Gründung einer selbständigen Republik abgefunden. Der Krieg von 1812 war so unrühmlich verlaufen, daß beide Parteien die Erinnerung daran sehr gern verblassen ließen. Und in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts standen viele Leute in England mit Leib und Seele auf seiten der „Abolitionisten“ und taten ihr möglichstes für den schließlichen Triumph des Nordens.

Viele Briten wiederum betrachteten Amerika — und mit Recht — als die drohendste Gefahr für die wirtschaftliche Vormachtstellung ihres Landes. Sie wagten niemals, die Waffen zur Vernichtung des unbequemen Konkurrenten zu ergreifen. Fand sich aber jemand dazu bereit, dann ihn kräftig unterstützt! Und wenn man sich den unerwarteten Verbündeten durch den Verkauf einiger Kanonen und Kriegsschiffe und Faß Pulver verpflichten konnte, würde er der britischen Freunde in der Stunde des Sieges gedenken?

Und dann hatte der Fall noch eine höchst bedeutsame soziale Seite. Die oberen Klassen im alten Europa (und sie besaßen in jenen Tagen stärkeren Einfluß, als man manchmal denkt) sahen in dem Kampfe zwischen Norden und Süden eine Fortsetzung des alten Ringens zwischen König und Parlament, zwischen Hof und Land, zwischen Königstreuern und Puritanern. Die Partei der Rundköpfe war durch die Kaufleute und Fabrikanten des Nordens vertreten, während die Pflanzler des Südens, als echte Herrenmenschen aus der altmodischen britischen Schule, das Schwert für die Ideale zogen, deretwegen ihre Vorfahren, die Kavaliere, ihr Blut auf den Schlachtfeldern bei Marston Moor und Naseby vergossen hatten.

England war aber nicht der einzige mächtige Feind der Union. Noch regierte Kaiser Napoleon. Nicht der große Napoleon, der jetzt unter dem Sarkophag aus rotem Porphyrt im Invalidendom ruhte, sondern sein Neffe, ein eigenartiger junger Mann, der die Sprache seiner Untertanen mit reichlich deutschem Akzent sprach und sein Wägelchen mit so viel bonapartistischer Geschicklichkeit an seines Onkels Stern gebunden hatte, daß sich acht Millionen Zeitgenossen betören ließen und die Stimme für ihn als Haupt der ausführenden Gewalt abgaben. Sein neuer Kaiserthron indessen war recht wackelig, und der auf ihm saß, dachte ernst darüber nach, wie er seinen Untertanen durch einen Krieg eine kleine Unterhaltung verschaffen könne. Und da das von ihm beherrschte Volk immer leicht den europäischen Frieden um der Ehre und des Ruhmes willen gestört hatte, war die übrige Welt beständig in einem Spannungs- und Erregungszustande.

Augenblicklich standen Frankreich und die Vereinigten Staaten noch auf freundlichem Fuß. Wer aber konnte voraussagen, wann die von Pfaffen beherrschte Frau des blassen, kranken Mannes einen Kreuzzug gegen das Volk ihres Großvaters würde predigen lassen? Und was die Kaiserin und ihre Günstlinge wollten, wollte Napoleon, und was Napoleon wollte, konnte eine gut bezahlte Presse über Nacht in den Willen des ganzen französischen Volkes umwerten. Und in dem Augenblick, da das vollbracht war, wären fünfhunderttausend Mann zu den Streitkräften gekommen, die England für den Transport nach Kanada vorbereitete.

Das erscheint im Jahre des Heils 1929 wohl recht phantastisch. Im ersten Amtsjahr Lincolns war das aber recht grausame Wirklichkeit und bereitete ihm und seinem Kabinett ebensoviel Sorge und Kopfzerbrechen, wie die ununterbrochenen Siege der Verbündeten.

Im Jahre 1861 bedeutete der Neue Glaube des Grenzlandes, von dem ich in einem früheren Kapitel gesprochen habe, für die meisten Leute in den Vereinigten Staaten ein Evangelium. Er umfaßte zwei Dogmen, die niemand in Zweifel zu ziehen wagte, wenn er nicht gesellschaftlich und wirtschaftlich von seinen Mitbürgern geächtet werden wollte. Das erste besagte: jeder mit gesundem Menschenverstande Ausgestattete ist für alle Berufe tauglich, ausgenommen vielleicht einige, die besondere Kenntnisse erfordern, wie die des Arztes und Apothekers.

Das zweite beruhte auf dem unerschütterlichen Vertrauen zu dem kriegerischen Geiste aller freigeborenen Amerikaner — einem Glauben, dem man oft in glühenden Worten der Selbstschmeichelei Ausdruck verliehen hatte: daß nämlich jeden Augenblick eine Million Amerikaner zur Verteidigung der Demokratie bereit sein würde und, nur mit Maiskolben oder Besenstielen bewaffnet, das Fünffache oder Fünzfzigfache an Fremden verprügeln könnte.

Ich möchte zuerst über das zweite Dogma ein Wort sagen. Das Freiwilligensystem war niemals ein Erfolg. Washingtons Briefe enthalten endlose Klagen über die Unzuverlässigkeit und Gleichgültigkeit der meisten unter seinen Milizsoldaten, die ihm oft den wohlverdienten Sieg durch Feigheit, Zuchtlosigkeit und völlige Nichtachtung dessen raubten, was der General „die ersten Gebote echter Vaterlandsliebe“ nannte.

Als Präsident Lincoln die Beschießung von Fort Sumter mit dem Aufruf von 75000 Freiwilligen beantwortete, fand sein Appell bei allen lebhaften Widerhall, die für ihre Ansichten mit dem Leben einstehen wollten. Bald war aber die Begeisterung verraucht. Darauf wurden Prämien im Betrage von hundert bis zweihundert Dollar denen versprochen, die sich anwerben ließen; und geschäftstüchtige Leute gingen nach Europa und füllten ganze Schiffe mit belgischen, englischen und polnischen Einwanderern, die beim Betreten des freien amerikanischen Bodens sofort den Soldatenrock anzogen und

ihre Prämien mit den Unternehmern teilten. Dies einträgliche Geschäft dauerte so lange, bis die Behörden in Washington wegen der dringenden Beschwerden von seiten der britischen Regierung weitere Werbung solcher „Vertragssoldaten“ verboten.

In ein paar Monaten hatte durch diese Vorkommnisse jeder im Norden eingesehen, daß sich das Heer der Union nur durch Aushebungen stark genug erhalten ließ. Ein neu geschaffenes Aushebungsgesetz legte jedem Staat die Verpflichtung auf, dem Bundesheere eine bestimmte Zahl Soldaten zu liefern. Konnte man sie durch Freiwillige aufbringen, um so besser. Falls ihre Zahl aber nicht ausreichte, mußten die noch fehlenden durch Aushebung beschafft werden. Dies Verfahren paßte niemandem, da es jedem unamerikanisch vorkam, bot aber die einzige Aussicht, das Heer der Verbündeten zu schlagen, und wurde deshalb schroff angewandt. Eine Ausnahme bestand nur für die mehr oder minder bemittelten jungen Männer, die nach ihrer Ansicht hinter der Front unabkömmlich waren und ihr kostbares Leben in der Kampfzone nicht aufs Spiel setzen durften. Sie konnten einen Ersatzmann stellen, wenn sich ein armer Teufel fand, der gegen Bargeld sein Leben zu Markte trug. Wer sich das nicht leisten konnte, mußte wohl oder übel eintreten, und als die Iren in Boston und Neuyork ihre Abneigung gegen die Teilnahme am Kampfe kundgaben, entstand ein ernster Krawall, in dem die regulären Truppen auf die Menge schossen und so viele niederknallten, daß die andern bereitwillig dem Gesetze sich beugten.

Und nun möchte ich etwas zu dem Dogma Nr. 1 sagen — der berühmten von den Pionieren aufgestellten Theorie, jeder vernünftige Mensch kann, wenn er will, jeden Beruf erlernen und mit Erfolg ausüben. Auch hier wartete der Leute aus Nord und Süd bittere Enttäuschung. Weder Jefferson Davis noch Abraham Lincoln waren für die Aufgabe völlig geeignet, vor die sie 1861 gestellt waren. Sie mußten ihren neuen Beruf von Grund auf lernen. Es war ein voreiliger Schluß: weil der Präsident des Nordens mit einer Geistigkeit viel höheren Grades als sein Nachbar jenseits des Potomac ausgestattet sei, werde er deshalb sofort seinen Rivalen schlagen und seinen Teil der Nation zum Siege führen. Drei schreckliche Jahre sollten verfließen, ehe

Lincoln die Anfangsgründe seiner Tätigkeit beherrschte. Und nirgends fand er mehr Schwierigkeiten als auf dem Gebiete der Staatsmannkunst — einer edlen Kunst, die alle guten Demokraten verachteten — einer Art Maskenball nach dem Geschmack leisetretender Aristokraten des entkräfteten europäischen Kontinents, aber kein für rotblütige Männer und ihre gleichfalls rotblütigen Frauen passendes Spiel.

Die Ausnahmen von dieser Regel hätten die Leute daheim belehren können, daß ein geschickter und geübter Diplomat als Vertreter bei einer unfreundlichen Nation mehr wert sein kann als zehn hochweise Politiker in der Heimat. Das Volk in seiner Mehrheit wollte aber über solche Fragen nicht nachdenken, und so ergab es sich, daß beide Präsidenten in ein paar Monaten mit der übrigen Welt in Zwist gerieten.

Präsident Lincoln hatte nach seinem Aufruf von Freiwilligen durch eine Verordnung die amerikanische Küste von Virginien bis Texas im Blockadezustand erklärt. Demzufolge gerieten alle Schiffe, die in die Häfen der abgefallenen Staaten einzulaufen suchten, in Gefahr, von den Kriegsschiffen der Union angehalten und nach einem nördlichen Hafen gebracht zu werden.

Unglücklicherweise anerkannte die Regierung in Washington hierdurch das Bestehen des Kriegszustandes zwischen den Vereinigten Staaten und den Verbündeten Staaten.

Die englischen Juristen brachte jener Erlaß in Verlegenheit, und sie erklärten, zu ihrem großen Bedauern müßten sie sich nach den Bestimmungen bestehender internationaler Verträge und Abmachungen richten. Und nun stellten sie möglichst viele „Da ja“ und „Deshalb“ zusammen und wiesen alle britischen Untertanen darauf hin, daß, „da ja“ höchst bedauerlicherweise Feindseligkeiten zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika und Staaten, die sich als Verbündete Staaten von Amerika bezeichnen, ausgebrochen sind und da ja Großbritannien strenge unparteiische Neutralität aufrechtzuerhalten gewillt ist, sie deshalb alle britischen Untertanen warnen müßten, in das Heer oder die Marine der Kriegführenden einzutreten oder, sei es daheim oder draußen, bei der Einrichtung, Ausrüstung oder Bewaffnung eines Fahrzeuges, das

als Transport-, Kaper- oder Kriegsschiff zu verwenden sei, Hilfe zu leisten“ und so weiter und so weiter. Die übliche Neutralitäts-erklärung.

Dieser Ukas rief bei vielen Leuten im Norden den Glauben hervor, England habe die „Unabhängigkeit“ der Verbündeten Staaten anerkannt. England hatte nichts derartiges getan. Die britische Regierung anerkannte bloß den „Kriegszustand“, was ganz etwas anderes ist. Befindet sich aber ein ganzes Volk in einer Panik, ist jede Einladung zu einem Vortrag über die Sprache im Völkerrecht vergeblich. Die Behörden in Washington indessen waren zur Kenntnisnahme verpflichtet. An der Front ging alles schief. Der erste Versuch der Heere aus dem Norden, auf dem Gebiete der Verbündeten festen Fuß zu fassen, hatte mit einer Niederlage geendet. Am einundzwanzigsten Juli 1861 waren die Nordstaatler in Virginien so tüchtig geschlagen worden, daß sie erst im Frühling des nächsten Jahres an Wiederaufnahme des Kampfes denken konnten. Die Nachricht von dieser Schlappe rief in Europa bei den zahlreichen Feinden der Vereinigten Staaten allgemeine Genugtuung hervor, und die Parteigänger der „Verbündeten“ sahen schon im Geiste, wie Lee seine Flagge auf dem Kapitol in Washington hißte. Die Lage wurde höchst unbehaglich. Und dann spielte sich, um die Dinge noch verworrener zu gestalten, einer jener an sich so unbedeutenden Vorfälle ab, die schon häufig zwischen sonst ganz vernünftigen Völkern zum Ausbruch von Feindseligkeiten geführt haben.

Anfang November 1861 lief die *San Jacinto*, ein Schiff der Union, auf ihrer Rückkehr von einer Dienstreise längs der afrikanischen Küste, wo sie gegen den Sklavenhandel einschreiten sollte, Havana an. Dort fand Kapitän Charles Wilkes, erprobter Führer einer wissenschaftlichen Forschungsreise nach der Südsee, in einem Packen Zeitungen die Meldung, James M. Mason und John Slidell, diplomatische Vertreter der Verbündeten, seien auf dem Wege nach Europa und benutzten vermutlich von Havana aus den englischen Postdampfer *Trent*. Kapitän Wilkes (ein Mann, der ebensoviel Urteile von Kriegsgerichten wie Urkunden über die Verleihung goldener Medaillen vorweisen konnte) wollte sich durch ein tollkühnes Unternehmen einen Namen machen und erreichte sein Ziel über alle Erwartung. Er fuhr von

Havana ab, lauerte der *Trent* auf, drohte mit einer Breitseite, wenn das friedliche Fahrzeug seine „Ladung Rebellen“ nicht herausgebe, und brachte die „Kriegskontrebande“ triumphierend nach Amerika.

In der ersten Erregung zuerkannte der Kongreß dem tapferen Kapitän eine goldene Medaille. Bei den Engländern erfuhr sein Verhalten eine andere Beurteilung, und die Londoner Zeitungen sprachen von dieser schrecklichen, ja unerträglichen Beleidigung eines englischen Schiffes in so heftigen Ausdrücken, daß ein nicht so skeptischer und weltkluger Staatsmann wie Lord Palmerston sich leicht hätte in den Krieg treiben lassen. Auch so mußte Seine Lordschaft den Vertreter Ihrer Majestät in Washington anweisen, sofortige Freigabe der beiden Gefangenen und, im Weigerungsfalle, seine Pässe zu fordern und das Land zu verlassen.

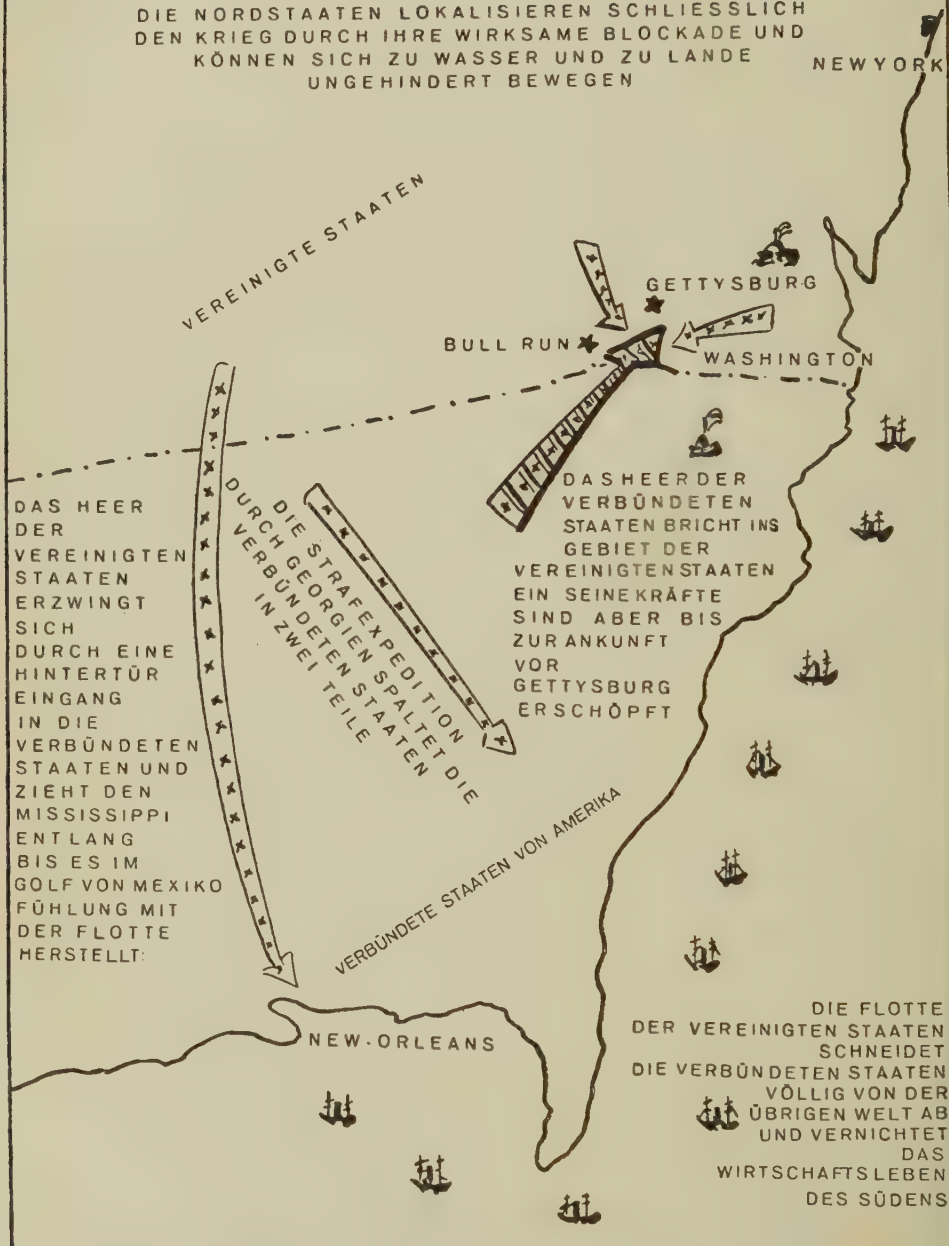
Auf Rat des Prinzgemahls ließ Palmerston das Schreiben in verständlichstem Tone abfassen, trotzdem galt die Lage als äußerst ernst, und schon begannen Truppenbewegungen in der allgemeinen Richtung auf Kanada, und in den Marinestationen der Nordsee entfaltete sich ungewöhnliche Tätigkeit.

Die Nordstaatler konnten einwenden, da ihre Regierung die Verbündeten nicht als selbständig anerkannt hatte, seien Mason und Slidell Bürger ihres Landes und habe Kapitän Wilkes nur getan, was britische Marineoffiziere tausendmal im vergangenen Jahrhundert getan hatten, wenn sie neutrale Fahrzeuge enterten und alle mutmaßlichen Engländer unter der Besatzung herausholten. Lincoln aber verlor keine Zeit mit Verhandlungen. Auf seine Anordnung durften Mason und Slidell auf einem andern britischen Schiffe ihre Fahrt fortsetzen; damit war die Episode beendet.

Kaum war diese Angelegenheit aus der Welt geschafft, als schon eine andere Schwierigkeit auftauchte. Die Verbündeten waren förmlich als Kriegführende anerkannt, durften folglich auch auf dem Markt für Pulver, Geschütze und anderes Kriegsmaterial auftreten. Und sie traten auf. Sie hatten sich gebrüstet, ihr Baumwollmonopol werde bald den wahren Herren über Nordamerika erkennen lassen, und bemühten sich, ihre Baumwollballen gegen Gewehre und Feldgeschütze auf den Märkten in Paris und London einzutauschen. Wäre das gelungen, so hätten die Vereinigten Staaten keinen Grund zur

1861-1865

DIE NORDSTAATEN LOKALISIEREN SCHLIESSLICH DEN KRIEG DURCH IHRE WIRKSAME BLOCKADE UND KÖNNEN SICH ZU WASSER UND ZU LANDE UNGEHINDERT BEWEGEN



Klage gehabt. Die Waren wären heil in ihre Bestimmungshäfen gelangt oder von Fahrzeugen der Union aufgefangen und beschlagnahmt worden. Da drohte Präsident Davis mit einer völlig neuen Maßnahme. Er wollte aus den britischen Inseln eine Flottenbasis für die Verbündeten machen. Auf britischen Werften bestellte er Kreuzer, bewaffnete sie mit Kanonen britischer Erzeugung und bemannte sie mit Besatzungen, die auf dem Boden Ihrer Majestät geworben waren. Dann fuhren die Schiffe zum Kaperkrieg gegen die Union hinaus und kehrten in britische Häfen zur Verproviantierung zurück. Das alles wußten natürlich Lincoln und sein Kabinett, und die würdigen Herren strichen sich den Bart und sagten „das geht auf keinen Fall.“ Proteste folgten. Es ist aber immer schwer zu entscheiden, wo der Verkauf von Kriegsmaterial an eine kriegführende Partei als erlaubtes Geschäft aufhört und zum Neutralitätsbruch wird. Wenn das Völkerrecht den Verkauf von zwanzig Haubitzen gestattet, warum nicht auch zehntausend?

Glücklicherweise kamen die Arbeiter in den Baumwollfabriken von Lancashire und Cheshire den Vereinigten Staaten ganz unerwartet zu Hilfe. Diese Leute nagten jetzt am Hungertuche, weil aus Mangel an Rohstoffen die Arbeit völlig ruhte. Sie richteten deshalb an das Parlament eine Eingabe mit der Bitte, die Regierung Ihrer Majestät möge einer Regierung die Anerkennung oder jede weitere Unterstützung versagen, die drei Millionen Menschen zu einem Hundeleben zwang. Ein noch größeres Glück für die Nördlichen war es, daß ihr Vertreter der Sache seines Landes treu blieb, obgleich mehrere hochedle Damen ihn auf ihrer Gästeliste strichen und höchst schäbig behandelten.

Charles Francis Adams, Sohn eines Präsidenten und Enkel eines andern, war ein „Gemütsmensch“. Er bewahrte die Haltung auch nach der Niederlage bei Fredericksburg, als der Norden schon besiegt schien; selbst nach der taktvollen Rede von W. Ewart Gladstone (dem hervorragenden Theologen), in der dieses Mitglied der Regierung Ihrer Majestät anregte, England möge „das Staatswesen, das der große Staatsmann Jefferson Davis so erfolgreich jenseits des Ozeans begründet hat“, anerkennen, verlor Adams die Ruhe nicht. Im Gegenteil ermutigte sie ihn, aus seiner Zurückhaltung

herauszukommen und dem englischen Staatssekretär zu versichern, falls Kreuzer der Verbündeten weiter in englischen Häfen Schutz und Ausrüstung fänden, würde solche Politik nur ein Ergebnis erzielen, und dieses Ergebnis, das wisse Seine Exzellenz ganz gewiß, laute K — R — I — E — G.

Diese eisige Erklärung schien die erhitzte Luft abzukühlen. Es kam zu keinem offenen Ausbruch von Feindseligkeiten. Erstens gab es in England viele Gegner der Sklaverei, die das Gefängnis dem Kampfe gegen die Abolitionisten im Norden vorgezogen hätten. Zweitens war England nicht des unbequemen Nachbarn, Kaiser Napoleons, sicher. Und drittens mußte es ein wachsames Auge auf Rußland haben, das, erst vor einigen Jahren im Krieg gründlich geschlagen, jetzt den größten Teil seiner Flotte im Hafen von San Francisco und Neuyork zusammenzog, nicht aus aufrichtiger Liebe zur amerikanischen Demokratie, sondern in der Hoffnung, diese Häfen bei einem Zusammenstoß als bequeme Basis gegen England zu benutzen.

Diese Erwägungen waren aber alle von untergeordneter Bedeutung. Die wirkliche Ursache des allmählichen Umschwungs in der Haltung der Regierung Ihrer Majestät lag nicht in der plötzlich erwachten Liebe für Lincolns Ideale, sondern in den von Erfolg gekrönten Anstrengungen eines unbekannten Offiziers, eines früheren Buchhalters in einer Gerberei zu Galena (Illinois), namens Ulysses S. Grant.

Der war kein Mann vieler Worte. Er nahm die ihm anvertrauten Truppen, marschierte los, drückte geräuschlos, aber erfolgreich die Westfront der Verbündeten ein und zwang durch seinen Einfall in Tennessee seinen Gegner Lee, viele seiner besten Truppen von der Nordfront zum Schutze der West- und Südgrenze des von ihm behüteten Gebietes wegzuziehen.

Als Anfang ließ sich das schon hören. Fast unmittelbar folgte noch ein unerwarteter Sieg von größerer Bedeutung.

Den Süden traf die von den Nördlichen verhängte Blockade recht schwer. Was nützte die Ernte von fünf Millionen Ballen Baumwolle, wenn sie keinen Absatz fand? Hin und wieder ließen sich wohl ein paar tausend Ballen auf einen Schnelldampfer laden und trotz

der Blockade nach einer englischen, spanischen, holländischen oder dänischen Besetzung in Westindien bringen. Aber diese geringen Mengen zählten kaum, und es bedurfte eines wirksameren Mittels, um den Eisenwall der Schiffe der Union zu durchbrechen.

Die Verbündeten besaßen nicht so ausgedehnte Fabriken wie der Norden. Ihre Ingenieure hatten aber von den eisenbewehrten Dampfern erfahren, mit denen alle Völker Europas seit dem Krimkriege Versuche anstellten, und wollten in dieser Richtung der Schwierigkeiten Herr werden. Wer die Pläne für das erste Panzerschiff entwarf, weiß ich nicht; ein Mitglied aus Davis' Kabinett war Jahre hindurch Präsident des Senatsausschusses für Marineangelegenheiten gewesen und muß die neuesten Ideen über das Panzerschiffwesen gekannt haben. Die Verbündeten litten ziemlich unter Materialmangel, brachten aber dadurch, daß sie über den Rumpf einer halbverbrannten alten Korvette der Union ein eisernes Dach bauten, einen Dreadnought im kleinen fertig, der eine Geschwindigkeit von sieben Meilen die Stunde erreichte und im Kampfe mit einem gewöhnlichen Holzschiff unbesieglich war.

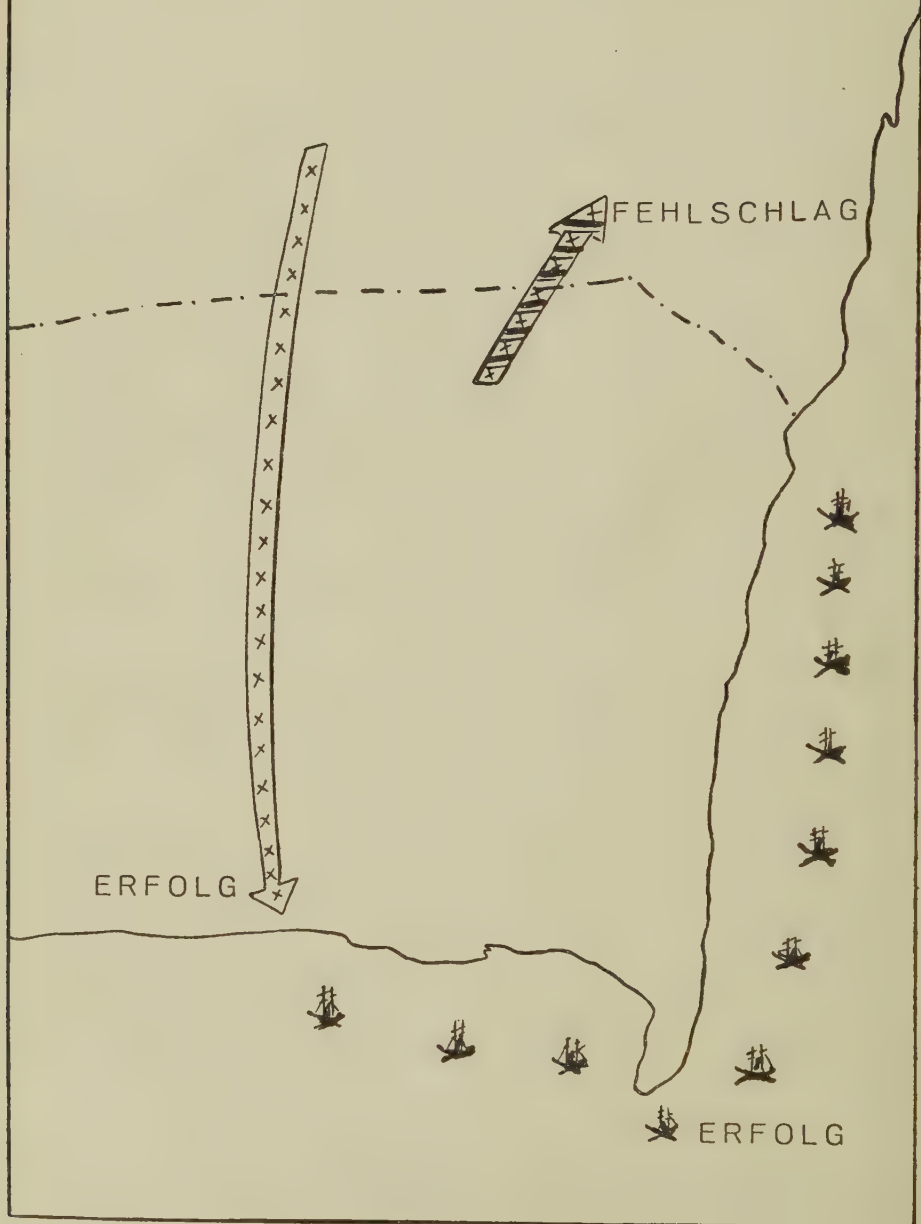
Dieses sonderbare Fahrzeug, die U. S. S. *Merrimac*, wurde C. S. S. *Virginia* umgetauft und versenkte am ersten Tage seiner Tätigkeit zwei Kriegsschiffe der Union.

Das war nur ein Anfang; hätte Stephen Mallory noch ein Dutzend Virginias bauen können, wäre der Weg von Charleston nach London für den Handel der Verbündeten frei und ihre Baumwolle wahrscheinlich ein besserer Helfer gewesen als das Schwert.

Aber während die Verbündeten den Marsen von der alten *Merrimac* absägten und Eisenplatten aufhämmerten, arbeitete ein Schwede, namens Johann Ericsson, aus Langbanshyttan in Wermland, ehemaliger Hauptmann im schwedischen Heere und ungemein fruchtbarer Erfinder, an eigenen Plänen, die alle Hoffnungen der Verbündeten auf Vorherrschaft zur See wie Seifenblasen zum Zerplatzen bringen sollten.

Ericsson hatte als Konkurrent von Stephenson in England Lokomotiven gebaut, den berühmten Schraubenantrieb für Schiffe verbessert und schließlich den Einfall bekommen, Panzerschiffe mit Kanonen in drehbaren Türmen auszurüsten. Er brachte seine Erfindung

1861 - 1865



Bürgerkrieg III

nach Frankreich. Der dritte Napoleon interessierte sich aber für Ericssons Schiff ebenso wenig wie der erste Napoleon für das Modell, das Fulton ihm auf der schmutzigen Seine vorgeführt hatte, und schlug dem Schweden jede Unterstützung ab. Da gelangten gerade die ersten Gerüchte von einem sonderbaren Fahrzeug, das die Verbündeten bauten, nach Europa, und deshalb reiste Ericsson nach Washington und legte seine Pläne den Regierungsbaumeistern vor. Sie waren so in der Klemme, daß sie diesmal gern auf einen Nichtfachmann hörten und Ericsson seinen *Monitor* nach seinen närrischen Vorstellungen bauen ließen. Er arbeitete mit solchem Eifer, daß sein Schiff vor Ablauf eines halben Jahres fertig war. Wegen schwerer See konnte der *Monitor* nicht rechtzeitig nach Süden dampfen, um die Vollendung der *Virginia* zu verhindern. Aber ein kurzes Treffen am neunten März 1862 zeigte die unbedingte Überlegenheit des *Monitor* als Zerstörungswerkzeug und vernichtete die letzte Hoffnung der Verbündeten, die Blockade zu durchbrechen.

Mit Hilfe weiterer Monitore und gepanzerter Fahrzeuge konnten die Nördlichen sogar wirksamer die Blockade durchführen, und die Baumwolle verfaulte auf den Werften von Mobile und Norfolk, während die europäischen Mächte, die an einen Sieg der Südstaaten nicht mehr glaubten, für alle ferneren Gesuche um Anerkennung oder Kredit nur ein taubes Ohr zeigten.

Auf Grund einer Proklamation des Präsidenten Lincoln sollten alle Sklaven in dem von dem Verbündeten-Heere besetzten Gebiet am ersten Januar 1863 frei sein; sie schaffte indessen die Sklaverei nicht in den Staaten ab, die der Union treu geblieben waren. Diese einfache und lautere Kundgebung sollte in der Heimat und im Auslande den Beistand durch die Abolitionisten sichern, die von jetzt an den Krieg als einen Kreuzzug zur Befreiung des Menschengeschlechtes betrachten mußten und nicht länger als einen gottlosen Zank um staatliche Rechte verleugnen konnten. Aber erst im Jahre 1865 wurde der Verfassung eine weitere Ergänzung angefügt (es war die dreizehnte), die dieser „besonderen Einrichtung“ ein Ende bereitete und unfreiwillige Sklaverei für alle Zeiten in den Vereinigten Staaten verbot.

Über den Krieg selber nur noch ein paar Worte. Nachdem der Oberbefehl einem einzigen Manne übertragen war, dem früheren Schuhverkäufer aus Galena in Illinois, wurde die Aufgabe wie auf dem Schachbrett gelöst. Das Mississippital wurde besetzt. Admiral Farragut kämpfte sich nach New Orleans durch. Lee rief ein Heer der Nordstaaten bei Gettysburg fast auf und kam zehn Minuten zu spät und mit fünftausend Mann zu wenig, um einen vollständigen Sieg zu erringen. Sherman vollbrachte auf seinem Marsche von einem Ende Georgias nach dem anderen solche Wunder ungezügelter



Überlegenheit zur See

Zerstörungswut, daß viele anständige Nordstaatler sich dieser prahlerischen, übertriebenen Wildheit schämten. Dann wurde Richmond, die südliche Hauptstadt, belagert, beschossen und genommen, und Jeff Davis zog durch die Wildnis von Georgia davon.

Nach diesem Zusammenbruch blieb nur noch die Übergabe, die bei Appomattox Court House stattfand.

Und dann endlich — als der Prozeß in letzter Instanz entschieden war — in dem Sinne, daß die Ansprüche des gemeinsamen Vaterlandes denen der einzelnen Staaten vorangingen, dann endlich war die Zeit gekommen, um die Schäden vierjähriger Zerstörung zu heilen.

Mehr denn je schien das Schicksal der Republik von dem feierlichen, einsamen Manne abzuhängen, der es verstanden hatte, vier einsame, schreckliche Jahre hindurch den Kampf ohne Gehässigkeit zu führen. Am Morgen des vierten März 1865 legte Abraham Lincoln, ein zweites Mal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, seine Gedanken über eine nützliche praktische Lebensanschauung dar — eine kurze Botschaft von Güte und Nächstenliebe — einen Aufruf zu Gerechtigkeit und Nachsicht — eine freundliche Ermahnung zu Edelmut und Verständigung.

Sechs Wochen später raffte ihn die Kugel eines Mörders dahin.



*Dank
für die Rettung des Vaterlandes*

KAPITEL XLV

Der letzte der Eroberer kehrt heim — im Sarge

Armer Bursche, er hätte sein kummervolles Schicksal ahnen können. Er war ein gütiger Mensch, ein liebenswürdiger Fürst, malte ganz hübsch, spielte auch nett Klavier und wußte schrecklich viel Botanik. Aber er hatte kein richtiges Kinn — wirklich nicht.

Deshalb trug er wie alle Habsburger einen ulkigen Vollbart, setzte einen wütenden Blick auf und redete in hohlem Pathos von Gott, Vaterland, Pflichterfüllung und allerhand hohen Dingen. Sogar dann wirkte er leicht lächerlich. Und nur einen Augenblick reckte er sich zur Größe seiner Ahnen.

Er hatte sich im Leben nicht zurechtgefunden.

Im Sterben aber entfaltete er wahre Größe.

Und so wird ihm viel vergeben werden.

Dieser unglückliche Fürst, der letzte der Eroberer, wurde 1832 im kaiserlichen Schlosse Schönbrunn geboren. Sein Vater war ein österreichischer Erzherzog, sein Bruder Kaiser von Österreich, sein Schwiegervater König von Belgien, die Hälfte der gekrönten Häupter in Europa nannte er Vettern. Und weil er lesen und schreiben und auch etwas rechnen konnte, meinten die andern Habsburger, in ihm müsse etwas von einem Genie stecken und machten ihn zum Vizekönig in Italien und Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres. In einer Weise aber narrete er sie. Denn er hatte wirklich etwas Verstand, arbeitete angestrengt und tat etwas, worauf nur wenige seiner Verwandten je verfielen, er las und studierte Pläne, See- und Landkarten und wurde im Laufe der Zeit eine anerkannte Autorität im Marinewesen, erhielt bei der Reorganisation der österreichischen Flotte freie Hand und baute Schiffe, mit all den modernen Panzerungen ausgestattet, so daß bis zum letzten Kriege Österreich die Adria und den östlichen Teil des Mittelmeeres beherrschte; und als Vizekönig der Lombardei trat er für vernünftige und freiheitliche Reformen ein, daß durch sie Italien den Habsburgern hätte erhalten werden können; da ihn aber niemand zu verstehen schien, verlor er schließlich den

Mut, resignierte und baute sich bei Triest ein hübsches Schloß, sammelte Fächer, spielte Sonaten von Schubert und wollte den Rest seiner Tage als gütiger, freundlicher Erzherzog verbringen, der keine Sorgen, eine schöne Frau, einen ausgezeichneten Koch und alles, was man sich sonst wünschen mag, hatte.

Zur selben Zeit lebte in einer alten Aztekenfestung des fernen Gebirges von Oajaca ein Indianer, namens Benito Pablo Juarez. In einer Adobehütte hatte er das Licht der Welt erblickt. Ein gütiger Mönch, der die Anlagen des Jungen erkannte, hatte ihn gefördert und Jura studieren lassen. Dann war er Soldat geworden, denn er wollte sich der Politik zuwenden. In seiner Heimatprovinz hatte man ihn zum Statthalter gemacht und endlich im Jahre 1861 zum Präsidenten der Republik Mexiko gewählt. Von Schönbrunn bis Ixtlán war es sehr weit. Aber im Reiche der Geschichte wird auch das Unmögliche wirklich, und wir stellen nun die dritte Person in diesem Trauerspiel vor.

Napoleons III. Großmutter war eine vornehme Kreolin von der Insel Martinique, sein Vater (nach Angabe der besten zeitgenössischen Gewährsmänner) ein holländischer Admiral, sein offizieller Papa indessen ein Bruder des großen Napoleon und seine Frau die Enkelin eines Amerikaners Kirkpatrick, Konsul der Vereinigten Staaten in Malaga, woher der köstliche Wein kommt. In dem Augenblick, da ich Napoleon für meine Erzählung benötige, hatte er Europa gerade erzählt, sein neugebackenes Kaiserreich bedeute F — r — i — e — d — e — n und er sehe sich nach neuen Kontinenten um, die noch zu erobern wären.

Nun zurück zu unserm Freund, dem Indianer.

Juarez war eine ganz seltene Erscheinung: ein Mexikaner, der sein Vaterland um seiner selbst willen liebte. Aufrichtig glaubte er an die Zukunft seiner Rasse, wenn man sie nur in Ruhe ließe. Und um sein Land von dem ewigen Druck seiner zahlreichen Gläubiger für einige Zeit befreien und die laufenden Ausgaben bestreiten zu können, stellte er zwei Jahre hindurch die Zahlungen für auswärtige Schulden ein. Darob große Bestürzung in den „Finanzkreisen“ zu Madrid, Paris und London. Unverzüglich dampften französische, spanische und englische Kreuzer nach Vera Cruz, um „Ersatz“ zu

fordern und auf den Rechten sehr besorgter europäischer Pfandleiher zu bestehen.

Bei ihrem altbekannten Verständniß für die Realitäten des Lebens merkte die britische Regierung bald, daß dieser einfache Indianer Ernst machte und jedes Gramm Störung mit anderthalb Gramm Unbequemlichkeit eigenen Fabrikats vergelten würde. Die englischen Schiffe kehrten deshalb um; die Spanier verstanden den Wink und fuhren auch ab. Napoleon aber, der die von ihm unterhaltene Presse mit glühenden Berichten über eine Welt gefüllt hatte, die wieder einmal die Überlegenheit des gallischen Geistes erfahren sollte, konnte ohne große Einbuße an Ansehen von dem unglückseligen Unternehmen nicht gut ablassen. Recht gegen seinen Willen hielt er daran fest, und soweit seine Soldaten nicht vorher am gelben Fieber starben, schlugen sie sich nach der Stadt Mexiko durch und trieben den Präsidenten Juarez in die Wildnis.

Jetzt erhob sich die Frage: Warum?

Kaiser Napoleon ließ den Thron von Mexiko einem Mitglied des stolzen Hauses Habsburg anbieten. Von Anfang an widersetzte sich Franz Joseph der Idee, die ihm der französische Gesandte verständlich machen wollte.

Maximilian dagegen hielt den Plan für großartig. Er war Romantiker. Er sah sich schon in bescheidener, aber kleidsamer Kaisertracht, wie er sich an die geborstene Säule eines alten Aztekenpalastes lehnte, der Mond leuchtend den fernen Popocatepetl beschien und Tausende von lieben braunen Untertanen Gitarre spielten und die Liebe zu ihrem guten Könige in Liedern priesen.

Um die traurige Geschichte recht kurz zu machen, er nahm an. Er glaubte sogar die Mär, das Volk in Mexiko habe ihn fast einstimmig zum Nachfolger Montezumas gewählt. Auf Verlangen seines nüchternen, aber praktischen Bruders entsagte er jedem Anspruch auf den österreichischen Thron und segelte nach Vera Cruz.

Die Vorstellungen von seiten der amerikanischen Gesandten an europäischen Höfen, daß die Unternehmung Maximilians gegen den in der Botschaft Monroes verkündeten Grundsatz verstieße, wiesen die Majestäten und ihre Exzellenzen mit dem Bemerken zurück, Monroe habe für die Gesamtheit der Vereinigten Staaten gesprochen,

diese beständen nicht mehr, statt ihrer gäbe es zwei kleine Republiken, die in gegenseitigem Vernichtungskampfe begriffen seien.

Für 1863 mochte das zutreffen.

Aber im Laufe eines Jahres waren die Verbündeten Staaten verschwunden, und die Vereinigten Staaten bekamen Hände, Heere und Flotte frei, um ihrem Nachbar Benito zu Hülfe zu eilen.

Zunächst bediente sich Amerika gewisser Druckmittel gegenüber Napoleon. Es wies auf die Siege Preußens über Dänemark hin und auf die Persönlichkeit Bismarcks, der zum größten Schaden Frankreichs die Wiederaufrichtung des alten deutschen Reiches zu betreiben schien.

Napoleon mußte die Wahrheit dieser Dinge zugeben. Ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, zog er ganz plötzlich seine Truppen aus Mexiko zurück und überließ den armen künstlich geschaffenen Kaiser sich selbst.

Hätte Maximilian nur sich retten wollen, so hätte er entweichen können, solange die Straßen nach der Küste noch frei waren. Er war aber ein tieferster Mann von hohem Pflichtbewußtsein und fühlte sich nun an die gebunden, die ihm in seinem Kampfe um den Thron beigestanden hatten.

Als alles verloren war, suchte er den Tod auf dem Schlachtfelde. Aber keine Kugel erbarmte sich seiner, und das Unvermeidliche trat ein. Ein mexikanischer Unterfeldherr verriet ihn an Juarez, und der verurteilte ihn zum Tode durch Erschießen. Maximilian bat für sich nicht um Gnade, versuchte aber Aufschub für die wenigen Generale zu erwirken, die ihm bis zuletzt die Treue gehalten hatten.

Als die Nachricht von seinem Todesurteil ins Ausland telegraphiert wurde, war die ganze Welt starr vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß ein habsburgischer Fürst auf Befehl eines Vollblutindianers hingerichtet werden solle. Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten wandte sich an seinen guten Freund jenseits des Rio Grande und bat um Begnadigung. Juarez antwortete, er könne sich nicht ins Mittel legen, es sei das Gesetz des Landes.

Es ließ sich nichts mehr tun.

Am neunzehnten Juni 1867 wurde Maximilian erschossen.

Ein halbes Jahr später lief ein österreichisches Kriegsschiff mit italienischem Namen unter der Flagge Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät, des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, langsam in den Hafen von Vera Cruz ein. Am Tage danach kehrte der letzte der Eroberer als Leiche tief unten im Schiffsraum heim.



Der letzte der Eroberer

In Utah wird ein goldener Nagel eingeschlagen

Als das Gespenst eines Überfalles von der Stadt Mexiko aus nach Beendigung des Bürgerkrieges für alle Zeit gehannt war, schien die Stunde zu gründlicher Prüfung der wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten, die sich aus dem Wiederaufbau des verwüsteten Südens ergaben, gekommen. Bei der puritanischen Selbstgerechtigkeit, dem hervorstechenden Zuge nördlicher Gesinnung, und dem ewigen Gerede, daß Gerechtigkeit vor Gnade gehe, eine sehr heikle und schwierige Aufgabe.

In den Augen der Nordstaatler, die über dreihundertfünfzigtausend ihrer tüchtigsten jungen Leute verloren hatten, erschien der Süden als Erzschorke und Verbrecher.

Der Süden hatte in der Sklavenfrage der ganzen Union seinen Willen aufzuzwingen versucht.

Als der Versuch scheiterte, hatte der Süden sich von der Gesamtheit getrennt.

Als die Trennung sich nur gewaltsam durchführen ließ, hatte der Süden den ersten Schuß abgefeuert.

Und das alles nur, weil der Süden des absonderlichen Glaubens war, der Weiße sei nach göttlichem Gebot der Herr des Schwarzen.

Nein, die lieben Nordstaatler konnten hierin den Empörern nicht folgen.

Ein Schwarzer war ein Weißer, bloß mit etwas dunklerer Hautfarbe, und zwei Neger aus dem Baumwollgebiet am Mississippi ebensoviel wert wie zwei Robert E. Lee aus Virginien.

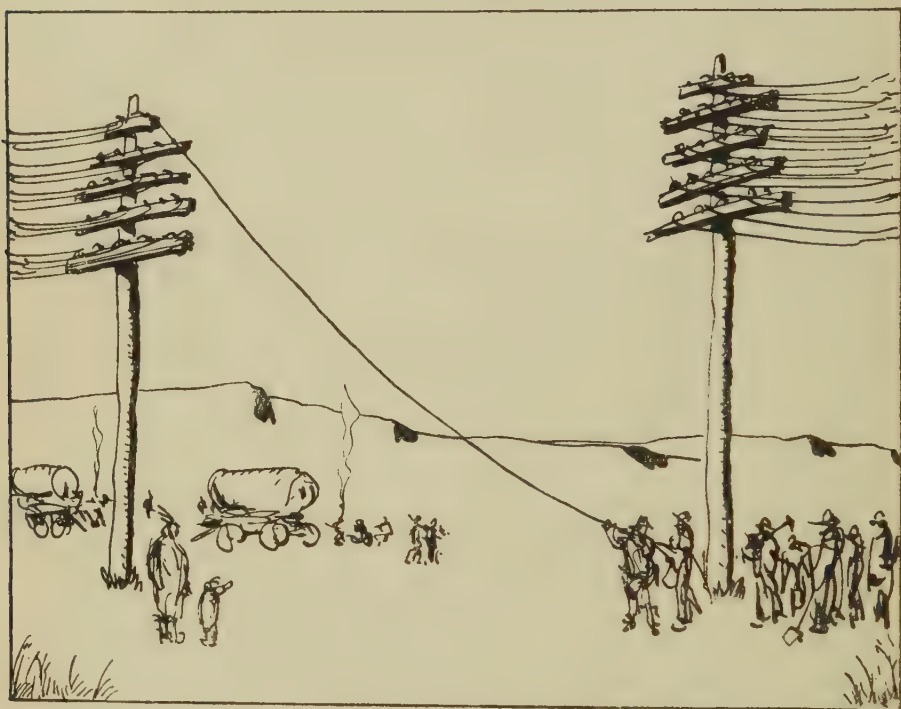
Ein unlösbarer Gedankenwirrwarr und ein kostspieliger Irrtum, denn ehe dem Norden die rechte Erkenntnis kam, war ein ganzes Volk fast zur Verzweiflung getrieben und hatten zehn Friedensjahre unendlich mehr Schaden angerichtet als fünf Kriegsjahre.

Ja, wenn Lincoln noch lebte!

Der aber war dahin, und seinen Platz nahm ein für das hohe Amt völlig ungeeigneter Mann ein. Er war Vizepräsident geworden als

einer der wenigen Politiker aus dem Süden, die der Union die Treue bewahrt hatten; auch wollten die Führer der Partei des Ermordeten den Grenzstaaten durch die Erhebung eines Demokraten aus Tennessee auf einen hervorragenden Platz eine Liebenswürdigkeit erweisen.

Die mörderische Kugel von Booth hatte also den armen Schneiderlehrling auf den Präsidentenstuhl gebracht. Und nun sollte der



Verbindung zwischen Ost und West wird hergestellt

Jünger Andreas Jacksons, dieser berufsmäßige Versammlungsredner aus dem Hinterlande, den Staat durch die größten Schwierigkeiten hindurch steuern. Ein Mann, der in seinem Innersten fühlte, der Süden habe zu Unrecht die Schmach einer völligen Niederlage erlitten, übernahm die Verpflichtung, mit Neuengländern gemeinsame Sache zu machen, die den Norden für den angegriffenen Teil hielten und meinten, die ehemaligen „Verbündeten“ müßten sich glücklich schätzen, überhaupt noch zu existieren.

Die Unvereinbarkeit der beiden Standpunkte führte schließlich zur Anklage gegen den Präsidenten und zu einer langen ergebnislosen Untersuchung. Für den Süden, wo das ganze Wirtschaftsleben seit langem völlig stillstand, bedeutete der unheilvolle Streit zwischen der ausführenden und der gesetzgebenden Körperschaft den Ruin. Die „Hundertprozentigen“ jener Zeit konnten jetzt ihrer Rache und Herrschsucht frönen.

Die Welt war auf den Kopf gestellt: der Schwarze (unter dem Schutze der Bajonette nordstaatlicher Regimenter) kehrte mit naiver Unverständlichkeit gegenüber seinem früheren Gebieter, dem Weißen, den großen Herrn heraus. Die Rückkehr zu normalen wirtschaftlichen Verhältnissen wurde dermaßen erschwert, daß der Süden erst nach zwei Generationen Ansehen und Wohlstand wieder erlangte.

Und wie stets im menschlichen Leben trat das Unvermutete ein. Nord und Süd hatten um die Vormachtstellung in der Union gekämpft, und der Westen trug den Siegespreis davon.

Bisher nur schwer erkennbar im Hintergrund, rückte er nun in den Mittelpunkt der Bühne, und der Glaube des Grenzlandes wurde endgültig die neue Religion für die Menschen an der Küste.

Indirekt hatten die militärischen und politischen Schwierigkeiten im Anfang der sechziger Jahre stark zu dem Umschwung beigetragen. Für die Vereinigten Staaten waren freundschaftliche Beziehungen nicht nur zu den Randstaaten des mittleren Westens, sondern auch treue Gesinnung bei den Bewohnern der pazifischen Küste von höchster Wichtigkeit. Unglücklicherweise trennten diese Menschen weit über dreitausend Kilometer Berg- und Flachland vom Osten, und ein Brief brauchte mindestens sechs Wochen von NeuYork über die Landenge von Panama nach Sacramento. Im Jahre 1860 wurde der berühmte Pony Expres zwischen San Francisco und St. Joseph, Missouri, eröffnet. Wer das Porto von fünf Dollar für die Unze zahlen wollte, konnte jetzt in acht bis neun Tagen einen Brief von Ost nach West schicken.

Dann erfolgte der Bau eines Telegraphen quer durch die Ebene. Eine mächtige, bedenkliche Lücke blieb aber unausgefüllt: Soldaten ließen sich nicht durch den Telegraphen und Geschütze nicht mit



Felsengebirge

dem Pony Expresß befördern. Dazu war allgemein bekannt, daß die noch nicht erschlossenen Strecken ein wahres Paradies des Landmanns und reich an allen Rohstoffen waren.

Eine umsichtige Regierung durfte dies ganze Gebiet nicht unausgenutzt liegen lassen. Eine Zeitlang unterband der Krieg alle Unternehmungen. Wer kräftig genug war, Spaten und Schaufel zu tragen, mußte die Muskete in die Hand nehmen. Kaum aber war Friede geschlossen, als das Werk der Verbindung des Ostens mit dem Westen allen Ernstes begonnen wurde.

Bis jetzt war der Eisenbahnunternehmer dem Pionier gefolgt; nun wurde er selber Pionier. Er wartete nicht mehr, bis ein Gebiet dicht genug besiedelt war, so daß sich der Bau eines Schienenweges lohnte; jetzt stattete er erst ein paar tausend Quadratmeilen unbewohnten Gebietes mit anständigen Verkehrsmitteln aus und lud dann Farmer aus dem Osten und Einwanderer aus Europa zur Niederlassung in annehmbarer Entfernung von den Haltepunkten und zur Benutzung des Schienenstranges für den Transport des Viehes und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein. Und die Vermessungsarbeiten gingen in einem so rasenden Tempo vor sich, daß binnen kurzem das ganze Mississippibecken von einem dichten Eisenbahnnetz bedeckt und die Vollendung der ersten Strecke quer über den Kontinent nur eine Frage von Jahren war.

Am zehnten Mai 1869 wurde bei Promontory Point in Utah ein goldener Nagel in das letzte Meter noch fehlender Schienen geschlagen.

Die Verbindung zwischen Ost und West war vollendet und der erste Teil des Programms mit Erfolg erledigt.

Der zweite Teil war schwieriger auszuführen.

Die Zahl derer, die wohlhabend genug waren, um Ländereien im Westen zu kaufen und mit ihren Familien über den Mississippi zu ziehen, war verhältnismäßig gering. Mancher hatte den guten Willen, nicht aber die fünf oder sechshundert Dollar zur ersten Einrichtung auf dem neu erworbenen Besitz. Um diesen schätzenswerten Bürgern die Übersiedelung zu erleichtern, schuf der Kongreß ein Heimstättengesetz, nach dem jeder ehrliche Bürger von der Regierung zweihundertfünfzig Morgen im Westen unentgeltlich

pachten und behalten konnte, so lange er sie gewissenhaft und einträglich bewirtschaftete.

Diese Maßregel war der Besiedelung des fernen Westens ungemein förderlich.

Auf der wilden Jagd nach neuem Weideland und Weizenfeldern in Texas und den Dakotas, wurden die letzten Reste der Indianer, (denen dieses Gebiet als eine Art „Reugeld“ überlassen worden war,



Der goldene Schienennagel von Utah

als die Vereinigten Staaten die Besitzungen ihrer Ahnen im Osten sich aneigneten), wurden diese armen Wilden rücksichtslos beiseite gestoßen oder in mächtigen Konzentrationslagern eingepfercht und durften dort vegetieren und als sehenswerte Exemplare der einheimischen Fauna der Entartung verfallen.

Solche Grausamkeiten scheinen unvermeidlich das Vordringen der Weißen zu begleiten. In der Theorie erkennen Europäer und Amerikaner die Existenzberechtigung schwarzer, gelber und kupferfarbener Geschöpfe an. In der Praxis sehen sie aber lieber, daß diese

Geschöpfe ihnen nur die Stiefel wuschen oder die Wäsche waschen. Wenn ein Angehöriger der andern Rassen nicht Stiefelputzer oder Aufwäscher werden will, weiß der Kaukasier nichts Rechtes mit ihm anzufangen; er wird nervös, spielt mit seinem Revolver, und in neun Fällen unter zehn geht die Waffe los. Steht der arme Farbige gerade in der Flugbahn des Geschosses — um so schlimmer für ihn. Auf dieses Kapitel seiner Geschichte braucht Amerika nicht stolz zu sein. Jede Seite berichtet von Habgier, Grausamkeit und Vertragsbruch. Aber was vermögen ethische Grundsätze im Kampfe gegen Naturgesetze? Das Gebiet von mehr als fünf Millionen Quadratkilometern, Gebirgs- und Flachland umfassend, das die Vereinigten Staaten den Franzosen, Mexikanern und Engländern abgekauft, abgehandelt und abgenommen hatten und das einige der reichsten Gold-, Silber-, Blei- und Kupferlager auf der Welt enthielt, war Besitz einer schwachen Rasse, die noch mit Pfeil und Bogen kriegte, und Sehnsucht einer starken Rasse, die ihren Wünschen mit Gewehren und Kanonen Ausdruck verlieh.



Diplomatischer Zwischenfall

KAPITEL XLVII

Niedergang und Verfall der amerikanischen Kultur

Wir alle kennen die Klagen der Älteren unter uns, daß wir im Zeitalter des Jazz leben, unsere Zeit zu schnelllebig sei und unsere Kulturentwicklung sich überstürze.

Alte Leute aber jammern stets und ziehen immer Vergleiche, und deshalb sagen die Jungen auch sehr höflich: Ganz richtig! und kümmern sich weiter nicht um diese Lobredner der guten, alten Zeit.

Morgen wird sich Großpapa wieder über etwas anderes aufregen, und wir werden ein neues Klagelied hören über den Mangel an Ehrerbietung bei der jüngeren Generation oder die abscheulichen Stücke, die jetzt in Neuyork und Berlin gespielt werden. Dennoch scheint (obgleich mir dies Bekenntnis recht schwer fällt) die Lebensform wirklich durch die Einführung von Dampf und Elektrizität ganz bestimmt beeinflußt zu sein und die westliche Kultur (man mag sie auch die christliche Kultur oder die der weißen Rasse nennen) mit unerhörter Geschwindigkeit abzulaufen.

Die Amerikaner haben in fünfzig bis sechzig Jahren geschaffen, wozu andere Nationen vierzig bis fünfzig Jahrhunderte brauchten. Bei seiner Ankunft in Nordamerika fand der Weiße einheimische Kulturen vor, von denen einige sehr primitiv, andere hoch entwickelt waren. Die ersten Einwanderer kümmerten sich aber um solche Dinge nicht. Sie schlugen, hieben, brannten oder schossen nieder, vernichteten überhaupt möglichst schnell alles, was die Eingeborenen geschaffen hatten. Sie töteten den Indianer, nahmen sein Land in Besitz, und die einheimische Kultur wurde in die Ateliers von Hollywood verbannt.

Dann brachte der Weiße sein Heim in Ordnung, und es folgte die zweite Periode amerikanischer Kultur, die der Siedler. Die dauerte ungefähr vom Anfang des siebzehnten bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In Kunst und Wissenschaft leistete sie nichts. Zur Weltliteratur steuerte sie ein paar erbärmliche Predigten

und höchst interessante „Gespräche“, das Werk mehrerer jesuitischer Missionare in Kanada, bei.

Die dritte Periode der amerikanischen Kultur begann mit der Republik und umfaßte die Zeit von 1776 bis 1865. Die Kolonisten trennten sich bewußt und gern von Bekannten, Freunden und Verwandten in Europa, kehrten der Alten Welt den Rücken und schufen entschlossen eine eigene Kultur, eine Lebens- und Denkweise, die den Geist der erkämpften Freiheit veredelt widerspiegeln sollte.

Die ersten Ergebnisse des lobenswerten Versuchs brachten rechte Enttäuschung: Plattheiten, Wiederbelebung der Schäferpoesie, die auf der übrigen Welt schon vor einem halben Jahrhundert erledigt war. Trotzdem war es eine Zeit geistiger Bewegtheit und geistigen Ringens. Die Ära Jeffersons und Jacksons läßt sich nicht abtun als eine Zeit der häßlichen Möbel, scheußlichen Öldrucke und bärtigen Staatsmänner mit fürchterlichen Angströhren auf dem Kopf, die über endlose Themen endlose Reden hielten, die heute kein Mensch mehr anhören möchte.

Ganz sicher herrschte in diesen neunzig Jahren das Bestreben, die Wirklichkeit besser zu gestalten als bisher — unternahm man den Versuch, wirtschaftlichen Wohlstand auf Wegen zu erreichen, die bis dahin der Allgemeinheit noch nie offen gestanden hatten. Alles geschah im Namen Amerikas.

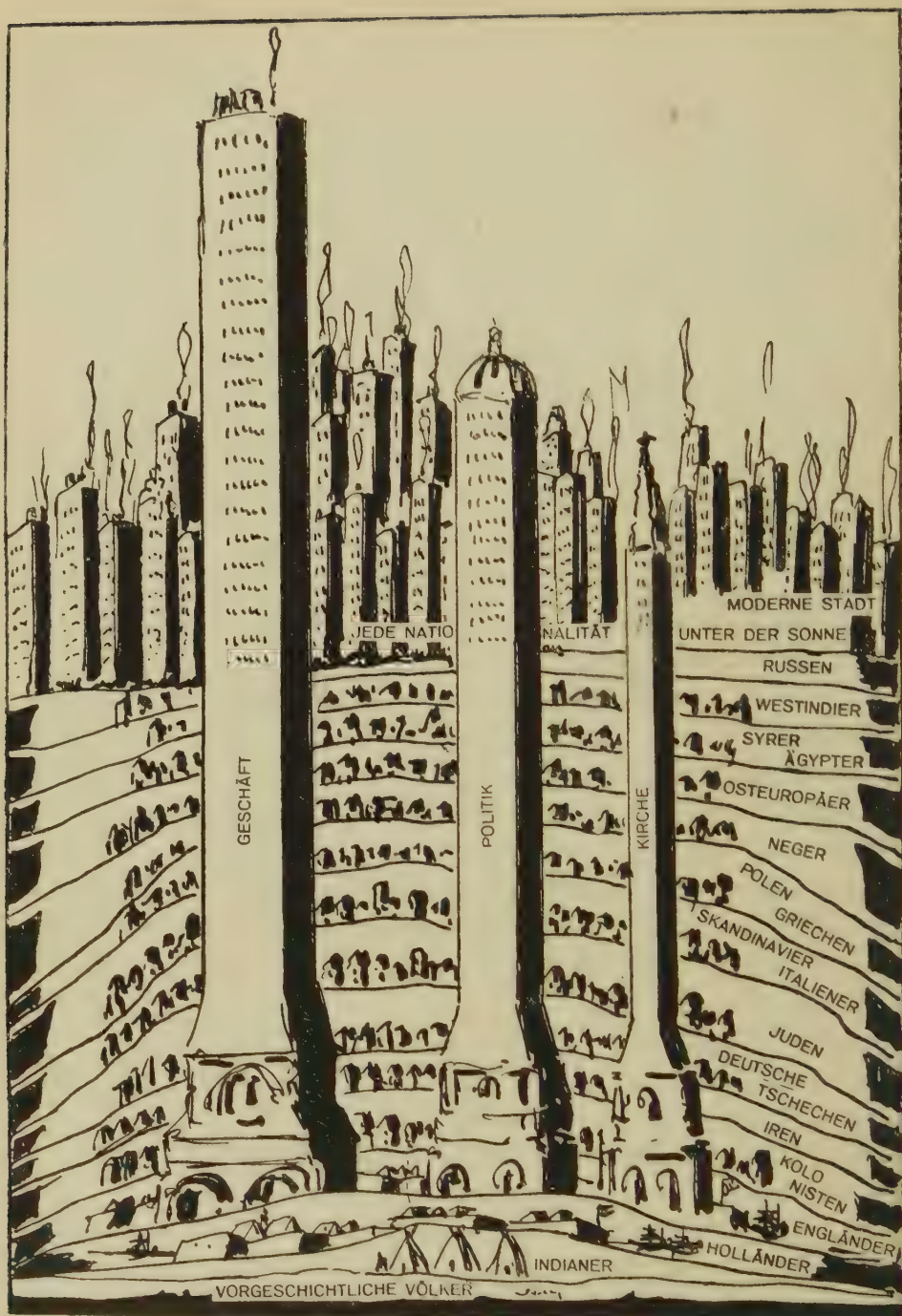
Es war eines der interessantesten Experimente in den letzten fünfhundert Jahren. Und es ist jammerschade, daß es einen so schwachvollen Ausgang genommen hat.

Wie kam das?

Ich weiß es nicht.

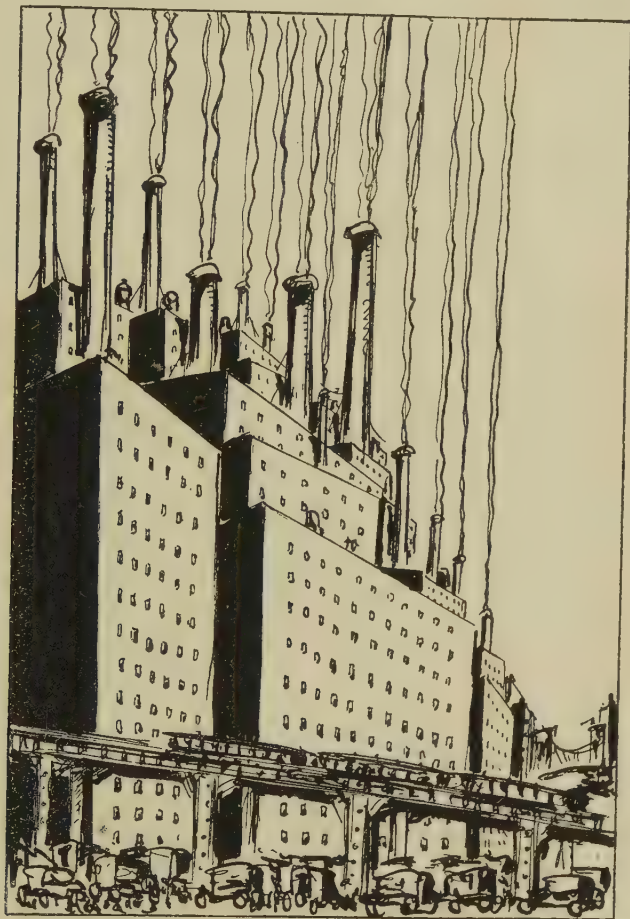
Die Geschichtswissenschaft steht noch am Anfang. Derartige Fragen sind noch nicht mit der Gründlichkeit erforscht worden, die man auf das Studium des Kornwurms oder der Kartoffelkrankheit verwandt hat.

Wie gewöhnlich in solchen Fällen bewirkten mehrere Ursachen zusammen den plötzlichen Niedergang dieser letzten, typisch amerikanischen Kultur. Die wichtigste war die plötzliche Vernichtung der besten Elemente unter der jüngeren Generation. Die militärischen



Moderne Stadt

Führer im Bürgerkriege waren schreckliche Menschenschlächter. Die armen Kerle, die nicht in der Schlacht fielen, gingen oft durch Krankheit zugrunde oder wurden Opfer jener Vernachlässigung, die von den Kriegsmachern und ihrem politischen Anhang als un-



Kraft und Stoff

vermeidlich mit einem solchen gewaltigen Ringen verbunden bezeichnet wurde.

Auf jeden Fall, sie waren dahin.

Und wer konnte an ihre Stelle treten?

Die Schlaffen, die gewartet hatten, bis man sie holte, die „unabkömmlichen“ jungen Leuchten in Verwaltung und Handel, die sich



Einwanderungen

jemand gekauft hatten, der für sie starb, während sie wohlbehalten und sicher daheim saßen.

Im Jahre 1865 waren Nord und Süd der Vereinigten Staaten also gerade derer beraubt, die am besten die Kultur hätten fortsetzen können. Und diese unglücklichen Verhältnisse traten gerade in dem Augenblick ein, als die Herrschaft des Menschen (*homo sapiens*) über die Welt von einem leblosen Konkurrenten bedroht wurde: dem Eisenmenschen oder der Maschine.

Europa, wo kleine Gruppen von Berufssoldaten im Kriege kämpften, konnte den Unglückstag noch für eine Zeit hinausschieben.

Amerika aber, seines kostbarsten Schutzes beraubt, ergab sich fast augenblicklich.

Es wurde sehr reich dadurch.

Zu gleicher Zeit verlor es aber etwas anderes unwiederbringlich: die großzügige Mitarbeit der jüngeren Generation.

Jugend ist begeisterungsfähig.

Kann ein gesunder junger Mensch aber innerlich interessiert sein, wenn er seine Tage in einem eisernen Käfig damit zubringt, anderer Leute Geld zu zählen, oder seinen Mitmenschen Sachen verkaufen muß, die sie gar nicht haben wollen und meistens auch nicht benötigen?

KAPITEL XLVIII

Ellis Island und Plymouth Rock

Eine kleine Schar ungewöhnlich unternehmungslustiger Menschen in äußerst günstigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen hatte einen Staat gegründet und ein Gebiet in Besitz genommen, deren Macht und Ausdehnung in keinem Verhältnis zu der numerischen Stärke dieser Leute standen. In Kriegen und auf Entdeckungsfahrten hatten sie sich geschunden. Reichtum hatten sie erworben. Äußerer Behaglichkeit hatten sie den Reiz eines kultivierten Lebens geopfert. Sie hatten sich Bequemlichkeit geschaffen und die wahre Lebenskunst verloren.

Nun waren sie Herren unendlicher Strecken Landes. Sie nannten mehr Gebirge, Seen, Flüsse, Bergwerke, Kornfelder und Weideplätze ihr eigen als je ein Sterblicher.

Aber Flüsse, Forsten und Felder sind wertlos, wenn keine Arbeitskräfte vorhanden sind, um ihre Schätze zu heben.

Und wer sollte es tun?

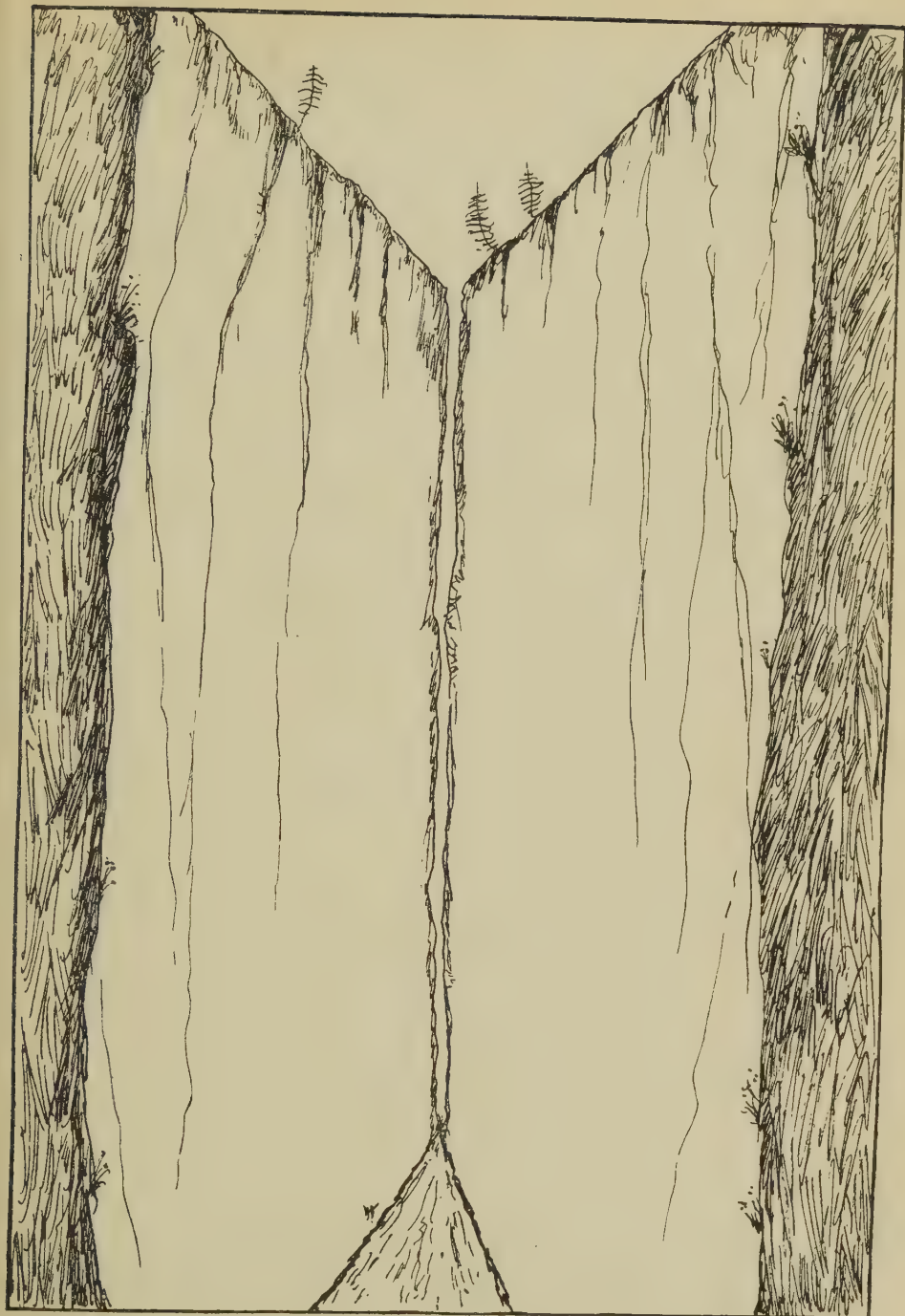
Unsere Söhne, sagten die Pioniere.

Die besten unter ihnen ruhten aber auf den Schlachtfeldern von Gettysburg und Antietam. Und die Überlebenden schienen — unbekannt weswegen — unfähig oder abgeneigt, sich fortzupflanzen. Der alte Stamm wollte sich nicht mehr dem Alltagswerk in Landwirtschaft und Geschäft widmen.

Er bildete sich zu einer Klasse von Gutsbesitzern, Lehnsleuten in einem neuen Zeitalter der Wirtschaft um.

Er verlangte emsige Arbeiter, Knechte und Mägde. Das Angebot von Ortsansässigen war unbedeutend. Kurzum, es war die uralte Geschichte von der herrschenden Klasse ohne Beherrschte.

Darum taten die Amerikaner, was Babylonier und Ägypter vor dreitausend Jahren getan hatten — was die Römer in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung taten — sie öffneten den Fremden die Tore — und „rundfunkten“ eine Einladung „an alle“, sich bei ihnen eine Heimat zu gründen.



Cañon alten Stils

Anfangs scheint solche Politik ganz harmlos.

Der Barbar mit fremder Sprache, in grober Kleidung, gesellschaftlich unbeholfen, sehr bescheiden in seinen Ansprüchen, sieht nicht nach einem furchtbaren Gegner aus.

Er schläft im Viehstall. Die Schule lehrt seine Kinder Achtung vor den Geboten der Herren. Solange er seine eigenen Götter den verehrungswürdigen heimischen Gottheiten nicht irgendwie nahe bringt, darf er zu ihnen weiter beten. Und wenn er weiß, „wohin“ er gehört, und seine Minderwertigkeit im Verhältnis zur herrschenden Schicht (seien es nun Babylonier, Amerikaner oder Chinesen) anerkennt, wird er anständig behandelt und bekommt tüchtig zu essen, damit er nicht von Empörung träumt.

Sobald er aber soviel zu essen hat, daß er seinen trägen Verstand wieder gebrauchen kann, stellt er Fragen.

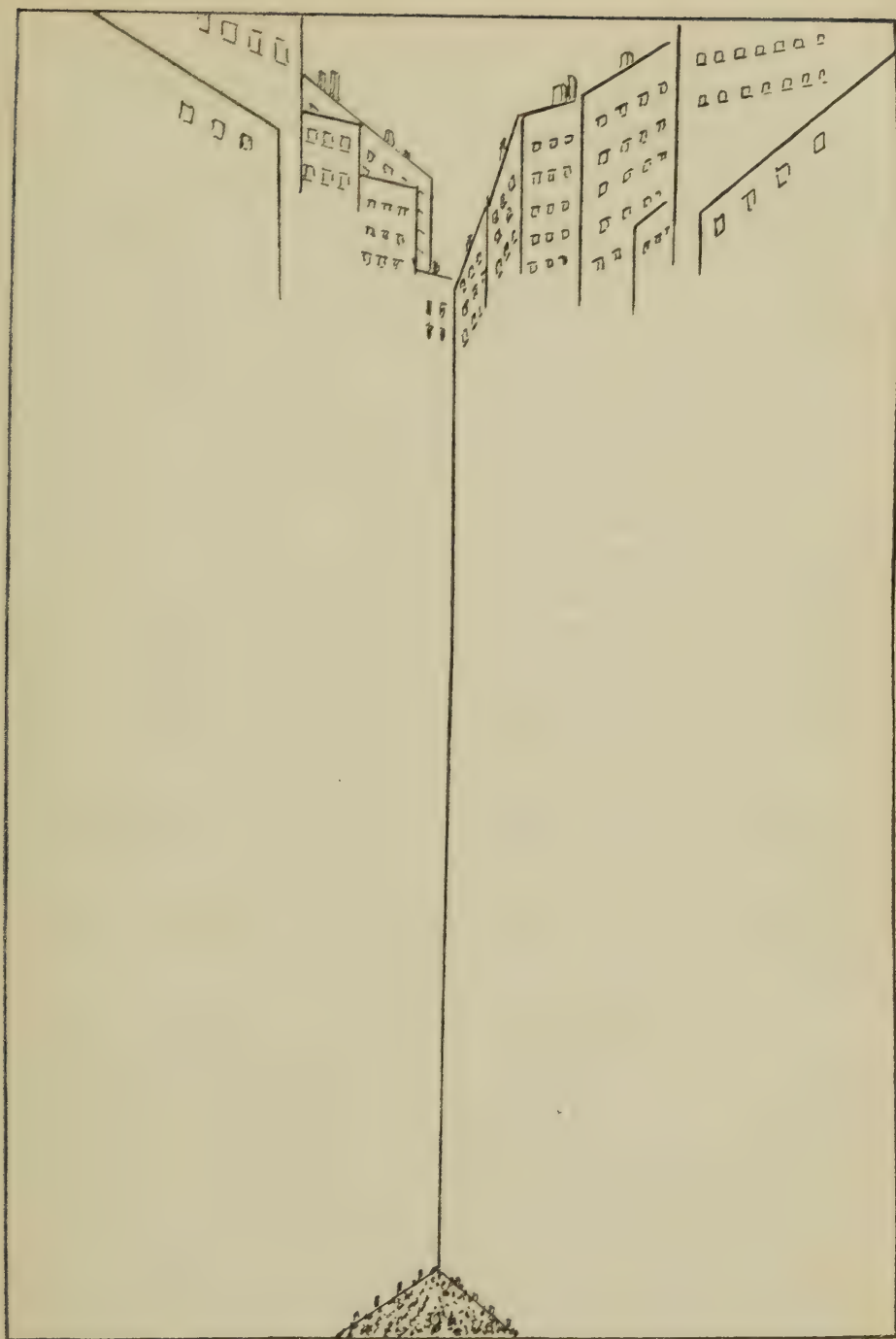
Immer wieder wird ihm erzählt, wie glücklich er sich nun als *Civis Romanus* (oder *Civis Americanus*) in seinem Haus aus Stein statt in seiner Lehmhütte fühlen müsse; jetzt könne er siebenmal in der Woche essen, nicht ein einziges Mal wie früher, trage Schuhe und gehe nicht mehr barfuß.

Leicht verwirrt sagt er „Jawohl, gnädiger Herr“. Eines Tages aber findet die Schlange den Weg in sein kleines Paradies und flüstert ihm ins Ohr: Wer wird auf deine Kosten reich? Wem baust du Straßen? Wem holst du Kupfer und Kohlen aus dem Schoß der Erde? Wem führst du die Eisenbahnzüge? Wem baust du Häuser? Wem bohrst du Tunnel in den harten, unnachgiebigen Felsen? Und dann ist die Unruhe da.

Noch nicht in der Regel bei der ersten Generation. Sie ist vom Leben zu hart mitgenommen, um Fragen zu stellen.

Die zweite Generation indessen kennt die Länder nicht, aus denen die Eltern kamen. Sie urteilt nur über das Hier und das Jetzt. Und mit denen ist sie nicht zufrieden.

In den vorangehenden achtzig Jahren konnten die ersten Siedler sich in ihrem Besitz behaupten. Sie hatten Kinder und Enkel, die ihnen zur Seite standen. Aber nach den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gerieten sie allmählich ins Hintertreffen. Sie mußten den Neuankömmlingen die Reihen öffnen, und was



Cañon neuen Stils

noch schlimmer war, ihnen wichtige Posten überlassen, denn diese waren jünger, kräftiger und gescheiter als viele Einheimische. Und damit begann das Ende der Vorherrschaft der Pioniere.

Die Nachkommen derer, die zwei Jahrhunderte zuvor auf Plymouth Rock gelandet waren, wollten als rechtmäßige Herren des neu errichteten Reiches angesehen werden. Ihre Sprache sollte die Landessprache, ihr Gott der Gott aller Gläubigen sein, ihre Moral als vorbildlich für die Lebensführung in ihren Gebieten anerkannt werden. Wenn aber eine beständig zusammenschmelzende Minderheit die Gabe der Führerschaft verliert und sich damit begnügt, im Zimmer zu sitzen und ihr überschüssiges Geld auf Zinsen zu geben und andere für sich arbeiten zu lassen, dann wird diese kleine Gruppe früher oder später der Macht durch die beraubt, die noch vor kurzem für sie Gräben aushob und Tunnel bohrte.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mußten die Besieger von Santa Anna die Strenge des Gesetzes erfahren, nach dem die Natur ein Vakuum scheut. Daß sie den Prozeß der Auffüllung beschleunigten, weil sie aus wohlverstandenen eigenen Interesse die Einwanderung großzügig förderten, hat dabei nichts zu sagen. Ganz gewiß war es ein Fehler, der aber so alt ist wie das Niltal — oder noch älter.

In letzter Stunde wurden eilig noch ein paar Anstrengungen unternommen, um zu retten, was zu retten war.

Eine mächtige Burg wurde auf der Straße errichtet, auf der die Horden der „Barbaren“ anrückten, das Einwanderungsamt auf Ellis Island.

Das vielsprachige „boardinghouse“, von dem Präsident Roosevelt mit so galliger Bitterkeit redete, entwickelt sich wohl nicht weiter. Im Laufe der Zeit wird es etwas weniger vielsprachig werden, das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Tage der Angelsachsen als der herrschenden Klasse in der Republik gezählt sind.

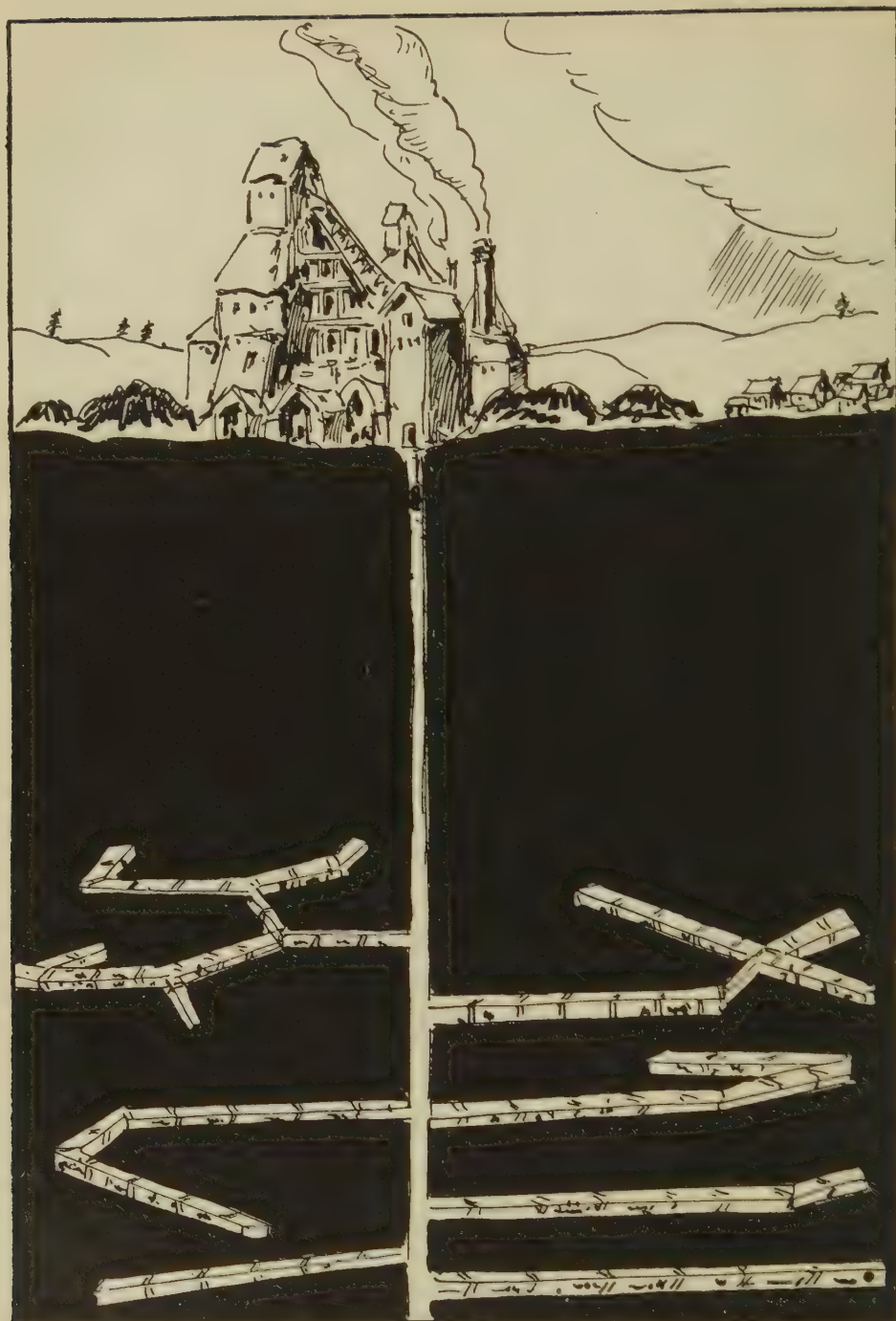
Kraft und Stoff, die neuen Götter

Solange es in der Welt Kluge und Dumme, Mutige und Feige geben wird, solange wird es auch Herrschende und Beherrschte geben. Vielleicht liegt es im Interesse der Herrschenden, diese Tatsache zu verschleiern. Demokratie beruht mehr als jede andere Regierungsform auf klug erdachter, systematischer Schmeichelei. Es erscheint deshalb häufig ratsam, dem Durchschnittsmenschen den Glauben zu lassen, er bedeute die Quelle aller Macht, „Im Namen des Volkes“ auf Staatsurkunden mehr als eine Redensart. Wie schon gesagt, erfordert wohl das Interesse der Herrschenden, dies Märchen immer wieder zu erzählen. Die Geschichte hat aber wenig mit Märchen zu schaffen, und wir können ganz unumwunden feststellen, daß jede Zeit und jedes Land seine Herrscherklasse und seine Untertanenschicht gehabt hat und die Gesetze, nach denen die Beziehungen sich zwischen den beiden regeln, heutzutage am Potomac und Red River genau so gelten, wie vor viertausend Jahren im Tale des Indus oder Euphrat.

Wir haben aber hinsichtlich dieser Beziehungen noch andere Entdeckungen gemacht, die für das Verständnis der Vorgänge in unserer Umgebung von größter Wichtigkeit sind. Höchst bedeutsam ist ein Satz aus dem sozialbiologischen Gesetzbuch, der die eigenartige Anbetung toten Besitzes in der Gegenwart erklärt und folgendermaßen lautet:

Die Mächtigen bemühen sich, ihre materiellen Interessen als ein System ideeller Bestrebungen zum Besten der Machtlosen darzustellen, oder in einfachem Deutsch: die „Oben“ versuchen die „Unten“ davon zu überzeugen, jedes Gesetz zugunsten der Palastbewohner bilde in Wirklichkeit einen Teil des Sittengesetzes und Gehorsam gegen solch heiliges Gebot bedeute Gehorsam gegen den offenbarten Willen Gottes.

In den ersten fünfzig Jahren nach Errichtung einer selbständigen Republik gab es in Amerika so viel freies Land, daß Millionen



Kohle

Menschen glücklich und behaglich⁷ leben konnten, ohne einen Herren über sich anzuerkennen.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Welt Jeffersons und des ersten Adams so versunken wie die Zeit Assurbanipals. Die Verhältnisse wurden wieder normal, d. h. die Menschen schieden sich wieder in zwei Klassen, eine kleine, die Kredit gewährte, und eine große, die ihn benötigte. Und damit trat das alte Gesetz, von dem ich oben sprach, wieder in Kraft; die Herrschenden stellten ganz unbewußt, aber ebenso entschieden Lebensregeln auf, die allen guten Bürgern das Ideal sein sollten, nach dem sie, ihre Kinder und Kindes-
kinder streben mußten.

In diesem Falle hieß das Ideal: Reichtum. Das war gewiß nichts Neues. Aber noch nie in der menschlichen Geschichte hatte sich Gelegenheit geboten, so großen Besitz in so kurzer Zeit zu erwerben, wie denen, die ihr Schicksal vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nach Nordamerika führte.

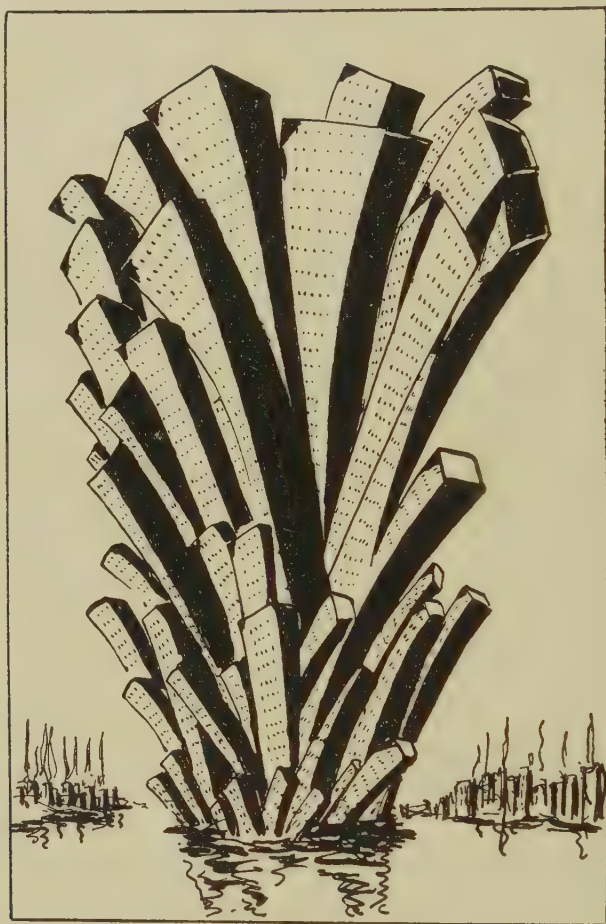
Infolgedessen erlangten die materiellen Güter Hochschätzung, wie sie bisher allein die geistlichen Güter, deren Verwalter die mittelalterliche Kirche war, genossen hatten.

Nach der Beendigung des Bürgerkrieges und der Beseitigung Maximilians brauchten die Vereinigten Staaten keinen Angriff von außen mehr zu fürchten. Eine kleine, gut geleitete Marine reichte zu Verteidigungszwecken aus. Soldatische Tugenden waren für den Schutz der Heimat nicht mehr nötig und verschwanden. Genau so ging es mit dem Selbstvertrauen und dem Freiheitsdrang, Charaktereigenschaften, die fast ein Jahrhundert lang die Menschen im Grenzlande geziert hatten.

Nein, das neue Sittengesetz hatte keine Verwendung mehr für die Tugenden des selbständigen Grenzlandmanns, und die neuen Herren sahen sich nach anderen Geboten um. Sie proklamierten die Hochheiligkeit der Materie. Und zum Schluß schufen sie einen neuen Götzen, den die Republik in Zukunft anbeten sollte; und nannten ihn „Erfolg“. Das war aber nicht alles.

Die alten Grundsätze des „behaglichen Lebens“, wie es die sorglosen Brüder vom Grenzlande geführt hatten, wurden als nicht mehr nützlich beiseitegeschoben.

Ein neues Evangelium ward aufgezeichnet: es verkündete als die höchsten Bürgertugenden Wirtschaftlichkeit, Zeit- und Kraftausnutzung, geregelte Arbeitszeit, geregelte Gewohnheiten, treues Verhalten gegenüber dem Arbeitgeber, Unterwerfung unter den Willen der Mehrheit, bescheidene Unterordnung unter allgemeine Wünsche.



Überstürzig

Und dabei ging man so gescheit und behutsam vor, daß bald das alte Schlagwort „Sei dir selbst treu, und du wirst glücklich“ dem neuen Ruf „Gib dein Selbst auf, und du wirst reich“ weichen mußte. Diese neue Lebensanschauung spiegelte sich alsbald in der Politik des Landes wider.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts waren die Präsidenten der Vereinigten Staaten Männer von hervorragenden Charaktereigenschaften, nicht alle zwar bewandert in der Staatsmannskunst, jeder aber in seiner Art eine ausgesprochene Persönlichkeit. Einige wie Polk, Pierce und Fillmore, Männer von ziemlicher Mittelmäßigkeit, waren aber Vertreter bestimmter Ideen. Durch Kampf waren sie ans Ziel gelangt. Man schätzte sie, oder lehnte sie ab. Sogar ihre schlimmsten Feinde konnten sie nicht als *quantités négligeables* behandeln.

Wenn kleine Jungen damals das Alter erreichten, in dem sie Fragen stellen, sagte man ihnen, durch angestrengte Arbeit und unermüdlichen Fleiß könnten sie jede Stellung in dem mächtigen Lande erreichen, dessen Bürger sie seien, ja, sie könnten ihr Leben als Präsident der Vereinigten Staaten beschließen, die höchste Würde auf der Welt. Das alles änderte sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Den kleinen Jungen wurde nicht mehr eingeschärft, das hohe Ziel ihrer Lebensbahn könne das „Weiße Haus“ sein; es hieß jetzt, wenn sie sich dem Leben einigermaßen anzupassen verständen, könnten sie reich werden, und Reichtum bringe Ehren.

Die Leute, die nun zum „Kongreß“ gingen, waren nicht mehr Vertreter von Ideen, guten, schlechten, farblosen, aber doch Ideen. Nein, sie zogen in das Repräsentantenhaus als Beauftragte einer Interessengruppe. Sie redeten für „Holz“ oder für „Kohlen“ oder für „künstlichen Gummi“. Sie erhielten ihre Weisungen von den Aktionären. Sie dachten über das gemeinsame Vaterland wie ein Händler über seine Ware. Und das Land vergalt ihnen ihre Dienste und erinnerte sich ihrer, wie ein Kaufmann Angestellte behandelt. Die Pioniere, die weiter nach Westen gezogen waren, auf den Farmen in Wisconsin, Kansas, Wyoming und den Dakotas sich niedergelassen und das alte Unabhängigkeitsgefühl nicht völlig verloren hatten, wollten manchmal die Schranke des Materialismus durchbrechen und gaben häufig ihrer Unzufriedenheit durch Gründung einer neuen Partei Ausdruck. Sie erreichten aber nichts. Sie wurden ausgelacht. Oder wenn das Verlachen sie nicht genug schädigte, wurden sie als Gegner der neuen Lehre geächtet.

Und die Mühlen Gottes mahlten beständig weiter.

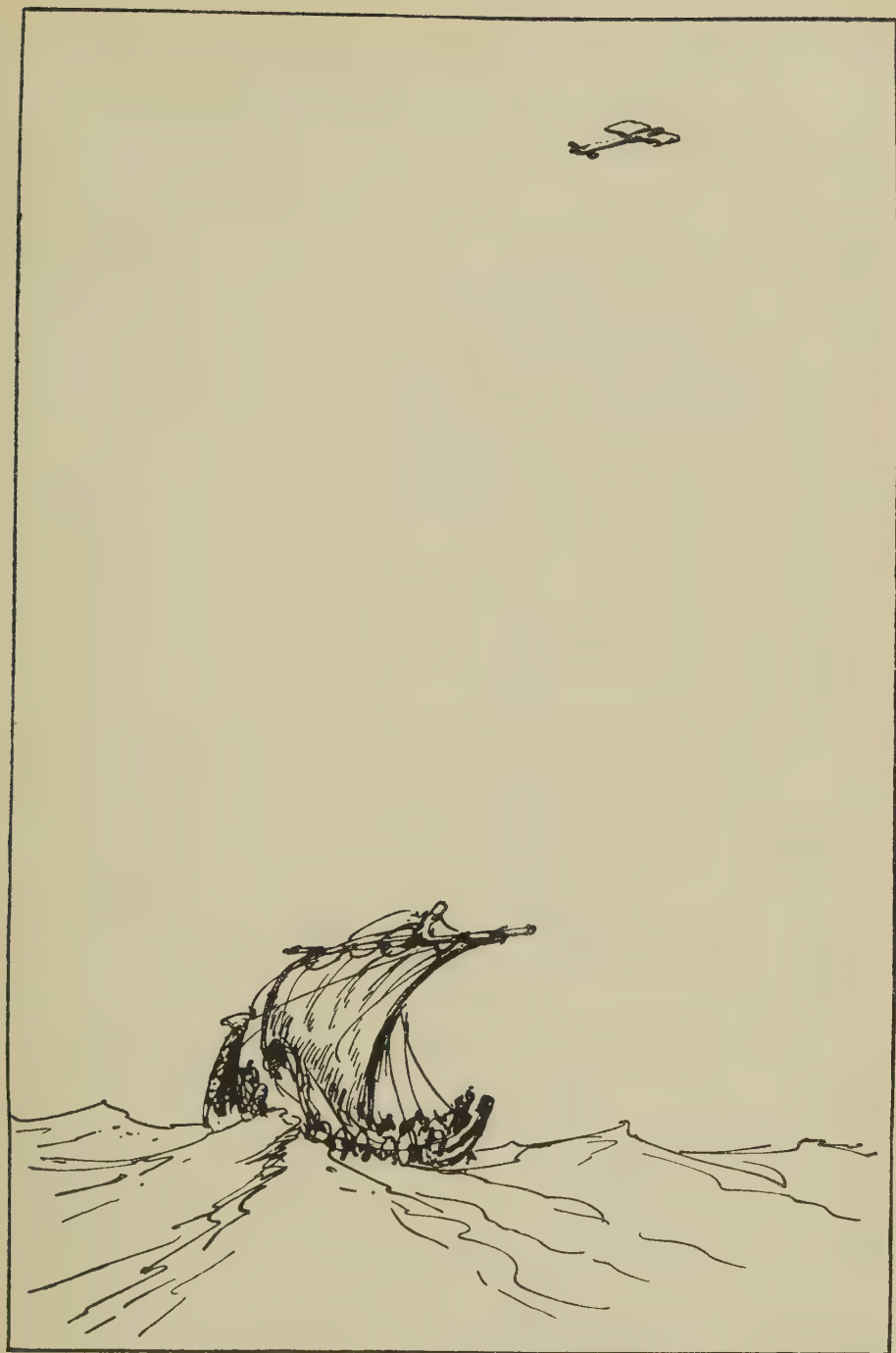
Kohle, Eisen, Blei, Wasserkraft, Öl, Silber, Gold wurden erzeugt und mehrten das Volksvermögen.

Zu Millionen strömten Einwanderer an die amerikanischen Küsten und nahmen zum höheren Ruhme des Götzen Erfolg ihre Tätigkeit auf. Bis der Mensch, dem eisernen Ungeheuer völlig versklavt, das er sich als Gehilfen zu vielfacher Arbeit aufgezogen hatte, Höriger seines Sklaven wurde.



Gen Osten

Ein Mann, der von ungefähr zur Präsidentschaft gelangte, entfachte einen Kampf gegen den Wahnsinn einer Politik, die den Menschen entseelte, wenn sie ihm auch die Börse mit Gold füllte. Die Aufgabe war entweder zu schwierig für ihn, oder Theodor Roosevelt hatte nicht genug Zeit, um seine Ideale zu verwirklichen. Denn kaum war er vom Schauplatz abgetreten, als alles wieder seinen alten Gang ging, und die Republik blieb, was er sie genannt hatte: ein vielsprachiges boardinghouse, eine vielsprachige Fabrik, eine vielsprachige Sparkasse ohne Seele.



Gegenbesuch

Unter solchen Umständen konnte die einzige Rettung aus dem Reiche der Literatur kommen. Gewöhnlich ist der Satirenschreiber einflußreicher als der politische Reformator, und ein Gänsekiel mächtiger als eine ganze Kompagnie Maschinengewehre. In diesem Falle indes wurde die Literatur völlig geschlagen. Einige bedeutendere Kritiker des herrschenden Systems wurden umschmeichelt, daß sie sich ergaben. Wer von ihnen der neuen Diktatur der Materie sich nicht unterwerfen wollte, wurde niedergetrampelt. Die anderen verloren den Mut und sangen im Hintergrunde Lobgesänge.

So lagen die Dinge bis vor etwa fünfzehn Jahren. Von der übrigen Welt weit entfernt, im Osten und im Westen durch große Meere geschützt, war das Land praktisch unangreifbar.

Es konnte seinen Willen allen diktieren, die in Schußweite seiner Schlachtschiffe sich befanden, und jedesmal, wenn solche Politik rätlich schien, zögerte es nicht, in sehr drastischer Weise, oft mit unnötigem Kraftaufwande, sich einzumischen.

Und dann stellte ganz plötzlich und unerwartet das Schicksal eine abgeschmackte Frage.

Ihr habt, so bemerkte diese Gottheit (die des Humors nicht enträt), ihr habt mehr Schätze aufgehäuft als je irgendeiner zuvor. Ihr habt größere Fabriken, schnellere Züge und höhere Häuser als sonst jemand gebaut, eure Bankeinlagen gehen in die Billionen, und euer Volksvermögen ist größer als das irgend eines Landes seit Molochs Zeiten. Nachdem ihr nun dies alles besitzt, was wollt ihr, um die Worte eines eurer gescheitesten Mitbürger zu gebrauchen, damit anfangen?

Und als die Amerikaner darüber nachdachten, wußten sie es wahrhaftig nicht.

Billigere Rohstoffe gefragt

Der Dreißigjährige Krieg war ein direktes Ergebnis der Tätigkeit Martin Luthers. Die von dem Bergmannssohn hervorgerufene religiöse Bewegung teilte Deutschland in zwei unversöhnliche Parteien. Nach 1517 fühlten sich die Deutschen nicht mehr als Deutsche, sie waren Protestanten oder Katholiken, und das zarte Band eines gemeinsamen Vaterlandes war völlig zerrissen. Der Dreißigjährige Krieg, Folge solcher Zustände, zerstörte das Reich, ließ die Bevölkerung auf ein Viertel zusammenschmelzen und warf die deutsche Kultur um zwei Jahrhunderte zurück. Wegen dieser Wirkung spielt der gewaltige Krieg in dem Kapitel eine wichtige Rolle.

In dem Zeitraum, in dem die großen Völker Europas entfernte Gebiete der Erde unter sich teilten, war Deutschland zu ohnmächtig, um seine Ansprüche geltend zu machen.

Spanien kämpfte mit Portugal, Portugal mit Holland, Holland mit Frankreich — und England mit ihnen allen um den Besitz von Asien, Afrika und Amerika, und als die Kriegswut verrauchte, behielt jede Nation soviel Land, als sie mit ihrer Menschenkraft und ihren Geldmitteln zur Entwicklung zu bringen vermochte.

Im neunzehnten Jahrhundert wurde ein Recke namens Otto von Bismarck Lenker der Staatsgeschäfte und Vertreter der Interessen der Hohenzollern und schmiedete die widerstrebenden Teile Deutschlands zu einem mächtigen Einheitsstaat zusammen.

Vom Standpunkte des Durchschnittseuropäers oder Amerikaners haftete dieser Leistung ein großer Fehler an: sie erfolgte zweihundert Jahre zu spät. Der verfügbare Kohlen-, Eisen- und Ölvorrat war schon zu einer Zeit verteilt, da niemand gegen die Ansprüche der Weißen sich auflehnte außer einigen hilflosen Rothäuten und Negern. Jetzt gehörten alle Kohlen-, Eisen- und Ölgebiete stark bewaffneten Ländern, deren Gedeihen von diesem Besitz abhing und die ihn mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen jeden Angriff schützten.

Deshalb bedeutete Deutschlands Wunsch, auch teil an diesen Rohstoffen zu haben, Krieg, und Krieg war das letzte, was die tief verschuldeten Länder Europas sich leisten konnten.

Aber wieder sahen die handelnden Staatsmänner der Zeit alle ihre Pläne durch geheimnisvolle wirtschaftliche Kräfte über den Haufen geworfen, die unbekümmert um Fürsten und Präsidenten, Rüstungsbeschränkungen und Friedensgesellschaften am Werke waren.

Die Anbetung der Materie beschränkte sich nicht auf den amerikanischen Kontinent. Alle anderen Länder fielen dem neuen Götzen zum Opfer. Überall war die Maschine höchste Herrscherin. Eine Maschine ist aber gefräßig. Alle paar Minuten verlangt sie Futter, sie ist ziemlich wählerisch und beansprucht ungeheure Mengen Kohle, Eisen, Kupfer, Blei und andere Stoffe oder arbeitet nicht. Und wenn erst der Punkt erreicht ist, wo eine Nation zum größten Teil für ihren täglichen Bedarf vom maschinellen Betrieb abhängt, muß die Regierung ununterbrochene Zufuhr von Rohstoffen sichern, sonst setzt sie die Bevölkerung fast sofortigem Hungertode aus. Besonders wenn dank den modernen Methoden vorbeugender Medizin die Untertanen so an Zahl zunehmen, daß sie jedes verfügbare Quadratmeter Boden besiedelt haben und die Heimat verlassen oder ein Stück Land, das andern gehört, wegnehmen müssen.

Das trat in dem neuerstandenen Deutschen Reiche ein. Zweihundert Jahre zu spät erschien es auf der Bühne und wollte den Zeitverlust durch solches selbstbewußte Auftreten und solche Energie wettmachen, daß die andern Nationen, von dem Gefühl ungewisser Gefahr erfüllt, Maßnahmen zum Schutze ihres Landes und des von den Vorfahren überkommenen Kolonialbesitzes trafen. Bedenkt man, was in den verflossenen drei Jahrhunderten sich abgespielt hatte, ist es nur zu leicht verständlich, daß der Widerstand gegen Deutschlands Absichten sich in London zusammenballte. England hatte seine Nebenbuhler um die Weltherrschaft nacheinander niedergerungen. Wie und weshalb die Deutschen für sich erfolgreichen Ausgang eines solchen Zweikampfes erwarteten, da sie doch das Schicksal aller anderen Feinde Großbritanniens kannten, weiß ich nicht. Das Spiel der Politik haben sie aber nie recht verstanden und sich immer

zuviel mit Büchern beschäftigt, als daß sie die Menschen begreifen könnten. Andererseits läßt sich der Grund für Englands Siege in allen Kolonialkriegen und Unternehmungen leicht finden.

Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist in diesem Lande heute (und ist immer gewesen) Aufgabe einer kleinen, engverbundenen Gruppe von Menschen. Solche Staatskunst bietet einen ungeheuren Vorteil. In der internationalen Politik wissen allein die Engländer wirklich, was sie wollen, und können jahraus jahrein die Dinge, die sie wollen, mit einer Zielstrebigkeit verfolgen, die den meisten anderen Nationen völlig abgeht. Dieses Erkenntnis kam Deutschland zu seinem großen Verdruß im Jahre des Heils 1914. Über die Ursache des Krieges wurden von den berufsmäßigen Schreibern bald die seltsamsten Gerüchte in Umlauf gebracht. Der Krieg kam aber nicht zustande wegen der Ermordung eines österreichischen Erzherzogs, auch nicht wegen Verletzung eines feierlichen Vertrages, oder weil England, Rußland und Frankreich die Rechte der kleinen Nationen schützen wollten. Österreichische Erzherzöge waren schon früher erschossen worden, und kein Hahn hatte danach gekräht. Verträge wurden regelmäßig ein- oder zweimal im Jahre verletzt, und kein Mensch hatte ein Wort darum verloren. Und das Interesse Englands, Rußlands und Frankreichs für die Rechte der kleinen Nationen — man möchte lachen, wenn das nicht unschicklich wäre.

Nein, die wirkliche, tiefere Ursache war der verspätete Versuch der unglücklichen Deutschen, bei der Verteilung der Welt nicht leer auszugehen, billig und reichlich Rohstoffe zu finden, ohne von einer anderen Nation abhängig zu sein.

Und weil die Vereinigten Staaten von Amerika mehr Kohle, Eisen und Öl als irgendein anderes Land besaßen, war ihre Verwicklung in den Konflikt unvermeidlich.

Sie nahmen die Gewehre erst zur Hand, als die europäischen Nebenhändler Deutschlands ganz nahe am Rande des Zusammenbruches und der Niederlage standen. Bis dahin hatten alle schönen Reden der Kriegshetzer, alle Erzählungen von Kriegsgreueln, alle Blau-, Grün- und Rotbücher, in denen die Regierungen ihre edlen Beweggründe zum Kriege und die Heiligkeit der Sache, für die

sie kämpften, darlegten, die Masse des Volkes höchst wenig interessiert.

Es kam aber der Augenblick, da der Durchschnittsamerikaner unbestimmt fühlte: die Sache betrifft uns auch. Haben die Deutschen



Propaganda

Erfolg und schlagen sie England und Frankreich, wie sie schon Rußland, Rumänien, Italien und die andern Feinde besiegt haben, dann werden wir an die Reihe kommen, und weil wir mehr von den Rohstoffen haben, deren die Deutschen benötigen, werden sie versuchen, an sich zu reißen, was wir für unsere eisernen Ungeheuer brauchen. Als die Gefahr dämmerte, die dem Lande drohte, wenn Deutschland

den Ring der belagernden Völker sprengte, war das amerikanische Volk zur Teilnahme am Kriege auf seiten der Verbündeten entschlossen und damit das Schicksal Deutschlands besiegelt.

Denn der Kampf war kein Ringen mehr zwischen Menschen, wie alle bisherigen Kriege, es war ein Aufeinanderprallen lebloser Materie. Den Ausgang konnte jeder Statistiker von Fach mit ziemlicher Genauigkeit voraussagen. Amerika, das die letzten sechzig Jahre sich auf Massenherstellung eingerichtet hatte, spie nun die Erzeugnisse seiner zahllosen Fabriken auf den großen europäischen Kriegsschauplatz mit der Sicherheit eines erprobten Branddirektors, der unbegrenzte Reserven zur Verfügung hat — dessen Mitarbeiter die Feuersbrunst auf einen Häuserblock beschränkt haben und der mit absoluter Gewißheit schließlichen Erfolges in aller Ruhe die Wassermassen auf die brennenden Gebäude schleudern lassen kann.

Am sechsten April 1917 forderte Präsident Wilson die ersten Spritzen an. Ein paar Wochen später erschienen sie auf europäischem Boden; wenige Monate nachher konnten sie ihre Arbeit beginnen; ihre Zahl wuchs beständig. Unaufhörlich spien sie die Löschmittel tonnenweise in das brennende Herz des alten Kontinents. Binnen kurzem wankten die Mauern Deutschlands und Österreichs. Mit schrecklichem Krachen stürzte das Dach ein.

Zwei Jahre später war das Feuer vorüber.

Die Spritzen fuhren heim.

KAPITEL LI

Amerika entdeckt Europa

Columbus überquerte den Ozean, um den Weg nach Indien zu finden, und stieß auf einen Weltteil, von dessen Existenz er nichts geahnt hatte.

Vierhundertundfünfundzwanzig Jahre später erwiderte Amerika den Besuch und entdeckte in Europa statt einer alten ehrwürdigen Kultur ein sehr kompliziertes soziales Gebäude, das auch nicht im entferntesten dem Ideale entsprach, das die Kriegspropheten der verschiedenen Parteien so beredt gepriesen hatten.

Hierbei muß man sich eine Tatsache immer vor Augen halten. Dem Durchschnittsmenschen geht im allgemeinen historisches Verständnis ab. Besonders in Amerika, wo die Dinge über die Ideen herrschen, begegnet die Auffassung von der Unvermeidlichkeit historischer Prozesse nur einem Achselzucken und wird als ein Zeichen jenes Skeptizismus' betrachtet, vor dem die Wächter auf Ellis Island die Republik schützen sollen.

Tiefere Kenntnis auf zahlreichen Gebieten befähigt den Menschen, ein Problem von vielen Seiten anzusehen. Das führt zu einer gewissen Unschlüssigkeit und tiefer innerer Bescheidenheit. Diese Eigenschaften sind, wie jeder Rekrutenunteroffizier bestätigen wird, für den Geist eines Heeres schädlich, und da eingestandenermaßen nach der Absicht der Herrschenden in Amerika die Masse des Volkes ein gutgeschultes Bürgerheer für Handel und Gewerbe werden sollte, wurde alles, was Geist und Verstand in Unruhe versetzt, abschätzig beurteilt und möglichst aus den Lehrplänen der Schulen und Universitäten verbannt.

Solche Politik mag Vorteile mit sich bringen. Das jüngere Geschlecht hat nicht zuviel überflüssigen geistigen Ballast zu schleppen; anderseits ist es aber auch für die Aufgabe, die ihm plötzlich gestellt ist, nicht gehörig vorbereitet. Als die jungen Amerikaner sich in edler Begeisterung zur Teilnahme am Kriege meldeten, erfüllte sie das Ideal selbstlosen Dienstes an der Menschlichkeit.

Was in Wirklichkeit ein Ringen zweier mächtiger Nationen um Rohstoffe war, wurde ein Zusammenstoß zwischen Teufeln und Engeln. Auf der einen Seite Magna Charta und Demokratie, auf der andern „Schrecklichkeit“ und der Despotismus eines Tyrannen. Im Augenblick der Landung begann die Enttäuschung. Bald merkten sie es: Europa war ein seltsames Land, von eigenartigen Menschen bewohnt — eine Welt in, für und durch sich — vom Amerikaner noch niemals richtig erforscht.

Und als am Ende des Krieges die erbitterten Massen der Hungernden und Enterbten die äußeren Formen europäischer Kultur plötzlich zerschlugen, wich die glühende Begeisterung von 1917 einer eisigen Enttäuschung im Jahre 1918.

James Monroe hatte in seiner Botschaft alle Fremden vom Boden der Neuen Welt verwiesen.

Gegen Ende der Präsidentschaft Wilsons wurde auf Wunsch einer überwältigenden Volksmehrheit der Monroedoktrin eine Ergänzung angefügt, die bestimmte, daß hinfort kein Amerikaner sich mehr in europäische Angelegenheiten mischen sollte.

Einmal und nie wieder!

Das bis jetzt unbekannte Europa — das Europa der unzufriedenen kleinen Staaten und der großen herrschsüchtigen Nationen — war nicht nach dem Geschmacke von Leuten, die mit den Begriffen eines Erdteils zu denken pflegten.

Diese plötzliche Erkenntnis erzeugte eine geistige und seelische Erregung, die wenigstens für kurze Zeit die Amerikaner zu einer Prüfung aller landläufigen Ansichten und Meinungen im innersten Winkel der Volksseele veranlaßte.

Bis zum Jahre 1916 trotteten die Amerikaner fröhlich den alltäglichen Weg des Erfolges dahin, ohne sich Gedanken über das Morgen zu machen. Die Eisenmenschen, reibungslos und zufrieden, arbeiteten für sie. Alle führten ein bequemes Leben.

Dann kam die große Umwälzung, zerschlug die alten Formen europäischer Kultur und vernichtete den Wohlstand eines ganzen Erdteils. Plötzlich dämmerte in Amerika die Wahrheit.

Europa hatte falsche Götter angebetet. Europa hatte die Anhäufung toten Besitzes zur höchsten Tugend erhoben.

Und was daraus entstand — hatte Amerika gesehen.

Das Chaos, das völlige, absolute Chaos.

So endete Amerikas erste und einzige Beteiligung an einem europäischen Kriege, und der groß und ruhmreich geplante Kreuzzug war eine qualvolle, entmutigende Entdeckungsfahrt, die das Land geistig und sittlich so erschöpfte, daß die ganze Zeit seit der Beendigung des Krieges eine Epoche materiellen Wohlstandes und geistiger Abstumpfung — eine Periode ohne nennenswerte Ergebnisse und unfruchtbar an großen Führern war.

Die ganze Welt war aus den Fugen. Eine verwünschte Fügung des Schicksals rief das amerikanische Volk, als seine Begeisterung sich zu fast roher Teilnahmllosigkeit abgekühlt hatte, den taumelnden Planeten wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Ob der Herrgott ihm eine Prüfung auferlegte?

Er gab ihm eine wunderbare Gelegenheit, ein großes Werk zu schaffen. Angeekelt von dem völlig unverständlichen Wirrwarr stand es da, sah zu und gähnte. Man kann es leicht für seine Gleichgültigkeit tadeln. Hätten aber die Engel selbst das Europa der Nachkriegszeit zur Vernunft bringen können?

Neue Unabhängigkeitserklärung

Als alles verloren, das Abendland durch Selbstmord zu enden, das Schicksal der weißen Rasse besiegelt schien, leuchtete eine schwache Hoffnung auf: die jüngere Generation.

Was die jüngere Generation tun oder unterlassen wird, weiß ich nicht, und ich wage auch keine Voraussage. Die eigenartigen Kinder der Nachkriegszeit leben mitten unter uns. Sie machen großen Lärm, sind plump und oft sehr aufreizend. Sie kleiden sich unvernünftig und lauschen der Musik der Wilden. Soweit die ältere Generation es beurteilen kann, folgen die im Kriege Geborenen einem völlig anderen Sittengesetz als die, von denen wir seit zwanzig Jahrhunderten allgemein anerkannte Gebote des Anstandes und Wohlverhaltens überkommen haben. Ihr Geschmack in Kunst, Literatur, Architektur und Sport läßt jede Achtung vor den Dingen vermissen, die unsere Eltern und Großeltern heilig hielten. Aber bei aller Rücksichtslosigkeit und verhärteten Gleichgültigkeit gegen die Alten haben sie einen großen Vorzug: sie besitzen eine Portion Realismus, mit dem sie kühl und trotzig jeder Art von Täuschung und Schwindel ins Angesicht sehen.

Der Grund für diese Änderung der Geisteshaltung unserer Nachfolger ist leicht zu finden.

In den Jahren ihrer größten Aufnahmefähigkeit wurden diese Kinder von ihren Eltern belogen und wußten das.

Und aus der Erkenntnis, wissentlich von den Alten getäuscht worden zu sein, die auf einen vierjährigen Bummel im Reiche der Gefühle gingen, wollen sie nichts mehr auf Hörensagen hinnehmen.

Amerika hat immer des Schaugepräges entraten. Die pomphafte Symbolik von Thron und Altar, an der jahrhundertlang der europäische Bürger und Bauer mit ganzem Herzen hingen, ist von seinen Gestaden verbannt.

Der Puritaner verachtete solche Kundgebungen sündhafter Fröhlichkeit. Aber die Natur erwies sich stärker als menschliche Gebote. Etwas mußten die Menschen anbeten und verehren. Das Herkommen verwehrt den Amerikanern Könige in goldenen Kutschen und Bischöfe unter Samtbaldachinen. Deshalb schufen sie eigene Formen der Huldigung und verliehen farbigem Flaggentuch von bestimmter Farbe und Musterung und den Klängen gewisser Melodien und den Rhythmen gewisser feierlicher Urkunden heiligen Charakter, der früher den Personen eignete, die Glauben und Hoheit verkörperten.

Ob die Änderung zum Bessern ausschlug, werden wir nie ergründen. Der Krieg kam und fegte die neue Dreieinigkeit mit den älteren Göttern hinweg.

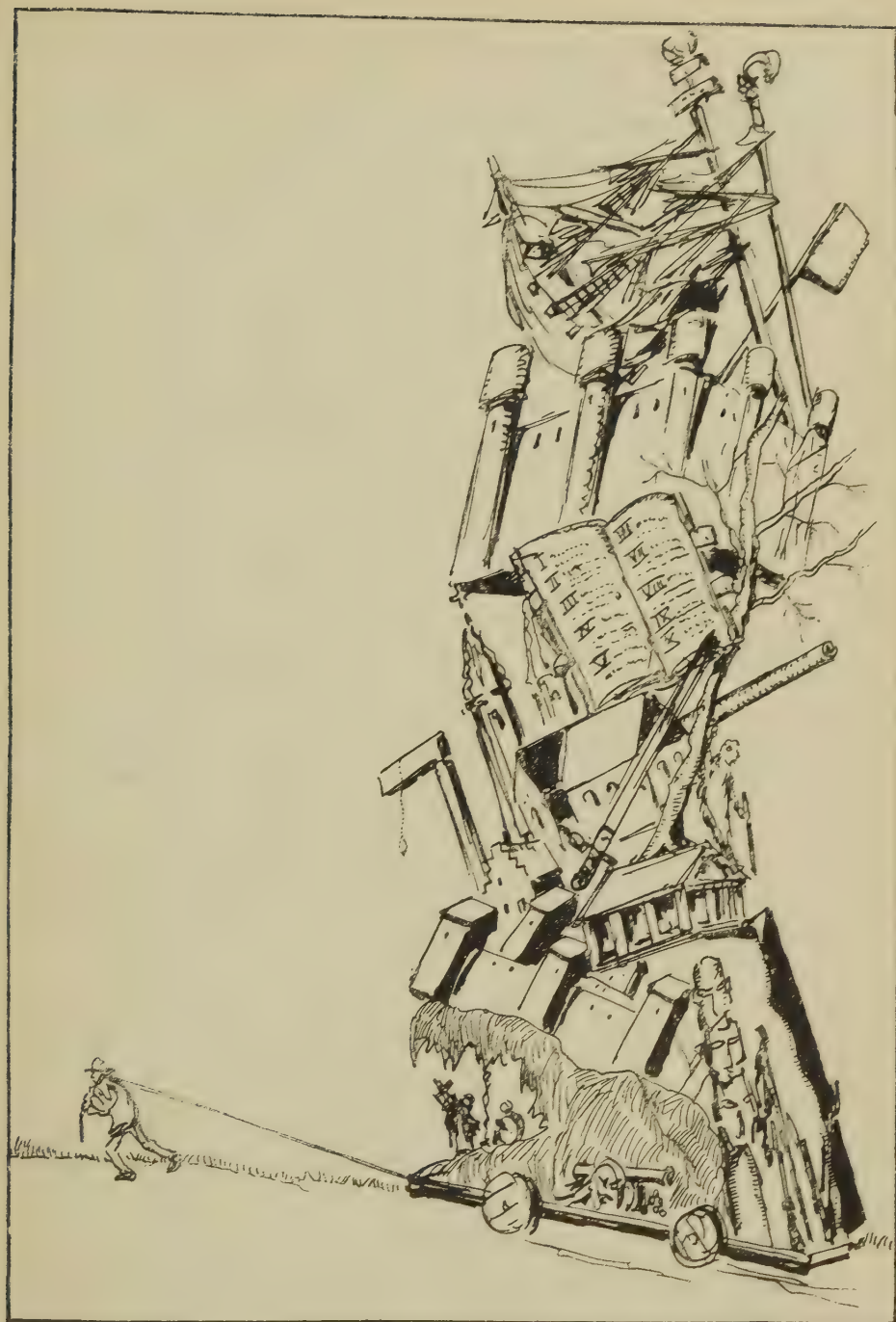
Wir erleben eine Revolution, die größte, von der die Weltgeschichte weiß; aber so mitten im Gewühl stehen wir, daß wir nicht erkennen, was vorgeht und wohin der Kurs gerichtet ist.

Es ist unnütz, dem einfachen Soldaten, der in einem Granatloch kauert, den Gang der Schlacht zu erklären: das Getöse des endlosen Geschützdonners betäubt ihn. Für eine Zigarette ist er dankbar, eine theoretische Belehrung und den, der sie gibt, wünscht er zum Teufel.

Zur selben Zeit aber sitzen in einem nahen Unterstand ein paar Menschen, die sich über den wahrscheinlichen Ausgang des Kampfes den Kopf zerbrechen. Sie arbeiten mit Hilfe von Karten und Meldungen und ihrer Kenntnisse von ähnlichen Situationen der Vergangenheit. Und da ich selbst den größten Teil meines Lebens auf einem dieser literarischen Posten verbracht habe, will ich jetzt meinen Ruf für eine Vermutung aufs Spiel setzen.

Wir stehen erst im fünfzehnten Jahr eines Krieges, der mindestens fünfzig Jahre dauern wird. Wir haben also noch weit über dreißig Jahre vor uns, und ich werde das Ende nicht erleben.

Aber heute, wenige Wochen nach der zehnten Wiederkehr des Tages, an dem bei Compiègne der Waffenstillstandsvertrag geschlossen wurde, sehe ich vom Standpunkte Amerikas den Verlauf des Ringens folgendermaßen an.



Urväter Hausrat

Wir haben am Hochaltar des Götzen Wohlstand so inbrünstig geopfert, den unsicheren Verheißungen des anderen Götzen, Erfolg genannt, so blind vertraut, daß uns die Zeit zur Selbstbesinnung und zum Nachdenken über die Pflichten fehlte, die wir als Nation gegenüber der Kultur haben.

Wir wären die Straße beständig weiter gewandert, die direkt in den öden Palast des alten Midas führt, als Krieg und Revolution zur Bestandaufnahme unseres Ich und unserer geistigen Kräfte zwangen — als das Abschlachten von fast sechzehn Millionen Menschen uns Halt gebot und zum Aufmerken nötigte.

Wir haben nicht nur haltgemacht und aufgemerkt, sondern die gescheitesten Führer einer Nation, der niemals der Vorwurf eines Mangels an Klugheit und Mut gemacht worden ist, überblickten genau die vor ihnen liegende Landschaft und fragten, ob wir nicht doch auf dem falschen Wege wären. Und zum ersten Male seit mehr als fünfzig Jahren legte das amerikanische Volk den Maßstab des gesunden Menschenverstandes an die Werke der beiden letzten Generationen und sagte: wir wollen sehen, ob unsere Arbeit sich wirklich gelohnt hat.

Die Inventur, die ein ganzes Volk bei sich macht, ist nicht das Werk einer Woche oder eines Monats. Wir, die wir für den schrecklichen Mißerfolg der jüngsten Vergangenheit verantwortlich sind, werden das letzte Ergebnis der Bestandaufnahme nicht erleben.

Die jüngere Generation muß die Arbeit beenden. Dann ist für die Welt die Schicksalsstunde gekommen.

Bisher sind wir nur ein großes Land, kein großes Volk. Über dem unglaublichen Reichtum an Boden und Rohstoffen, der unseren Ahnen in den Schoß fiel, vergessen wir häufig, daß wir mehr durch Glück als Verdienst zur reichsten und mächtigsten Nation wurden. Der Zusammenbruch Europas war nicht das Ergebnis unserer Voraussicht. Durch unsere geographische Abgeschlossenheit konnten wir aus ihm Nutzen ziehen. Ohne im geringsten zu wissen, was wir taten, und ganz gewiß ohne daß der gewöhnliche Bürger zielbewußt danach strebte, der vom Kriege und seinen wirklichen Ursachen nichts verstand und sich nur durch die albernen Märchen der

Hetzer so einfangen ließ, daß er das selbständige Denken vergaß, waren wir plötzlich im Besitz alles Goldes der Welt. Eine furchtbare Entdeckung! Denn Gold an sich ist ein gelbliches Metall, zu Zahnfüllungen und für Frauenschmuck verwendbar, sonst aber zu nichts, denn man kann es nicht essen, nicht trinken, auch nicht zur Behebung von Magenschmerzen gebrauchen. Wenn es Wert haben soll, muß ein reger und beständiger Gütertausch bestehen, an



Welt in Flammen

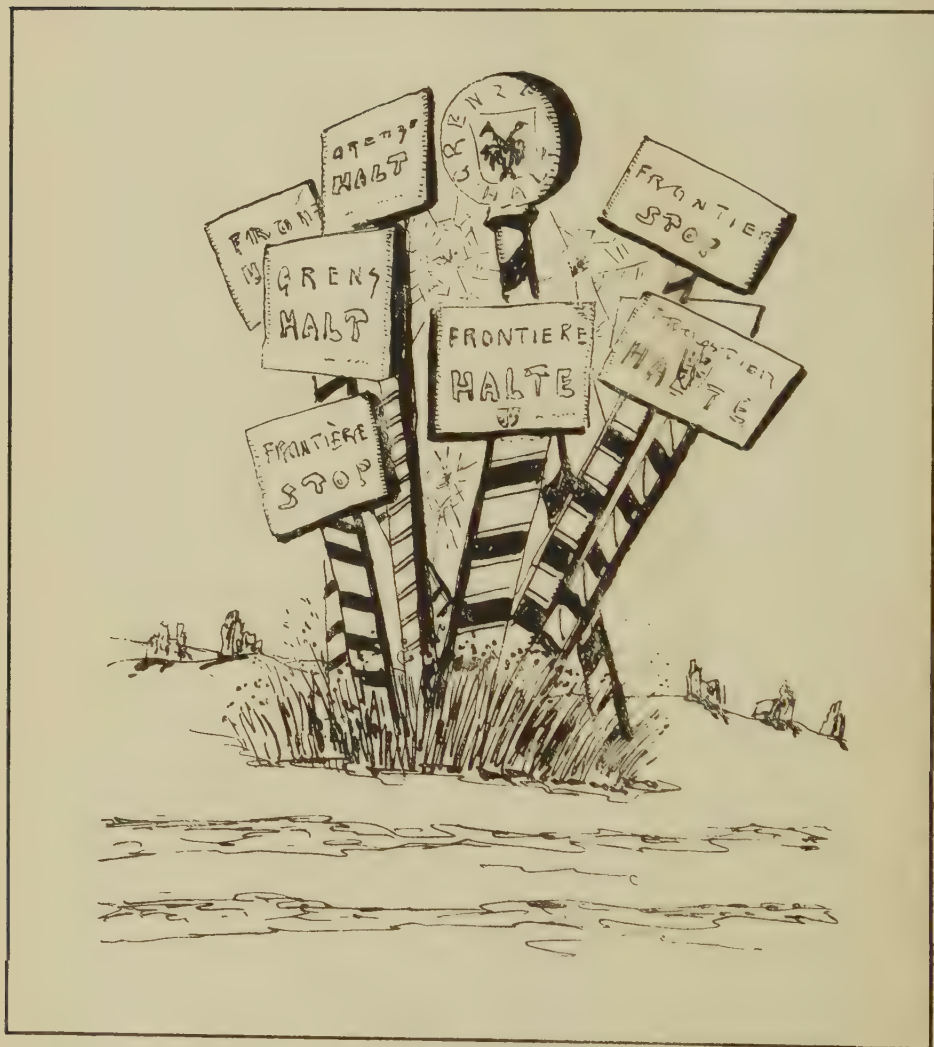
dem alle Nationen der Erde als vollkommen gleichberechtigt teilnehmen. Wie kann ein solcher Zustand auf unserem schmerzdurchwühlten Planeten eintreten, wenn die eine Partei der Spieler alle Trümpfe in der Hand hat und die andere mit ein paar schäbigen Sieben und Achten sich begnügen muß.

Gott behüte, daß ich mich an die Lösung einer Aufgabe wage, an der berufene Nationalökonomien gescheitert sind. Ich gehöre zur Generation, die das Unglück verschuldet hat. Ich kann nur den

Wunsch hegen, die Zukunft möge nicht so hoffnungslos sich gestalten wie die Vergangenheit.

Werden unsere Nachfahren eine Verantwortung tragen können und wollen, die für die mutigsten und erprobtesten ihrer Väter zu schwer war?

Wer weiß?



Europa

Amerika, das Land modernster Technik und mittelalterlicher Menschen

Nun geschah es, daß Europa immer älter und die Zahl der Menschen, die auf dieser kleinen Halbinsel westlich von Asien wohnen, immer größer wurde. Und als schließlich jeder gegen jeden seiner Nachbarn stieß, entlud sich wilder Haß, und durch drei Jahre mordeten sich die Völker der Alten Welt gegenseitig hin, keine Partei aber konnte ihren Gegner niederkämpfen, das Ringen schien unentschieden auszugehen.

In dieser verzweiflungsvollen Not erwiesen sich die Diplomaten der einen Partei als die geschickteren. Die Neue Welt warf ihre Menschenkraft, ihren Materialreichtum und ihre Industrie in die Wagschale, und bald krönte Erfolg die Anstrengungen der Verbündeten. Noch ein Jahr, und der Kampf war zu Ende. Die müden Krieger ruhten auf den Schilden aus und blickten verwundert darein. Sollte sich der Vorhang über die alten Zustände senken?

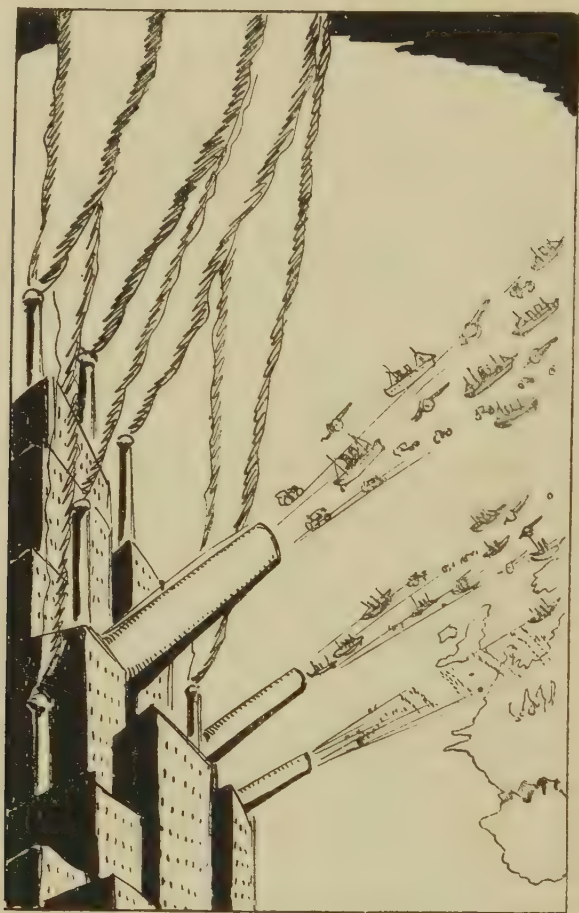
Besaßen die langen, schlanken Kerle aus dem Westen das Geheimnis, das bisher der Aufmerksamkeit der klügsten Leute im Osten entgangen war?

Hier ergab sich ein Problem.

In ununterbrochenen Zügen überqueren Pilger das Weltmeer, um zwischen Bergen und Ebenen jenes gewaltigen Reiches, das sich vom Atlantischen zum Stillen Ozean über den Erdteil erstreckt, den Stein der Weisen zu finden, der sie von der wirtschaftlichen und sozialen Hörigkeit befreien soll, unter der sie schmachten.

Schon immer haben geschäftstüchtige Verleger die Masse durch Bücher über das fesselnde Thema Amerika aufklären wollen. Wie hat Amerika sein riesenhaftes Eisenbahnnetz gestaltet? Was für ein Mensch ist Henry Ford? Wie wählen die Amerikaner ihre Beamten? Hat die Demokratie jede andere Regierungsform verdrängt? Ist amerikanische Musik als Musik anzusprechen oder nur eine Art wüster Lärm, dem afrikanischen Urwalde entlehnt?

Wo viele Menschen über irgendeinen Gegenstand etwas wissen wollen, finden sich beflissene Schreiber, die Auskunft erteilen. Die Literatur über Amerika schießt in den letzten zwölf Jahren ins Kraut. Die meisten Bücher sind das Ergebnis eigener Untersuchungen.



Die große Dampfspritze der amerikanischen Wirtschaft beteiligt sich am Kriege

Sie wimmeln von Statistiken, Zeichnungen und Bildern. Sie zeigen, wie man ißt und trinkt (oder angeblich nicht trinkt), wieviele Männer, Frauen und Kinder täglich ermordet werden, Vorliebe der Amerikaner für Warenhäuser, gleichartige Kleidung und Häuser, ihre Freude an den gleichen Witzen, Verhimmelung der Frau, wie

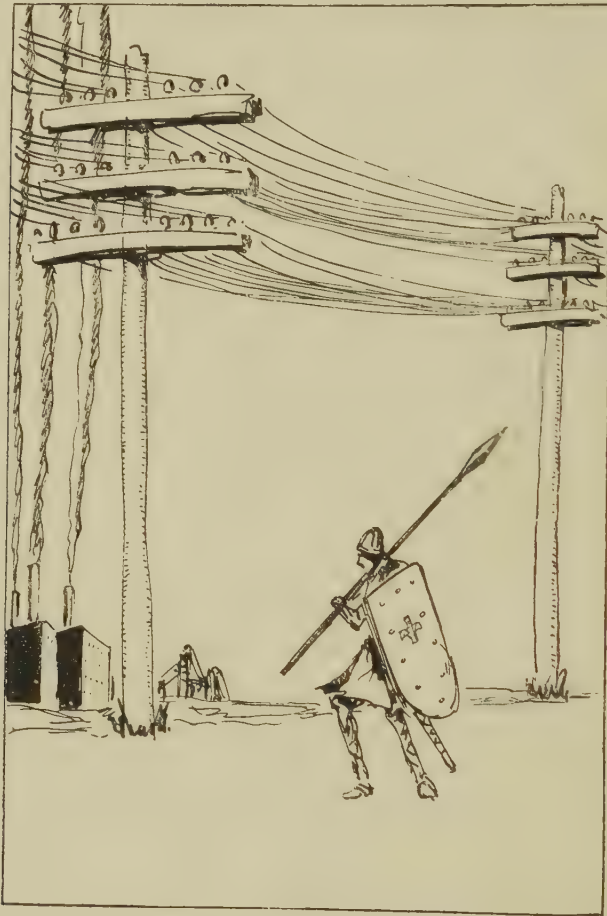
sie ihre Kinder verziehen und im ganzen bequemer leben als alle Menschen jetzt oder jemals. Und dann stellen sie die Frage: Wie ist das alles gekommen? und versuchen zu beweisen, daß aus verschiedenen Gründen die Dinge so kommen mußten. Mit einigen haben sie gewiß recht, aber eine kleine Tatsache übersehen sie: die geschichtlichen Bedingungen, die bedeutsamer für den Erfolg Amerikas sind als Öl, Zinn, Blei, Kupfer, Kohlen und Eisenlager zusammen.

Dieses Buch möchte die Lücke füllen; ehe der geduldige Leser es aber beiseite legt, will ich ihn auf einen Umstand hinweisen, der ihm bei Beurteilung amerikanischer Zustände immer im Unterbewußtsein bleiben sollte. Er darf nie vergessen, daß beim Studium der Neuen Welt er nicht Verhältnisse der Gegenwart oder Zukunft untersucht, sondern das Mittelalter vor sich hat. Er schaut, wirtschaftlich genommen, seiner eigenen Vergangenheit, vergrößert und gesteigert durch Verwendung moderner Maschinen und Verteilungsmethoden, ins Gesicht; in geistiger und sozialer Beziehung aber beschäftigt er sich mit einem gewaltigen Völkerkessel, wie er ganz ähnlich vor etwa tausend Jahren so lustig an den alten Gestaden brodelte.

Ich hebe diesen Punkt so hervor, weil die meisten Bücher von Amerika als dem Lande der Zukunft sprechen und den ganz modernen Geist der großen Republik betonen. Will man das eigenartige Gemeinwesen wirklich verstehen, muß man alle Vorstellungen von Modernität über Bord werfen. Gewiß, der Amerikaner fährt in einem Wagen ohne Zugtier. Aber in seiner allgemeinen geistigen Entwicklung und Lebensanschauung steht er Albertus Magnus näher als Albert Einstein. Er ist ein Zeitgenosse Dietrichs von Bern, trägt riesige Hornbrillen und fährt in Benzinwagen, ist aber so einfältig, großmütig, grausam, gefühlvoll, neugierig, leichtgläubig wie der Barbar, der die Mauern Athens anstarrte und überlegte, wieviel Kuhställe er aus den Tempeln der alten Götter Griechenlands herrichten könne.

Ich weiß nicht, ob ich mich ganz verständlich ausdrücke. Ich würdige völlig den Unterschied zwischen dem Paris aus der Zeit Karls des Großen und dem Neuyork des Jahres 1929, und der Leser lehnt den Gedanken vielleicht als abgeschmackt, äußerst überspannt ab.

Er liegt aber allem zugrunde, was als typisch amerikanisch gilt. Er erklärt den Erfolg im Leben der Amerikaner und viele ihrer Mißerfolge. Und wer diesen Grundsatz nie außer acht läßt, wird am besten die Gefahr (die nicht bloß in der Phantasie besteht) einer Herrschaft Amerikas über Europa bekämpfen.



Modernes Mittelalter

Ich will ein paar greifbare Beispiele für die Ähnlichkeit zwischen den beiden geschichtlichen Epochen anführen.

Das Hauptkennzeichen für das frühe Mittelalter in Europa war der Untergang einer alten, festgegründeten Kulturform, die Erschließung unbegrenzter Landgebiete und die allmähliche Entwicklung einer neuen Kultur aus tausend verschiedenen völkischen und religiösen

Elementen. Zwar entlehnte die neue Ordnung Gedanken und Einrichtungen von der eben zerstörten Welt, aber im Grunde war sie völlig von den vorangehenden Zuständen verschieden.

Ein Germane des Jahres 900, der aus dem Himmel auf die Erde beurlaubt würde, könnte sich dem Deutschland um 1900 anpassen. Er würde etwas Zeit brauchen, um sich auf Lokomotiven und Fernsprecher zu verstehen, aber abgesehen von einer langen Reihe maschineller Einrichtungen, die jene Arbeit leisten, die er im Schweiß seines Angesichtes verrichtete, würde er nicht als „Outsider“ auffallen. Er würde spüren: diese Menschen gehören zu mir; sie kleiden und benehmen sich anders als ich und meine Gefährten, aber sie sind meines Blutes, und ihr Wesen ist das meine.

Aber ein Römer aus dem Jahre 200, der nach vier- oder fünfhundert Jahren zur Erde zurückkehrt, würde sich unter den Barbaren, die ihre Stadt auf den Ruinen seiner alten Heimat erbauten, so unbehaglich fühlen wie ein Europäer, der zum erstenmal eine Stadt des amerikanischen Mittleren Westens besucht. Wenn auch die Menschen um ihn desselben Fleisches und Blutes scheinen wie er, würde er kein Band gemeinsamen Verständnisses, keine Seelenverwandtschaft spüren. Etwas ist zerrissen. Was noch vor kurzem weiß war, war jetzt schwarz, und all die hübschen Zwischenstufen sind verschwunden. In Verwirrung und Verzweiflung müßte sich der biedere Bürger zur Rückkehr ins Grab oder mit dem nächsten Dampfer zur Heimfahrt nach Europa entschließen, um weiteren Demütigungen und Enttäuschungen zu entgehen.

Natürlich unterschieden sich die Menschen, die im siebzehnten Jahrhundert Amerika in Besitz nahmen, von den Nomaden, die über Europa im fünften Jahrhundert herfielen; sie brauchten keine alte, festgegründete Kultur zu zerstören, ehe sie selber etwas aufbauten. Die Eingeborenen waren harmlos, gering an Zahl und in der Kriegskunst rückständig. Dennoch hatten diese Pioniere einen schrecklichen Feind zu überwinden, bevor sie ihre Erbschaft antraten: die soziale und wirtschaftliche Ordnung des alten Europa, die sie hinter sich gelassen hatten in der Hoffnung, nie wieder von ihr belästigt zu werden; denn alle diese ersten Einwanderer trugen eine Bürde. Einige waren einer Hörigkeit entronnen, wenig besser als Sklaverei. Andere verfolgte

die Erinnerung an die Scheiterhaufen der Inquisition und das Jamern und Stöhnen ihrer Väter und Kinder. Die meisten hatten gehungert.

Das Land, aus dem sie kamen, erschien ihnen ein riesiges Armenhaus und Kerkerloch. Langsam, aber zielbewußt lösten sich die Menschen der Neuen Welt von ihren Herren in der Alten. Die Barbaren hatten vierhundert Jahre zur Vernichtung Roms gebraucht; die Amerikaner beider Kontinente brauchten dieselbe Zeit, um den letzten fremden Herrscher zu verjagen. Am Ende waren sie frei, hatten alle alten Schranken beseitigt und konnten nun ihrem alten Verlangen Genüge tun: gewaltige Strecken freien Landes besetzen.

Goten, Burgunder, Sachsen und Dänen hatten sich mit Nordwesteuropa begnügt. Ihre Nachkommen waren nicht so leicht zu befriedigen. Sie grapsten nach einer ganzen Welt und teilten sie nach eigenem Geschmack auf, ohne auch nur „mit Verlaub“ zu den früheren Besitzern zu sagen.

Die Methoden waren drastisch. In beiden Fällen entwickelte sich ein sonderbares Gebilde. Sein Name war „Grenze“.

Ich gebrauche das Wort nicht im reinen modernen Sinne einer künstlichen, gedachten Linie, wo törichte Paßbeamte dem Reisenden zu verstehen geben, daß ein Land anfängt und ein anderes endet. Ich denke bei „Grenze“ an einen gewaltigen, geheimnisvollen Gebietsstreifen, der am fernen Horizont erscheint, ein Zauberland, das Reichtum, Ruhm und Ruhe denen verheißt, die sich in der Enge ihrer muffigen Städte und klatschsüchtigen Dörfer bedrückt fühlen. In Europa erstreckten sich diese „Marken“ von der Weichsel bis zu den Nilufern. Bei ihrer Verteidigung gegen Türken und Slawen verdiente sich die Ritterschaft des Mittelalters die Sporen und begründete das Ritterwesen, das für beinahe ein Jahrtausend der ganzen Kulturwelt den Ehrenkodex schuf.

In Amerika zogen sie sich von den Alleghanies zum Felsengebirge und entwickelten den Geist der Unabhängigkeit und des Selbstvertrauens, das Strukturmerkmal des Menschen der Neuen Welt. Der Kämpfer gegen die Indianer in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts war das Gegenstück zu Roland, der in Ronceval starb. Der Farmer, der Familie und beweglichen Besitz auf einen

Prärieschoner brachte und ins Unbekannte fuhr, um eine Stadt zu erbauen oder im Sand der Wüste umzukommen, hätte sich in einer sumpfbherrschenden Burg eines Deutschritters fern in Ostpreußen recht behaglich gefühlt. Und der Siedler in den Kentuckybergen, der sich beklagte, daß die Bevölkerung im Lande so verdammt wuchs, weil einer der Nachbarn seinem Besitztum auf hundert fünfzig Kilometer nahegerückt war, ähnelte dem Burggrafen, der eine einsame Feste am Rande Siebenbürgens hielt.

Denn alle diese Menschen, so grundverschieden nach Herkunft, Erziehung und Lebensanschauung, hatten eines gemeinsam: ausnahmslos war in ihrer Brust „ihres Schicksals Stern“, waren sie Schmiede ihres Glückes. Vor niemand beugten sie sich, erkannten kein anderes Gesetz an als den Ehrenkodex, den die Lebensverhältnisse im Urwald geschaffen hatten.

Ich möchte diese Helden nicht als Engel der Tugend und Vollkommenheit darstellen. Sie waren gegen andere so streng wie gegen sich, gelegentlich unaussprechlich gemein und roh; viele waren scheußlich abergläubisch; in ihren Vorurteilen keiner Vernunft zugänglich; aber sie kannten und verlangten nur eines auf diesem Planeten: ein Leben in steter Gefahr.

In Europa liegt diese Epoche soweit zurück, daß man ins Museum gehen muß, wenn man noch ein paar Überbleibsel sehen will. In Amerika ist das Grenzland noch vorhanden oder erst seit so kurzer Zeit verschwunden, daß sein Geist noch in der Gesellschaft umgeht. Der Staat hat sein Tätigkeitsfeld gewaltig erweitert; seine Aufmerksamkeit wird aber nicht geschätzt, vielmehr als unerträgliche Einmischung in die Angelegenheiten freier Männer empfunden. Der Durchschnittsbürger will nichts mit Ausschüssen und gesetzgebenden Körperschaften zu tun haben und zeigt nicht das geringste Interesse an der Tätigkeit seines Parlamentes oder seiner Stadtverordneten. Nach seiner Erfahrung können es anständige Menschen, aber auch Schufte sein. Er weiß es nicht und kümmert sich auch nicht darum, solange man ihn in Ruhe läßt und er an seiner wirtschaftlichen und sozialen Sicherung nach seinem Sinne arbeiten kann.

Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß der biedere Besucher aus Europa äußerst verwirrt ist, wenn er den Boden eines Weltreiches betritt, in dem alle Werte umgewertet erscheinen, wo der geduldig arbeitende Beamte (die höchstgeachtete Person in der Alten Welt) verächtlich angesehen wird und der lustige Bankräuber die Sympathie des Gemeinwesens genießt, das ihn auf dem Marktplatze henkt.



*Der steinerne Pionier
und der eiserne Pionier*

Ich könnte zahllose Beispiele anführen. „Amerika,“ so stellen die zurückkehrenden Pilger fest, „hat kein Gewissen. Es ist ein Land mit ungeheuer viel ernstern Problemen: Zoll, Einwanderungs-, Sprachenfragen, Elend der Farmer, offener Kampf zwischen Weißen und Schwarzen. Und während diese Schwierigkeiten nach einer Lösung schreien, tanzen die Menschen zu den Klängen einer Jazzkapelle. Redet man mit ihnen über den Völkerbund, lassen sie den Phonographen und die Rhapsodie in Blau spielen. Alles völlig unverständlich.“

Zugegeben; aber bestanden keine ernsteren Probleme zur Zeit der provenzalischen Ritter als die Abfassung kleiner Gedichte? Hatten die Minnesänger in einer Welt der Armut, des Elends und tierischer Grausamkeit nichts Besseres zu tun als Kaiser und Fürsten durch den Klang der Laute zu belustigen?

Und doch gedenken wir der Troubadours mit liebevoller Sehnsucht und machen die Minnesänger zu Helden unserer schönsten Opern. Denn nach dem Urteil der meisten unter uns führten diese Menschen ein glücklicheres, freieres, edleres Leben als wir, und wenn wir könnten, möchten wir sofort mit ihnen tauschen.

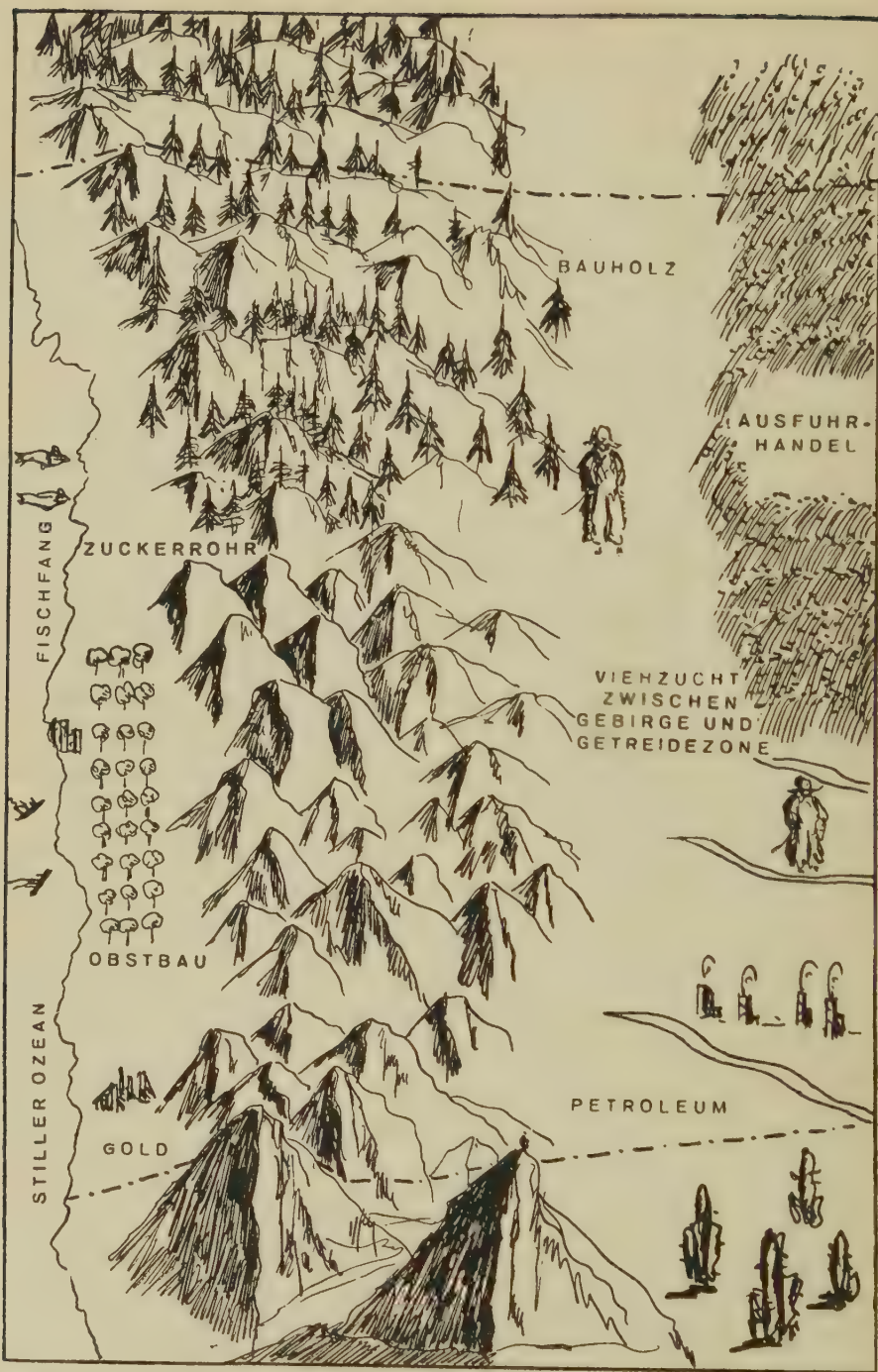
Ist das nicht vielleicht der Grund, weshalb Amerika immer wieder die Kühnsten unter uns lockt und der Alten Welt alle entzieht, die jene herrlichen Zeiten zurückwünschen, da der Mensch Herr seines Schicksals und Schmied seines Glückes war oder, weil er es sein wollte, bisweilen zugrunde ging?

Nur wer diese Ansicht teilt, kann die große Republik jenseits des Ozeans verstehen. Nur wer sich geistig in die Welt vor zehn Jahrhunderten versetzen kann, hat Aussicht auf Erfolg in dem geheimnisvollen Gemeinwesen, wo noch nichts gefestigt, alles noch im Flusse ist, wo Dynastien über Nacht emporkommen und am nächsten Morgen wieder versinken, wo die Hoffnung lustig OneStep tanzt, während die Erde erbebt, wo Meer und Flüsse das Land überfluten und der Tod beim Hochzeitsfest zu Gaste ist.

Und wie das alles so wurde und warum, das sollte dieses Buch beschreiben. Nichts mehr, nichts weniger. Darum ist es vielleicht eher ein Handbuch zeitgenössischer Seelenkunde als eine Geschichte.

Der Geschichtschreiber hat einen schweren Stand: spricht er die Wahrheit, so erregt er den Zorn der Menschen; überliefert er Unwahrheiten, kann er vor Gott nicht bestehen, der in seinen Urteilen Wahrheit und Lobhudelei erkennt.

Beda Venerabilis



Wie der Mensch Amerikas Schätze hebt und Kräfte nützt



Wie der Mensch Amerikas Schätze hebt und Kräfte nützt

Druckanordnung und Einbandentwurf
K. E. Mende, Berlin

